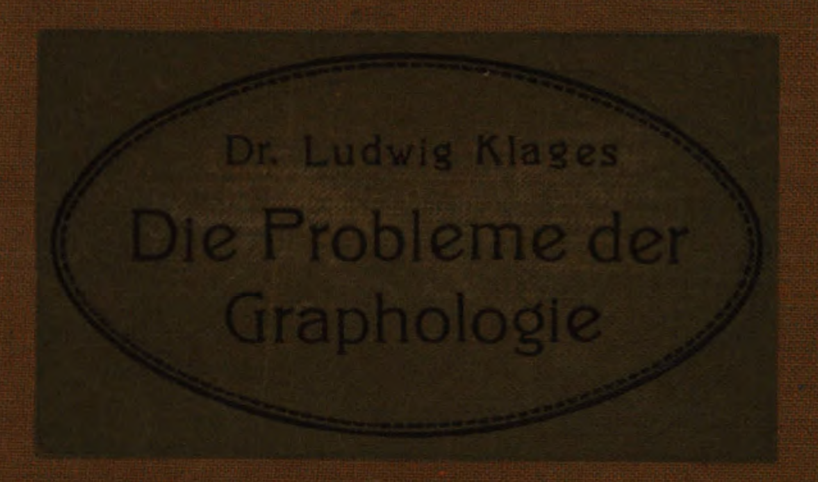
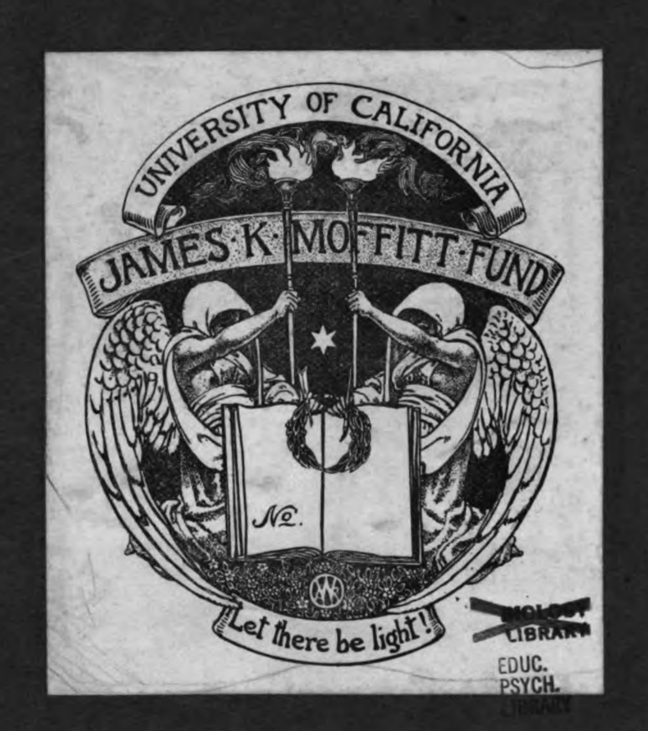
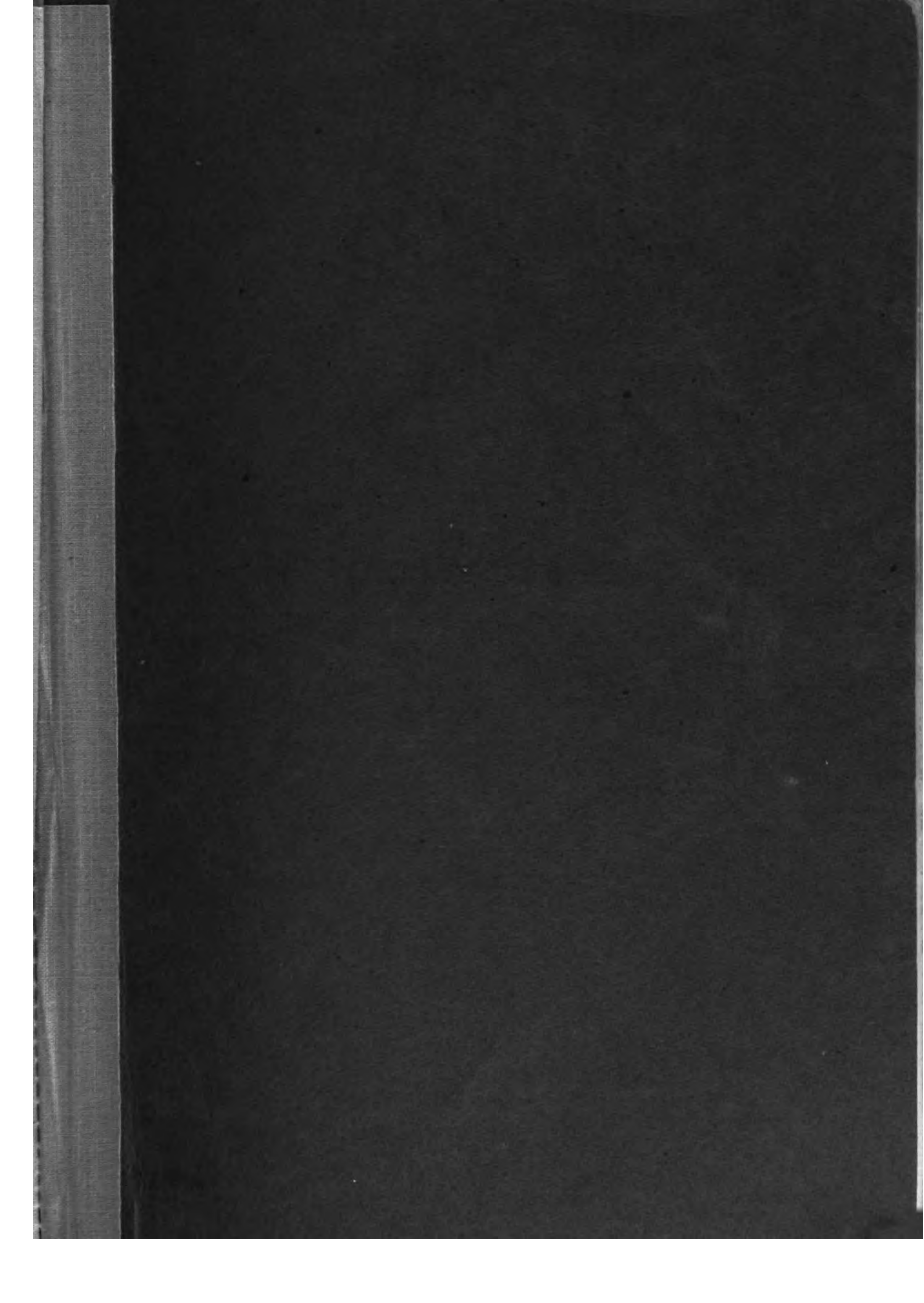
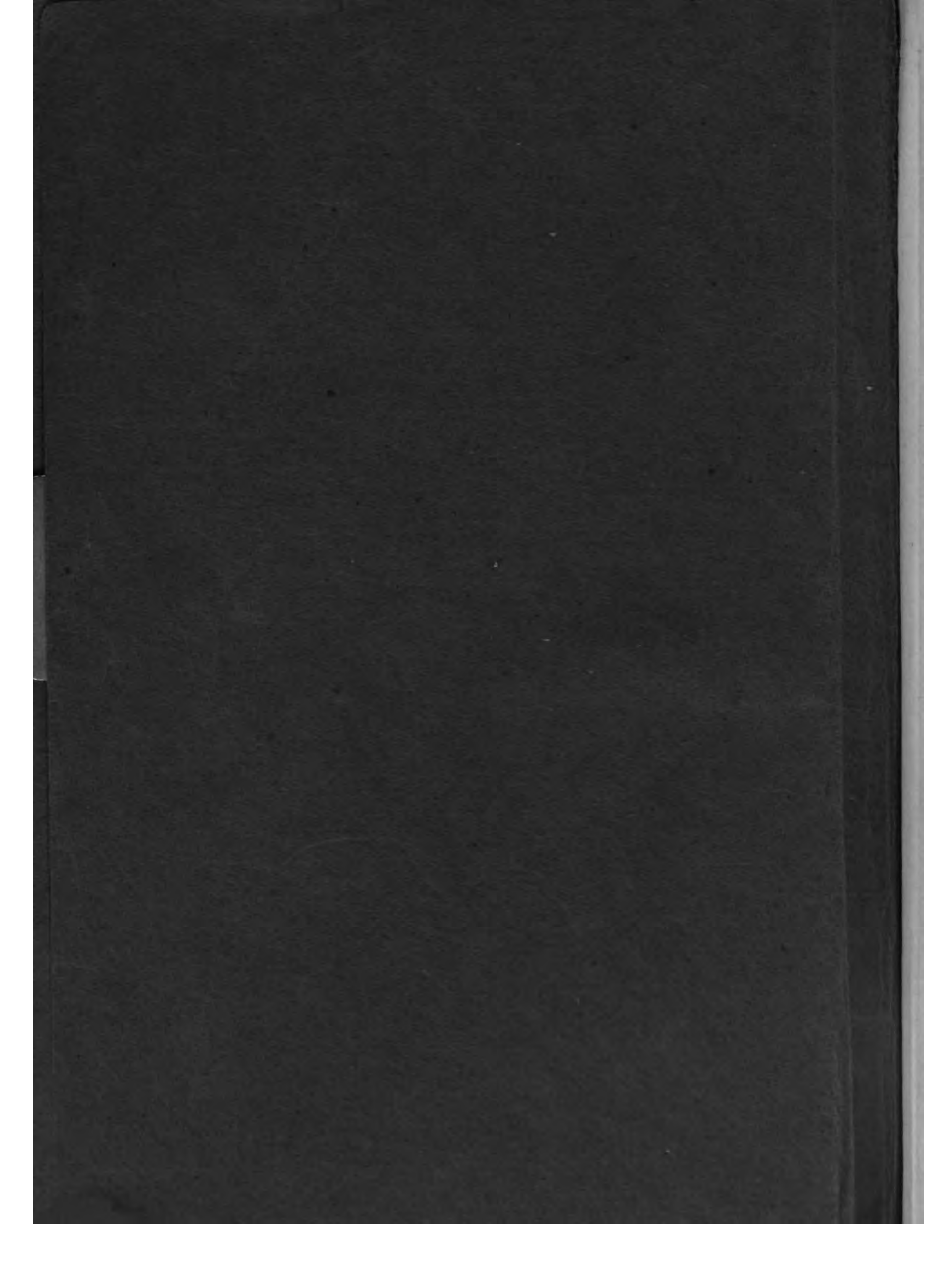




Leipzig
Verlag von Johann Ambrosius Barth


UNIVERSITY OF CALIFORNIA
JAMES·K·MOFFITT·FUND
No.
Let there be light!





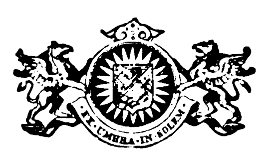
Die Probleme der Graphologie

Entwurf einer Psychodiagnostik

von

Dr. Ludwig Klages
Vorsitzendem der Deutschen Graphologischen Gesellschaft

Mit 178 Figuren und 5 Tabellen





LEIPZIG 1910
Verlag von Johann Ambrosius Barth

Einführendes Vorwort.

Was hier unter dem Titel von „Problemen der Graphologie“ der Öffentlichkeit übergeben wird, ist nicht ein „Lehrbuch“ zur Verbreitung jener etwas zweifelhaften Kenntnisse von angeblich in der Handschrift fixierten Charakterzeichen, die uns mit Berufung auf vergessene Autoritäten oder auch als dogmatische Behauptungen so häufig entgegentreten, sondern der in unserem Sinne bisher einzige Versuch einer Fundamentierung der Wissenschaft vom Ausdruck überhaupt, als dessen zurzeit für die Forschung freilich wichtigste Zone wir die Tätigkeit des Schreibens erachten. Wenn wir gleichwohl einen Namen beibehalten, der durch eine Dilettantenliteratur von vorderhand noch erschreckender Üppigkeit für ein strengeres Denken kompromittiert erscheint, so zwingen dazu Forderungen historischer Gerechtigkeit, deren kurze Erörterung uns zugleich überleite zu den besonderen Zwecken dieses Buches und zu den Grundbegriffen seiner Materie.

Niemand zweifelt heute mehr am Vorhandensein suggestiver Praktiken, längst ehe die Wissenschaft dafür Namen und These fand. Das „Volk“ kennt seit grauer Zeit die besondere Blitzgefahr der Eiche, die man kürzlich physikalisch bestätigte*). Die früher chemisch widerlegten, von denen, die daran genasen, aber stets geglaubten Heilquellen, erweisen sich gegenwärtig als radiumhaltig. Die noch vor einem Menschenalter von jedem „Gebildeten“ mitleidig belächelte „Wünschelrute“ ist im Begriffe, der Forschung die Pforte zu erschließen in ein wesentlich neues Erscheinungsgebiet. Kurz, jene Weistümer unbekannter Autorschaft, die als „Bauernregeln“ und „Wahrsprüche“ umlaufen, und neben ihnen manche inspiratorische Sätze vorwegnehmender Geister bergen zum Teil einen Wahrheitskern in oft zwar ebenso unansehnlicher als irreführender Schale. Aus Gründen,

*) Eine niederdeutsche Bauernregel sagt:

„Vor Eichen sollst du weichen —
Vor Fichten sollst du flüchten —
Die Buchen sollst du suchen.“

Und in der Tat hat man neuerdings festgestellt, daß der Blitz weit mehr als zehnmal so oft in Eichen als in Buchen einschlägt, was man mit dem größeren Ölgehalt der Buche zu erklären sucht.

die im Haupttext erörtert werden, gilt das zumal für die Wahrheiten volksmäßiger Menschenkunde, in deren Umkreis auch die Graphologie erwuchs.

Die sachliche Unterlage ihrer Lehren bilden Beobachtungen und Intuitivurteile psychologischer Laien, die bei ihren mehr als unmethodisch betriebenen Forschungen ausschließlich von dem Wunsch geleitet waren nach einem mühelos rasche Erfolge verbürgenden Mittel der Menschenkenntnis. Ihre Behauptungen mochten darum zunächst der Zigeunerweisheit ähnlicher sehen als einer möglichen Wissenschaft. Allein schon Preyers mit frischem Wagemut darauf gegründete „Psychologie des Schreibens“ machte die Brauchbarkeit mancher Befunde erwägenswert, die psychologisch zu fixieren ihm wirklich gelang. Und vollends jedem Unvoreingenommenen Halt gebieten mußten die teilweise erstaunlichen Leistungen der zwar nur spärlich gesäeten graphologischen Techniker, die den formlosen Stoff tatsächlich zu meistern vermochten zum Zweck der gewünschten Personaldiagnostik. Man muß es erlebt haben, wie an der Hand eines inhaltsarmen und oft nur wenig umfangreichen Schriftstückes der gewiegte Praktiker ein Charakterbild des Schrifturhebers entstehen läßt von unvergleichlicher Präzisität und überraschender Vollständigkeit, um nicht mehr zu zweifeln, daß hier im Schutt unreifer Formeln und schlechter Argumente ein geistiger Schatz verborgen liege, der gehoben mit tiefen, ja wohl gar umwälzenden Einsichten lohne.

Solche Erwartungen der kleinen Gruppe zuversichtlicher Forscher, die sich vor nahezu 15 Jahren gemeinsam der Graphologie zuwandten, und nicht sehr viel später zur „Deutschen Graphologischen Gesellschaft“ zusammenschlossen, sind nun durch die Entwicklung der Sache in der genannten Zeitspanne nicht enttäuscht, wohl aber in mehr als einem Stück übertroffen worden. Von der herkömmlichen Graphologie zwar blieb nur ein Teil und auch der nur in ganz veränderter Fassung über. Die Aufgaben aber, die man sich stellen mußte, und die zu ihrer Lösung erforderlichen Untersuchungsmethoden zwangen zur Schaffung eines psychologischen Unterbaues, den das schulmäßige Denken der Gegenwart nicht zu bieten vermag. Indem wir, um im Gleichnis zu sprechen, einen schmalen und krümmungsreichen Pfad durch dorniges Gestrüpp verfolgten, zog uns allmählicher Anstieg in weglosen Hochwald und führte nach mancherlei Irrgängen zuletzt auf den freien Kulm eines Berges, der, wenn nicht alle Zeichen trügen, verheißungsvollen Ausblick gewährt in psychologisches Neuland. Auf dem Gipfel uns wendend bemerken wir wohl, daß noch andere Wege ihn erreichen; um so weniger dürfen wir das Anfangsstück desjenigen verleugnen, der unsere Richtung entschied:

das will sagen die von den Früheren doch zu voreilig verschmähte „Graphologie“!

Wenn darnach für die Erhaltung des Namens gewichtige Gründe sprechen, so bemerkt man doch auch, wie sehr wir uns selbständig zu machen gedenken in der Behandlung der Sache. Gegenstand der Darstellung sind nicht die Lehren der kanonischen Graphologie, sondern ist deren kritische Verwertung zum Behuf des Aufbaues einer Physiognomik der Funktionen. Wir sehen in den verifizierbaren unter den graphologischen Funden ein beziehungsreiches Psychologieproblem und wir unternehmen seine Lösung mit dem Entwurf einer Morphologie der Charaktere. Wir setzen ein speziell graphologisches Wissen also, streng genommen, voraus, wenn es auch jeder einigermaßen psychologisch Geschulte spielend miterwirbt durch Lektüre eines Systems der Ausdruckslehre, das gerade von dort seine stärksten Impulse empfing.

Das damit gekennzeichnete Forschungsmotiv bestimmt nun auch Gliederung und Abfolge des Gedankenganges. Wir untersuchen in den ersten Abschnitten die Grenzen eines Gebietes, in das ihrer unkundig noch keiner unserer Vorgänger eintrat ohne die Gefahr, sie gelegentlich mit falschen Prätentionen zu überschreiten. Die Präzisierung eines Begriffs der „Ausdrucksschwelle“, die Erörterung ihres Unterschiedes von den persönlichen Ausdruckstendenzen und die Explikation des Zusammenhanges beider bildet den ersten Vorstoß in ein noch wenig betretenes Psychologiegebiet, der uns mit der willkommenen Nebenausbeute einer Theorie des hysterischen Charakters und seiner Erkennbarkeit aus der Handschrift lohnt.

Durch die Notwendigkeit der Befassung mit verfügbaren Funden und gedanklich nahestehenden Ansätzen Früherer erhält zumal dieser Teil unserer Arbeit (bis zum III. Abschnitt inkl.) zugleich das Gepräge eines Rückblickes auf vor uns Geleistetes. So wenig wir bemüht waren um die Geschichte der Vorstadien unserer Wissenschaft, so sehr doch legten wir Gewicht auf den Nachweis jeder irgendwie brauchbaren Quelle. Auch der ungelehrteste Name durfte nicht verschwiegen werden, dem wir die kleinste sachliche Ermittlung oder eine fruchtbar gemachte Denkanregung verdanken. Wesentlich erleichtert wird solcher Nachweis durch die seit mehr als einem Jahrzehnt bestehende Organisation der schon erwähnten graphologischen Gesellschaft, neben deren periodischen Publikationen so bei uns als im Auslande nichts von Bedeutung hervorgetreten.

Den besonderen Boden der Graphologie verläßt erst völlig der im IV. Abschnitt gebotene Versuch einer Begründung ihrer am besten gesicherten Thesen mittelst eines spekulativen Rüstzeugs, dessen Ge-

brauch das heutige Denken in wesentlichen Stücken verlernte. Um darauf zum vorhinaus einiges Licht zu werfen, müssen wir den Gegenstand selbst berühren.

Auf die psychischen Entstehungsbedingungen der Schreibtätigkeit, als mit welchen ausschließlich die Graphologie es zu tun hat, stößt man nach Abzug aller Schreibumstände: der Materialeinflüsse und beteiligten Körperorgane, zumal also Hand und Auge. Wie an Ort und Stelle ausführlich erörtert wird, sind von den psychisch verankerten Körperfunktionen nun weitaus die meisten, und ist jedenfalls die Schreibbewegung aus zwei Elementen zusammengesetzt: dem geradezu gewollten oder doch willkürlich erworbenen auf der einen und dem unwillkürlichen auf der anderen Seite. Das teilt das Problem in zwei Unterfragen: nach den Gesetzen der (nur scheinbar regellosen) „Willkür“ und nach den Bedingungen der überhaupt nicht bewußten Impulse, die sich durch Ablenkung der gewollten bekunden. Der jener gewidmete zweite Abschnitt unseres Buches belegt die Hauptformen graphischer Selbstdisziplin und macht wenigstens vermutbar den Reichtum noch unausgeschöpfter Möglichkeiten einer künftig vielleicht gerade hier erfolgreich weiterbauenden Diagnostik*), muß aber im ganzen die Lückenhaftigkeit des gegenwärtigen Wissens bekennen, das allein in der Graphologie nur eben bis zu den Problemen gelangte an einem Punkte, wo es zu entscheidender Antwort allerdings der Beobachtungen und Versuche bedürfte.

Anders steht es um den unbewußten Funktionsbestandteil, der, wie sich zeigen wird, ohne Vermittlung aus dem Psychischen stammt und daher das Innenleben zu räumlicher Darstellung bringt. Hinsichtlich seiner verliert — das sei nebenher erwähnt — die Schreibbewegung gänzlich die ihr bisweilen immer wieder zugedachte Ausnahmestellung. Wie das Psychische nur eines ist, so auch notwendig seine Erscheinungsform im Gehen, Sprechen, Gestikulieren usw. und allen davon hinterlassenen Niederschlägen. Nur darum bevorzugen wir den Duktus des Schreibens, weil sein Ergebnis, die „Handschrift“, als bleibend der

*) Mehr nur der Vollständigkeit halber als um des von uns zu bietenden Neuen willen gaben wir bei der Gelegenheit auch einen „Exkurs über gerichtliche Schriftexpertise“, ohne jedoch leider berücksichtigen zu können das von Meyer und Schneickert inzwischen herausgegebene „Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen“ (Verlag Johann Ambrosius Barth), das noch nicht vorlag, als jenes Kapitel schon gedruckt war. — Vollends nur flüchtig streifen durften wir das bis heute psychologisch gänzlich unbebaute Feld der stilisierten Handschrift, dessen gewissermaßen ästhetischen Winkel, die sog. „ornamentale Schrift“, jüngst in hervorragender Weise bearbeitete Rudolf von Larisch. Man vergleiche zumal seine Bücher: „Über Leserlichkeit von ornamentalen Schriften“ und „Unterricht in ornamentaler Schrift“. 2. Aufl. 1909.

längsten Prüfung standhält und dazu reicher gegliedert ist als z. B. die Gangspur. — Aus der Gleichheit ihrer Herkunft folgt aber weiter für alle Ausdrucksmerkmale die Gleichheit der Gesetze, die ihren „Sinn“ erschließen. Was vom Mechanismus seines Zusammenhanges mit der psychischen Prämisse für ein beliebiges Bewegungsmoment erkennbar wird, das betrifft unabweislich den Ausdruck überhaupt und gestattet die Ableitung unbeschränkt zahlreicher Einzelfälle. Das Beobachtungsmaterial hat nur die Funktion des zwar unentbehrlichen Bestätigungsmittels. An die Stelle des falschen Brauchs, Symptome zu häufen mit der trügerischen Hoffnung auf ein empirisches Fazit, setzen wir die deduktive Behandlung der Ausdruckslehre. Den Gegensatz macht dann vollkommen, daß wir der Logik des Gedankens gemäß sie zum Führer nehmen in die terra incognita der Persönlichkeit!

Die Zeit ist vielleicht nicht mehr allzu fern, wo der in Gelehrtenkreisen hartnäckig festgehaltene Glaube an die Erforschbarkeit von Charakteren durch experimentelle Erprobung ihrer Fähigkeitsunterschiede im Kopfrechnen, Auswendiglernen, Behalten und dergleichen allgemein ins Wanken gerät. Aber sei dem nun wie ihm wolle: wir haben einen kürzeren und weniger ungewissen Weg. Wenn es expressive Funktionen gibt — und niemand zweifelt daran — so offenbart ihrer jede das psychische Ganze, aus dem sie stammt: d. h. den Charakter. Man streife das denkgeschichtlich befestigte Vorurteil ab, das uns aus Bewegungen zwar abzulesen erlaubt die affektiven Störungen der Persönlichkeit, die Gegenwart ihrer selbst zu erkennen aber verbietet — und man besitzt im Ausdruck ein Instrument zur Demarkierung des Innenlebens, wie es von gleich universeller Dienlichkeit kein zweites gibt. Man hat die Seele im Gehirn gesucht: wir weisen sie nach in der Form, deren sinnlich gegliederte Teile das regulative Prinzip abgeben zur (ohne sie gleichsam im Finstern schaltenden) Unterscheidung von Varietäten des Psychischen*).

Ähnliches versuchte nun zwar auch die alte Physiognomik der Organe, aber sie tat es mit psychologisch ganz untauglichen Mitteln. Und wenn wir in Plan- und Endziel von heutiger Psychologie zwar

---

*) Anfänglich war ein charakterologisches Kapitel im IV. Abschnitt und ein V. Abschnitt „Charakterologie“ geplant, worauf infolge der außerordentlich langen Entstehungsfrist des Buches und der etappenweise vorschreitenden Drucklegung leider dreimal Bezug genommen wurde, nämlich S. 141 oberes Drittel (dort wird auf das fragliche Kapitel des IV. Abschnitts hingewiesen, das später durch ein anderes zu ersetzen war), S. 168 unten und S. 194 oben. Am Ende erwies sich jedoch das charakterologische Material als viel zu reichhaltig, um kapitelweise in ein wesentlich diagnostisches Werk eingestreut werden zu können, daher wir es zusammenhängend bearbeiteten in unserem Buch „Prinzipien der Charakterologie“, das nun zugleich ein Supplement des vorliegenden bildet.

stark uns entfernen, so ziemt uns doch auch die Anerkenntnis, daß wir ohne die brauchbaren ihrer Leistungen, die man an passender Stelle nach Gebühr gewürdigt findet, eines wohl unersetzlichen Werkzeugs hätten entbehren müssen. — Außerdem stand jenen Physiognomisten hemmend im Wege ihr schon eingangs von uns berührter Wunsch nach recht überzeugender Nützlichkeit ihrer Systeme im Dienste der Praxis. Was sie durch spezifischen Takt und aus persönlicher Gabe im gedanklichen Aufbau fremder Individualitäten physiognomisch zu leisten sich imstande fühlten, das wollten sie niederlegen in einer bedingungslos gültigen Zeichensprache zum handlichen Gebrauch für jedermann. Demgegenüber heben wir zum Schluß mit Bezug auf die „Handschriftendeutungskunde“ ausdrücklich hervor, daß es ungeachtet ihrer zum Teil bedeutenden Erfolge noch keine Formel gibt, die der Verwertung graphologischer Einsichten zum Behuf einer Konstruktion der Persönlichkeit in Begriffen den Charakter der Allgemeinverbindlichkeit verliehe. Wir halten uns streng in den Grenzen der vorerst allein zu fassenden analytischen Hälfte und erhoffen von der Zukunft das kühnere Wagnis einer Wissenschaft der diagnostischen Synthese.

Inhalt.

Seite

III. Abschnitt.

Die persönliche Ausdrucksschwelle.

IV. Abschnitt.

Graphologische Deduktionen.

Druckfehler und Berichtigungen.

S. 7, Zl. 12 lies: Graphologie statt Grapologie.
S. 18, Anm. 6 lies: Anhang III. statt Anhang II.
S. 42, Zl. 28 lies: komplizierte statt kompliziertere.
S. 60, Anm. 28, vorletzte Zeile lies: ganz gewöhnliche statt ganze gewöhnlihe.
S. 80, Anm. 41, Zl. 8 lies: geeignet statt geeignet.
S. 84, Zl. 3 lies: näher der statt näher die.
S. 85, Zl. 15 lies: ein gebildeter statt eingebildeter.
S. 86, Zl. 5 lies: Bewegungen statt Bewegung.
S. 88, Anm. 45 lies: Hans statt Hanns.
S. 106, Zl. 26 lies: Richtung statt Reichtung.
S. 126, letzte Zeile lies: Zweifel statt weifel.
S. 127, Zl. 20 lies: ihm statt him.
S. 133, Anm. 67, vorletzte Zeile lies: in statt In.
S. 138, Anm. 70, letzte Zl. lies: 33 statt 3.
S. 142, Anm. 73, letzte Zeile lies: Auffälligkeit statt Auffälligkei.
S. 148, Fig. 97 lies: vorherrschend statt vorherrschen.
S. 155, Zl. 25 lies: vom statt vor.
S. 170, Anm. 84, Zl. 6 lies: Irrationales statt irratinales.
S. 225, Zl. 1 lies: Bedeutungen statt Bedeutung.
S. 225, Zl. 8 lies: Fig. 163 statt Fig. 141.

Erster Abschnitt.

Vorgeschichte.

I. Kapitel: Michon.

Das Rohmaterial, auf das sich seit dem Jahre 1875 alle graphologischen Forschungen beziehen, ist niedergelegt im „Système de Graphologie" von Jean Hippolyte Michon. Er ist für alle Späteren der Pfadfinder gewesen. Mit konkreter Beobachtungsgabe und zähem Sammlerfleiss verband sich in ihm der intuitive Scharfblick des Entdeckers. Ohne über eine Methode zu verfügen und bei unvollkommenster Einsicht in die Kausalität der vermuteten Entsprechungen trifft er dennoch fort und fort ins Schwarze. Seinen nahezu vierzigjährigen Bemühungen verdanken wir von den heute überhaupt bekannten Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter weitaus die meisten. Minder ein System als eine riesige Ansammlung graphischer „Zeichen" bietend hat er das glänzend bewährte Fundament graphologischer Technik gelegt und die Forschung für Jahrzehnte mit „Problemen" versorgt.

Damit ist seine Bedeutung, damit auch die Grenze seiner Bedeutung ausgesprochen. Eine Wissenschaft hat es mit Beweisen und Gesetzen zu tun: Michon jedoch hat die wirklich brauchbare Beweisführung nicht einmal vorbereitet. Er stellte Erfahrungsregeln auf und erzeugte damit das Objekt einer Wissenschaft.

Wir müssen hier sogleich eines verhängnisvollen Irrtums gedenken. Erfreut in Michons Regeln ein vorzügliches Hilfsmittel der Diagnostik zu besitzen, hielt man die Sache methodisch für erledigt. Angesichts der Un-

summe menschlicher „Eigenschaften" war die Schwierigkeit neue „Zeichen" zu finden, keine allzugrosse. Da war ein Häkchen, eine besondere Krümmung, ein seltsam angebrachter Druck, dort eine charakteristische Nachbesserung, eine auffallende Unterstreichung noch unberücksichtigt geblieben, an der sich dilettantischer Scharfsinn üben mochte. Und umgekehrt: noch galt es die Symptome für Geistesgegenwart, für Beredtsamkeit, für Bigotterie, für Naschhaftigkeit, für Gedächtnisschwäche und so manche andere „Tugend" und „Untugend" aufzuspüren. In gewiss nur „allzu menschlichen" Zügen tief verankert ist die „Zeichendeuterei" stets und überall eine gern gepflogene Unterhaltung der Geister gewesen. An sich selber harmlos entfaltet sie doch leider eine sehr unheilvolle Wirksamkeit, sobald sie sich mit wissenschaftlicher Einsicht verwechselt. Kraft ihrer wohnt jeder Symptomenlehre die Neigung inne, masslos ins Kraut zu schiessen und die plastischen Kräfte der Vernunft unter einem Gewirr von Formeln zu ersticken. Zum Teil wenigstens deshalb und nicht einzig, weil die rationalistische Denkströmung ihren Unterbau hinwegfegte, ist d i e Seelenkunde fast spurlos dahingegangen, die sich an der mittelalterlichen Astrologie und Mantik herangebildet hatte. Wir bemerken dort und es wiederholt sich auf anderen Gebieten bis in die neueste Zeit, dass ächte Zeichen, vermöge eines inspiratorischen Schwunges von genialen Intelligenzen erdeutet, statt ihr Wissen zu tradieren, für schablonenselige Köpfe zu Ansatz- und Haltepunkten höchst fragwürdiger Gespinnste werden, in denen sich eine etwas armselige Form des intellektuellen Spieltriebs befriedigt. Insonderheit die Gabe der „Unterscheidung der Geister" (um Paulinisch zu reden) scheint solcher Entartungsweise ausgesetzt und es fehlt nicht an Beispielen, dass Divination und spintisierende Subjektivität sogar in e i n e r Persönlichkeit verbunden sind. Der typische Fall ist L a v a t e r, der in Gestalt seiner Physiognomik zusamt einer vielversprechenden Frucht auch gleich das Uebel schuf, das sie zerstören musste. Solcherart können schon blühende Wissenschaften in Verfall geraten, noch sich entwickelnde aber geradezu verschüttet werden. Nicht nur die Handschriftendeutungskunde, sondern z. B. auch die heutige Medizin (anderer Disziplinen zu geschweigen) trägt alle Kennzeichen ähnlicher Herkunft und wird noch lange an dem überkommenen Missverhältnis zwischen Aetiologie und Symptomatik zu bessern haben.

M i c h o n s „Système" — so gewiss der würdigste G e g e n s t a n d methodischer Forschung als unfraglich n i c h t schon ihr E r g e b n i s — war deshalb und ist noch gegenwärtig der unversiegliche Quellpunkt zeichendeuterischer Spielereien, welche das neue Gebiet dem wissenschaftlichen Denken eine Zeitlang mit Erfolge entzogen. Auch die „Deutsche graphologische Gesellschaft" hatte anfänglich dieser Richtung ihren Zoll zu zahlen. Die inzwischen ohne Nachteil

begrabenen „neuen Deutungen“[1]), obschon prinzipiell berechtigt, blieben inhaltlich meist in jenem Vorstadium des strengeren Denkens stehen. Man versuchte durchweg eine neue Beziehung so zu erklären, dass man sie aus schon kursierenden „Zeichen“ zusammensetzte. Wenn bereits diese im allgemeinen schwankend und vieldeutig sind, so muss vollends jeder Sicherheit entbehren, was man erst herstellt durch ihre Verknüpfung. Mochten einige Arbeiten durch besonnenere Führung hervorragen[2]), der eingeschlagene Weg war aussichtslos und überdies für — Nachzügler. Denn inzwischen hatte sich bereits die Wende vollzogen.

II. Kapitel: Preyer.

In Frankreich wird die zweite Phase der Graphologie durch Crépieux-Jamin, in Deutschland ungetrübter und charakteristischer durch Preyer bezeichnet. Er begriff, dass der angehäuften Erfahrungsmasse gegenüber



Fig. 1. Handschrift eines Hypnotisierten, der sich für Napoleon hält.

dreierlei nottue: Vereinfachung, Nachprüfung und Einordnung des Erprobten in umfassendere Denkbereiche. — Zu vereinfachen war zunächst die graphische Seite. Die zahllosen Einzelmerkmale mussten nach generellen Gesichtspunkten aufgelöst und an wenige grosse Gruppen verteilt werden. Preyer leistete dies und schuf dergestalt (in seinen Grundbegriffen glücklicher als Crépieux) die im wesentlichen wohl bleibenden Grundlagen formaler Schriftanalyse.

[1]) Vergl. Berichte. 1897. S. 37. 53. 126. 148. Berichte. 1898. S. 27. 47—48. 69—79. 128—134. Graph. Monatshefte. 1899. S. 34—35. 47—51. 81—83. 103—108. 125—128.

[2]) Siehe Anhang I.

Hinsichtlich der Prüfung beschränkte er sich auf den experimentellen Nachweis, dass die „Handschrift" „Gehirnschrift" sei, während man in Frankreich und Dänemark mit einigem Erfolg die hypnotische (und Wach-) Suggestion heranzog, um die Abhängigkeit wenigstens auffälliger Schriftänderungen von psychischen Schwankungen darzutun. Fig. 1. Von dem durchaus richtigen Gedanken geleitet, dass ein nur empirisch Gewonnenes am überzeugendsten durch Deduktion bewahrheitet wird, legte Preyer bei weitem das grösste Gewicht auf den dritten Punkt: die Zurückführung der speziell graphologischen auf allgemein psychologische Tatbestände. Obwohl er (aus teilweise unten noch zu berührenden Gründen) wenig erschöpfende Erklärungen bieten konnte, muss man doch sein Hauptverdienst in diesem Verlangen nach theoretischer Gewissheit sehen, durch das er die drohende Erstickungsgefahr der „werdenden Wissenschaft" für immer beseitigte. Nicht so sehr Resultate hat er hinterlassen als die Richtung gewiesen und die wissenschaftliche Forderung fixiert: dass nämlich die charakteristische Schreibbewegung immerdar zu verstehen sei aus der Bewegungsweise des ganzen Körpers. — Ein Beispiel möge das erläutern.

Kurvenreichtum (Fig. 2) wurde empirisch auf Weichheit, Beeinflussbarkeit, Sanftheit; Winkelreichtum (Fig. 3) auf Unnachgiebigkeit, Härte,

Fig. 2. Kurvenreichtum.

Starrsinn oder auf Reizbarkeit und Heftigkeit gedeutet. Preyer entkleidet diese Annahmen ihres Scheines empirischer Singularität und bringt sie dem Verständnis näher durch folgende Parallelisierung (P. „Zur Psychologie des Schreibens" Seite 73.):

„Wer geneigt ist, im Leben möglichst Gegensätze zu mildern, Kontraste auszugleichen, Feinde zu versöhnen, plötzliches Abspringen von einem Gedanken zum andern zu vermeiden, Härten zu beseitigen, Unvermitteltes

zu vermitteln, auseinandergehende Meinungen etwa durch einen Komprimiss zu vereinigen, der wird im allgemeinen auch in denjenigen willkürlichen Bewegungen, die gewohnheitsmässig sehr oft, schliesslich unbewusst geschehen, das Plötzliche vermeiden, von einer Bewegung zur antagonistischen, von einer Streckung zur Beugung und umgekehrt, allmählich und weniger barsch übergehen, als der Schroffe, welcher die Neigung hat, Gegensätze zuzuspitzen, Kontraste zu verstärken, Feindseligkeiten durch Verhetzung von einzelnen wie von Massen hervorzurufen oder zu schüren, mitten im friedlichen Verkehr einen Anlass zum Streit vom Zaune zu brechen, einen Tadel in harte Worte verletzend zu kleiden, sich um Arme und Verlassene nicht zu kümmern, auch wenn es ihm nahe gelegt wird, divergierende Ansichten besonders in der Politik zu begünstigen und Spaltungen zu bewirken.

Jener ist ein Freund der Abrundung von ungehörigen Kanten, der Ueberbrückung von Kluften, der Verbindung von Getrenntem,

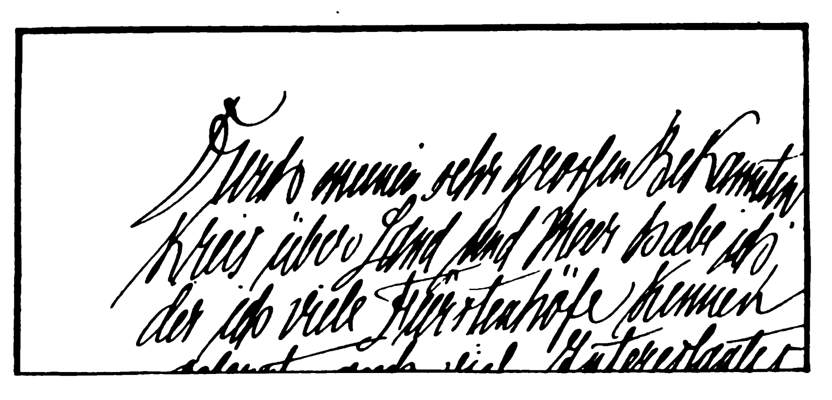


Fig. 3. Winkelreichtum.

das seiner Meinung nach zusammengehört, dieser lässt das Spitze, Eckige und Runde unvermittelt nebeneinander stehen, auch wo es nicht zusammenpasst. Jener ist wohlwollend, ist selbstloser Handlungen fähig, schmiegt sich an in Freundschaft, dieser auf die Dauer nicht. Jenem sind Herzensgüte, Milde, Sanftmut, Barmherzigkeit, Mitleid, Freundlichkeit Lieblingstugenden, Nachgiebigkeit, Weichheit, Schlaffheit öfters eigen, diesem nicht. Während jenem Eigensinn, Unversöhnlichkeit, Halsstarrigkeit, Grausamkeit, Herzlosigkeit, berechnende Selbstsucht fremd sind, kann dieser solche Eigenschaften stark ausgeprägt zeigen. Sie äussern sich manchmal schon korrelativ durch eine Diskantstimme und durch eine gewisse

Raschheit und unmotivierte Plötzlichkeit der Zungen- und Lippenbewegungen beim Sprechen, besonders zu Beginn desselben, durch eine unvermittelte Aufeinanderfolge von Arm- und Handbewegungen bei alltäglichen Hantierungen (Werfen, Schnellen, Schleudern statt Legen, Geben, Heben). Das Barsche, das Derbe, das Grobe, das Polternde, egoistische Rücksichtslosigkeit sind Extreme dieses Wesens, wogegen der meistens langsam, wenn auch keineswegs immer würdevoll, bedächtig und gemessen sich Bewegende viel mehr anmutige Stellungen, Haltungen und Lagen einnimmt als jener und dadurch den grössten Gegensatz zu ihm bildet. Der Wohlwollende beugt sich vor, wenn er angebettelt wird und gibt, der Unfreundliche nicht. Bei fast allen ihren willkürlichen Bewegungen, beim Gehen und Auftreten, beim Sprechen und Kopfdrehen, beim Wenden des Blickes und Darreichen der Hand, beim Reiten, Tanzen, Schwimmen, Turnen, Rudern usw. können die Individuen der beiden Abteilungen an der Art des Uebergangs von einer Bewegung zu der ihr entgegengesetzten erkannt werden. Die einen vermitteln, die anderen verschärfen die Gegensätze.

Dieser Unterschied tritt nun bei keiner willkürlichen Bewegung so deutlich hervor wie beim Schreiben. Denn hier macht die Federspitze, folglich auch die Arm- und Handmuskulatur in kleinem Raume in kurzer Zeit die längste Folge von ungleich und entgegengesetzt gerichteten Bewegungen durch.

Der eine kann diese letzteren nicht ohne sehr häufige, zeitweise sogar ausnahmlose Vermittlung der beiden divergenten Richtungen der Federzüge, die in der Schrift eine Ecke, eine Spitze, einen Winkel bilden würden, ausführen; der andere reiht dagegen die eine Bewegung unvermittelt an die vorhergehende an; er setzt die Feder an und pausiert, wenn sie zuerst hinaufging, einen Augenblick ohne sie vom Papier zu entfernen, um dann sogleich die entgegengesetzte Bewegung nach unten zu machen. Dadurch entsteht notwendig eine spitze Ecke, die dem von Natur Schroffen gefällt oder seinem Wesen entspricht. Der Milde oder Sanftmütige dagegen benutzt jene sehr kurze Pause am Ende des ersten Federstriches nach oben, um Richtungen einzuschlagen, welche zwischen der ersten und der ihr entgegengesetzten liegen .... Bei der runden Schrift steht die Feder während eines Zuges nicht einen Augenblick still, sondern geht kontinuierlich von der Anfangs- in die Endrichtung über, indem sie alle zwischen beiden liegenden Richtungen des Schriftkompasses tatsächlich durchläuft, wie die Zirkelspitze, welche einen Kreisbogen beschreibt ....“

Wir haben mit diesem für die graphologische Denkweise Preyers typischen Beispiel deduktiver Schriftinterpretation genau den Punkt bezeichnet, bis zu welchem unsere Wissenschaft gediehen war vor Gründung der

„Deutschen graphologischen Gesellschaft". Das Material war gegeben und ein Versuch seiner wissenschaftlichen Verarbeitung lag vor. Was haben nun dem die letzten neun Jahre hinzugefügt?

Weniger und mehr als man erwartet hätte. — Einigermassen gesicherter Erklärungen besitzen wir auch heute erst eine sehr geringe Anzahl, eine Vermehrung der Herleitungsprinzipien wurde mehr in Aussicht genommen als wirklich durchgeführt, die Handschriftenkunde ist nur wenig vorgeschritten und das Experiment blieb nach wie vor fast unerprobt — aber die Probleme haben sich geklärt und differenziert, der Berechtigungsnachweis graphologischer Schriftbetrachtung wurde in weit strengerer, man darf sagen in unanfechtbarer Weise geführt, die wirklichen Grundlagen der Sache, bis dahin nur vermutet, traten ins Bewusstsein und vor allem: die Grapologie wurde der Ausgangspunkt gewisser Fragestellungen und (z. T. schon Antworten), durch die sie berufen erscheint, über die gesamte Region der Geisteswissenschaften ein neues Licht zu verbreiten. — Doch wir wollen das zunächst im einzelnen näher ins Auge fassen.

Zweiter Abschnitt.

Die Willkür in der Handschrift.

I. Kapitel: Die Materialbedingungen.

Wer eine Tatsachenmasse theoretisch bewältigen will, wird sich zunächst einmal Klarheit verschaffen über seine Aufgaben. Fragen werden laut: was man denn eigentlich zu wissen strebe, welche Mittel man habe des Beweisens und Findens, welcher Grad von Sicherheit den Ergebnissen beschieden sei. — Der Graphologe insbesondere sieht sich von vornherein gewissen Einwänden gegenüber, die am Fundament seines Baues zu rütteln scheinen. Die Handschrift, so sagt man, sei im wesentlichen der Niederschlag zufälliger Angewöhnungen, psychologisch gesprochen also ein Erzeugnis der Willkür. Die einzig zutreffende Antwort lautet: allerdings hat die Willkür an der Handschrift teil, aber bleibende Spuren hinterlässt sie nur in dem Masse, als sie vom „Charakter" determiniert ist. Art und Grösse auch ihres Einflusses auf die Schriftzüge ist dispositionell bedingt und wir erkennen daran die Persönlichkeit nicht minder als an denjenigen Formen, welche der Wirksamkeit vorwaltend unwillkürlicher Impulse entstammen. Was ein verderbenbringender Einwand schien, haben wir in unseren „Graphologischen Methoden" (1898.) zum ersten Mal als neuen Erklärungsgrundsatz eingeführt und damit die Graphologie vor ehedem unbekannte Aufgaben gestellt.

Der Gedanke ist nun in doppelter Weise prinzipiell bedeutsam. Erstens nämlich durchbricht er die z. B. in Frankreich immer noch ausschliesslich herrschende Meinung, dass die Handschrift einzig im Sinne einer fixierten Mimik zu deuten sei. Die durch unwillkürliche Mitbewegungen erzeugte Schriftgestalt erscheint in seinem Lichte vielmehr wiederum als Material, an dem sich formende Willkür ergehen kann. Der Rückschluss auf psychische Dispositionen folgt verschiedenen Gesetzen, je nachdem ob

er ausgeht von mehr absichtlich entstandenen oder von unbewussteren Schriftelementen.

Meyer, in dessen „wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie" wir eine reife Frucht der neuen Richtung erblicken dürfen, legt dieselbe Anschauung der Disposition seines Buches zugrunde, indem er nach einem „mehr willkürlichen und einem unwillkürlichen Schrifttypus" gliedert. Er



Fig. 4. Mehr willkürlicher Schrifttypus: Selbstbeherrschung.

betont, dass „die Tatsache an sich, ob jemand mehr unwillkürlich oder mehr willkürlich schreibt, natürlich charakterologisch nicht ohne Bedeutung" sei und versucht diejenigen psychischen Tendenzen im einzelnen aufzuzeigen, welche auf bewusstem Wege die Handschrift mitgestalten. Vergl. Fig. 4 und 5.

Fig. 5. Mehr unwillkürlicher Schrifttypus.

Ferner aber ist mit dieser Scheidung die Notwendigkeit einer prinzipiell neuen Materialkritik gegeben und hier liegen ihre eigentlich weittragenden Konsequenzen. Wird einmal zugestanden, dass auch die Handschrift so gut gewirkt als geworden sein kann, so ist die Frage unabweislich, kraft welcher Kennzeichen wir denn nun aus dem fertigen Gebilde die Art seiner Entstehung abnehmen. Wie ist es möglich, einem handschriftlichen Merkmal anzusehen, ob es „von selbst" heranwuchs oder mehr eingeübt wurde?

Mit der Antwort auf diese Frage wird die Sonde der Kritik an gewisse Glaubensartikel gelegt, welche die Graphologie etwas leichtfertig in ihre Vorraussetzungen aufgenommen hatte. Generelle Eigenschaften der Handschrift sollen Symptome sein für Eigenschaften der Seele. Wie aber, wenn sich jene geflissentlich herstellen lassen? Ihre Bedeutung wäre alsdann nicht die nämliche. Allein schon daran muss die bisherige Lehre von den „Zeichen" und den Zeichen-„Resultanten" Schiffbruch leiden. Die Symptomatik der Schrifteigenschaften verliert durchaus jenes Gepräge der Konstanz, das ihr nach üblicher Darstellungsweise anhaftet. Das Verfahren hat es vielmehr mit Grössen zu tun, deren Sinn in jedem Einzelfalle neu ermittelt

sein will. Hier nun erwägen wir sofort, dass die Merkmale, auf die wir uns stützen, Abstraktionen sind. Grösse und Kleinheit, Weite und Enge, Kurve und Winkel: das alles gibt es nicht schlechthin, sondern nur als zwar unterschiedliche Seiten an immerdar einzigartigen Gebilden. In diesen muss daher der Schlüssel zu ihrer spezielleren Bedeutung liegen. Nur aus dem lebendigen Ganzen heraus wird die tiefere Ursache der begrifflich isolierten Einzelheit verständlich. Jedes Schriftmerkmal trägt die Farbe aller übrigen, mit denen es gemeinsam vorkommt. Es ist gleichnisweise der Bestandteil nicht eines mechanisch trennbaren Gemenges (wie Erbsen und Linsen) sondern zumindest einer Legierung, wo nicht gar eines chemischen Körpers.

Der Sachverhalt ist genauer der folgende. Schrifteigenschaften sind symptomatisch bedeutsam offenbar als Ausfluss und Sichtbarkeit von Bewegungstendenzen. Solche aber kommen graphisch zur Geltung stets in mehreren und formal verschiedenartigen Zügen. Die Geneigtheit zu expansiven Gebärden etwa kann handschriftlich nach sich ziehen: Vorherrschaft der Oberlängen, Steigen der Zeilen, Mangel an Nachdruck. Erschlos-

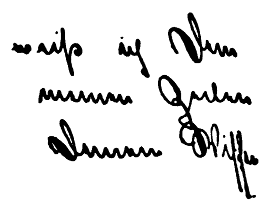


Fig. 6. Künstliche Handschrift.

sen wird folglich der Bewegungscharakter nur aus einem Konglomerat von Formelementen. Erst die Verknüpfbarkeit mehrerer durch ein Prinzip der erzeugenden Funktionen birgt den Zwang, ein jedes als bewirkt zu denken von einer Kraft, die aus dem Wesen des Schreibers stammt. Es „deuten" heisst, seine Herkunft bis zum Ort seines Ursprungs aus dem Impulse verfolgen. Von der Liniengestalt über die der Bewegung führt die Analyse zum charakteristischen Bewegungsanlass. Aus ihm wird umgekehrt das Gesetz der Gruppierung gewonnen, an der die Schrifteigenschaften teilhaben müssen, um Symptome zu sein. Wir fassen diesen Tatbestand vorerst nur in seiner Bedeutung für das Problem der Willkür ins Auge.

Sofern jede Handschrift Anhaltspunkte gibt für das natürliche Gesetz ihres Werdens, kann es geschehen, dass sie vergleichbar organischen Gebilden auch vom Eingriff der Willkür die Spuren trägt in Gestalt charakteristischer Hemmungen und Störungen. Ihr unbewusster und ihr gewollter

Bestand verschmelzen nicht immer. Eine innere Widersprüchlichkeit erlaubt uns, beide von einander zu trennen. Dafür ein Beispiel. Fig. 6 gibt uns eine im ganzen ziemlich kleine, druckschwache und kurvenreiche Handschrift; das wiese auf Abwesenheit psychischer Hemmtriebfedern, insbesondere auch auf Mangel an Willensstärke. Damit streitet jedoch die linksschräge Lage der Grundstriche und die relative Enge. In einer festen und eckigen Handschrift wären solche Merkmale am Platze, weil der Gesamtbewegung angemessen. (Vergl. Fig. 4.) Innerhalb dieser hingegen widersprechen sie den Begleiteigenschaften. Die Gepresstheit der Formen ist wenigstens anfangs ein Ergebnis bewusster Entschliessung gewesen und erhält sich als dauernde Eigenschaft nicht ohne einen Aufwand von Mühe. Der zeigt sich denn unverkennbar in dem nur zuweilen, jedoch mit Plötzlichkeit einsetzenden Nachdruck.

Fig. 7. Typischer Komplex: *Arkadenduktus mit Umkreisungen.*

Im graphologischen Forschungsprogramm der letzten Jahre war mehrfach von einer vergleichenden Handschriftenkunde die Rede, deren Aufgaben man freilich mehr vermutete als wirklich formulierte. Eine derselben bestände nach vorstehender Betrachtung sicherlich darin, typische Eigenschaftskonglomerate aufzufinden. Wenn z. B. der Arkadenduktus, wie man anzunehmen Grund hat, zusammenhinge mit der Vorliebe des Schreibenden für überwölbende und gleichsam verdeckende Linien, dann

Fig. 8. Typischer Komplex: Arkadenduktus mit Umkreisungen und Zuschliessungen.

könnten in Gemeinschaft mit ihm auch die „zugeschlossenen" a, o, g' s auftreten und sonstige Züge mit dem Gefühlswert der Verschlossenheit. Fig. 7

und 8. Die „vergleichende Handschriftenkunde" erbrächte den Nachweis dafür. Indessen davon wird später zu sprechen sein.

Wir wenden uns zurück zur Grundfrage: zur Notwendigkeit einer Materialkritik, welche die bewussteren von den unwillkürlichen Schriftelementen scheidet. Ihr bietet die Handschrift noch weitere Angriffspunkte. Wir müssen bedenken, dass sie streng genommen, niemals jenes „fertige Gebilde" ist, als das wir sie oben bezeichneten. Die Schriftstücke, die ein Erwachsener zu verschiedenen Tageszeiten, unter dem Einfluss verschiedener Stimmungen, vollends auf verschiedenen Altersstufen produziert, weisen handschriftliche Differenzen auf: bei dem einen mehr, bei dem andern minder grosse. Die beiden „und" der Fig. 9a und b rühren von einer Person her und sind aus demselben Lebensabschnitt: jedoch entstanden unter dem Zwange verschiedener Gemütszustände. Jedes handschriftliche



Fig. 9a. *Fig. 9b.*

Merkmal bewegt sich, kurz gesagt, innerhalb eines Schwankungsspielraumes, dessen Breite uns belehren kann auch über die Mischung des von der Willkür Erzeugten mit dem mehr Unbewussten.

Einführung neuer sowie Unterdrückung vorhandener Schrifteigenschaften erfordert anfangs ein fast unausgesetztes Beachten der sonst automatisch verlaufenden Schreibbewegung. Allmählich geht zwar das Angenommene in ein Gewohntes über, erlangt jedoch nicht die Stätheit und Kraft des natürlichen Hanges. Je unbewachter das Schreiben geschieht, umso mehr sind derart erworbene Züge zeitweiliger Schmälerung ausgesetzt durch die vollkommen unbewussten. Nun wechselt aber die auf das Schreiben verwendete Mühewaltung, insonderheit bei einigen gleich näher zu erläuternden Vorkommnissen. Daraus folgt, dass auch die Handschrift einem Wechsel ihrer Eigenschaften und zwar in umso höherem Grade unterliegt, je grösseren Anteil an ihr die Willkür hatte. Der Schwankungsspielraum der Schriftelemente bietet daher unter anderem ein Mass für den Einschlag der Willkür und die Art ihres Waltens. Die erforderliche Materialkritik wird demnach höchstens gelegentlich an der Hand eines einzigen Schriftstückes, öfter jedoch und vollständig immer erst auszuführen sein durch

Vergleichung mehrerer von charakteristisch verschiedener Herkunftsgattung. Die Ausdrucksdiagnostik darf, wie man sieht, nicht völlig auf dasjenige Hilfsmittel der gewöhnlichen verzichten wollen, dessen minder zu bedürfen allerdings einen Teil ihrer Ueberlegenheit ausmacht: auf das Hilfsmittel der Häufung und Auswahl des Untersuchungsstoffes. „Zwanzig Zeilen möglichst ungezwungen geschrieben", wie die hergebrachte Anweisung lautet, können nicht mehr oder doch nur selten als genügende Unterlage für eine graphologische Analyse erachtet werden. Mitgestaltet von einer vorübergehenden Seelenverfassung werden sie den Geist der Schrift bald nur gedämpft und verschleiert, bald übertrieben zum Ausdruck bringen. Elimination des Variablen aber erfordert wie überall so auch hier einen Wechsel in den Ursachen: will sagen in den äusseren und inneren Schreibumständen.

Die äusseren Schreibumstände übergehen wir. Die inneren, d. h. die mit seelischem Korrelat, scheiden wir in aussergewöhnliche und gewöhnliche. Als aussergewöhnlich sind alle Affekte anzusehen wie Freude, Furcht oder Zorn, desgleichen physiologische Erschöpfung und krankhafte Mattigkeit. Um ihrer oft vorauszubestimmenden Folgen willen haben sie den Wert unschätzbarer Forschungsmittel zur Bewahrheitung deduktiv gewonnener Sätze, für die Auslese des Materials hingegen leisten sie wenig.

Aus der Breite gewöhnlicher Schreibumstände sondert sich inbezug auf alle seelischen Potenzen eine mittlere oder Durchschnittszone ihrer Aktualität von je einer Zone des positiven und negativen Extrems. So schwankt etwa die Lebendigkeitskurve eines jeden und mit ihr der Ausdruck zwischen dispositionell bedingten Grenzen der Gehobenheit und Gedrücktheit. Das nämliche gilt und zwar ganz besonders vom Grade der Bewusstheit. Jedermann ist sich seiner selbst bald mehr, bald minder bewusst, davon sein Aeusseres die mannigfachsten Spuren zeigt. Man gedenke der befremdlichen Erstarrung im Gesichtsausdruck vieler, wenn sie sich photographieren lassen oder auch nur sich im Spiegel betrachten! Nun ist man zwar schreibend gewöhnlich allein und legt diesem Tun nicht den Zeichenwert der Haltung, des Ganges oder der Mienen bei. Dafür bietet es der Kritik eine ungleich bessere Handhabe als andere Aeusserungen, weil objektiviert im dauernden Gebilde der Schrift. Schon der Wunsch nach Leserlichkeit modelt die Schriftgestalt; repräsentative Bedürfnisse kommen hinzu wie etwa eine möglichst „feste", eine „originelle", eine „schöne" Handschrift zu haben und dergl. mehr. Es gibt denn auch niemanden, dessen Handschrift nicht anders wäre in Dokumenten von feierlicher Bestimmung als in flüchtig nur zu eigener Erbauung hingeworfenen Notizen.

Einzig aus ersteren mit ihr bekannt gewärtigt der Graphologe Fehlgriffe ähnlicher Art wie der Gebärdendiagnostiker bei ausschliesslicher Verwendung von Photographien. Nichts ist daher von den inneren Begleiteigenschaften der Schriftentstehung für ihn zu wissen notwendiger, als mit welchem Mass von Aufmerksamkeitsanspannung geschrieben wurde. Unter „gewöhnlichen" Schreibumständen gefertigte Schriftstücke zerfallen aus diesem Gesichtspunkte in: **extrem zwanglose, mittelmässig zwanglose und extrem sorgfältige.**

Angesichts dieser dreifachen Möglichkeit wäre unsere erste Aufgabe, den Einfluss der Aufmerksamkeit jeweils in Anschlag zu bringen und dermassen die Schrift auf ihre Normalgestalt zurückzuführen. Daraus ergeben sich je nach der Natur des einzelnen Falles wechselnde Materialansprüche. Von einer so exquisit „natürlichen" und dabei zwanglosen Handschrift wie der in Fig. 5 reproduzierten, gibt jedes beliebige Dokument schon nahezu den gewünschten Durchschnitt; von einer erweislich bewussten (vergl. etwa Fig. 4.) werden unbedingt weitere Proben nötig sein. Ferner ist folgendes zu beachten. Wir haben vom Schwankungsspielraum bisher nur gesprochen in Rücksicht auf mehrere Schriftdokumente. Es versteht sich aber, dass er wenigstens zum Teil auch das einzelne beherrscht. Wennschon nicht seinem ganzen Umfange nach, wird er doch immerhin soweit kenntlich sein, um uns die Notwendigkeit der Materialvermehrung nahezulegen. Im allgemeinen bemisst sich einer mehr zwanglosen Schriftprobe gegenüber die Grösse des Anspruchs nach dem Grade ihrer Ungleichmässigkeit. — Zur Lösung der Aufgabe bieten sich nun neben anderen Mitteln vorzüglich zwei: einmal die Variation des Tempos und zum andern die Variation des Inhalts.

Was jenes anbelangt, so braucht nicht erst begründet zu werden, dass bei wachsender Schreibgeschwindigkeit eine bewusste Regelung der Funktionen zunehmend schwieriger wird. Die Kenntnis von Tempounterschieden hätte jedoch eine Kontrolle des Schreibaktes durch den Graphologen zur Voraussetzung, wie sie praktisch nur selten ausführbar, daher man sich vorzüglich des zweiten Mittels bedienen wird: der Variation des Inhalts.

Der leitende Grundgedanke ist überaus einfach. Mit zunehmendem Interesse an dem, was er niederschreibt, wird die Schrift eines jeden kühner und freier. Je stärker nämlich vom Gegenstande seines Schreibens gefesselt, umso mehr vergisst er der Tätigkeit, durch die er ihn mitteilt. Zur Elimination der Aufmerksamkeitswirkung bedürfte es daher einer Reihe von Proben, die sich abstufen würden nach Interessengraden des

Schreibenden am niedergeschriebenen Inhalt.[3]) Ihr eines Ende müssten Abschriften, ihr anderes Aufzeichnungen eigener Gedanken bilden, deren Bedeutsamkeit für den Schreiber ganz ausser Zweifel stände. (Intime Briefe, wichtige Konzeptniederschriften, Tagebuchblätter etc.) Einen Teil dieser Skala liefert schon jedes längere Schriftstück mit der Verschiedenheit des bewussteren Anfangs vom unwillkürlicheren Abschluss und bei besonders vertraulichen Briefen, worauf zumal Busse hinwies, der handschriftliche Abstand der meist viel „offizieller" geschriebenen Adressen. Alles in allem bietet die Reduktion der Handschrift auf ihre Durchschnittsform keine übergrossen Schwierigkeiten.

Mit ihr verknüpft sich die zweite und wichtigere Aufgabe: den Schwankungsspielraum selbst nach seinem vollen Umfang festzustellen. Auch er ist ja ein individueller Tatbestand, mit dem sich der Begriff der Handschrift überhaupt erst vollendet. Es genügt nicht, dass wir die mittlere Linie einer Handschrift kennen, wir müssen auch unterrichtet sein über das Mass ihrer Wandlungsfähigkeit. „Wir brauchen" sagt Busse „Schriftstücke, die völlig ungezwungen sind, ferner solche, bei deren Herstellung mit möglichster Sorgfalt verfahren wurde und endlich solche, welche die gewöhnliche Handschrift zeigen"[4]). Die wichtigsten Kriterien dieser drei haben wir soeben entwickelt.

Gesetzt nun, dass die Materialbedingungen erfüllbar sind, so hält es nicht schwer, für jedes charakteristische Element einer Handschrift den relativen Anteil zu ermitteln, den an seiner Bildung die Willkür nahm. Wir sind nämlich alsdann zunächst einmal in der Lage, die Schrifteigenschaften nach Massgabe ihrer normalen Veränderlichkeit und analog der Dreiteilung der Schreibumstände zu gliedern in: extrem variable, mittelmässig variable und extrem konstante. Je konstanter ein Merkmal, umso weniger hat an ihm das Bewusstsein gemodelt. Innerhalb der variabeln andrerseits finden wir die engere der willkürbedingten. Die Korrespondenz der Variabilität mit den Schreibumständen ermöglicht uns ferner festzustellen, in welcher Hinsicht ein Merkmal bei steigender Aufmerksamkeitsenergie verändert wird.

Wir erläutern auch diesen Sachverhalt an einem Beispiel. Fig. 10a gibt eine relativ sorgfältige, Fig. 10b eine sehr zwanglose und zugleich sehr eilig geschriebene Probe der nämlichen Handschrift. Man bemerkt eine extreme Variabilität inbezug auf: Ausgibigkeit, Weite, Lage und Regelmässigkeit — eine wenigstens mittlere Konstanz inbezug auf Zeilenführung, Tintenfülle, Druckverteilung, Linksläufigkeit und Behandlung des Ho-

---

[3]) Vergleiche Anhang II.

[4]) Graph. Monatshefte. 1899. S. 87.

rizontalstrichs — eine extreme Konstanz inbezug auf Bindungsgrad, Höhenverhältnis der Buchstaben und Anbringungsweise des i-Punktes. Die drei

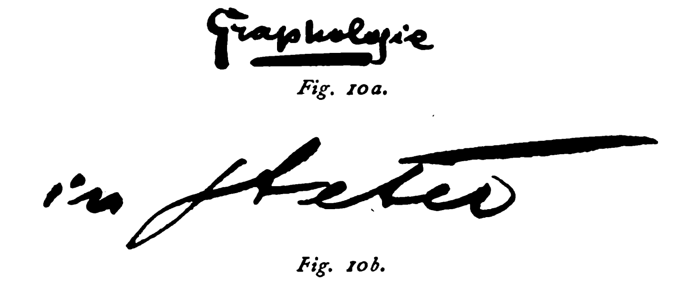


Fig. 10a.

Fig. 10b.

letzten Momente müssen darnach als völlig unbewusste gelten, auf die fünf vorletzten wird sich die Aufmerksamkeit höchstens beiläufig erstreckt haben, die vier zuerst genannten unterlagen ihrem Einflusse vor allem. Wir sehen zugleich, in welcher Richtung das geschah: Ausgibigkeit und Weite verminderten sich, die Lage ward steiler, die Regelmässigkeit grösser. Höchst wahrscheinlich nur letzteres und allenfalls noch die Lageveränderung hatte der Schreiber beabsichtigt, indes die allgemeine Verkleinerung zusamt der stärkeren Druckbetonung mehr nebenher erfolgte. Wie dem auch sei, soviel steht fest, dass Enge, Kleinheit, Druckschwere, Steilheit und Regelmässigkeit der Probe Fig. 10a, obwohl durchaus unter einander in Einklang, nicht ebenso ursprünglich sein können als Weite, Grösse, geringere Druckbetontheit, Schräge und Unregelmässigkeit der anderen (Fig. 10 b). Die auf Grundlage entstehungsverschiedener Schriftproben ausgeführte Materialkritik hat uns in den stand gesetzt, die bewussteren von den unbewussteren Elementen der Handschrift zu scheiden.

Wenn man jemals der diagnostischen Verwertung der Schrifteigenschaften ihre Erzeugbarkeit durch blosse Willkür entgegenhielt, so geschah es, ob nun bedacht oder nicht, weil damit die Gefahr der Verwechslung gegeben schien. Indem wir, wie gezeigt wurde, imstande sind, die ursprünglichen und erworbenen Züge der Handschrift auseinander zu halten, wird jener Einwand hinfällig: womit die Frage nach den Materialbedingungen, soweit sie für uns hier von Wichtigkeit war, im grossen und ganzen erledigt ist. Wir wenden uns abschliessend noch einmal zum Anfang des Kapitels zurück.

Jede generelle Eigenschaft einer Handschrift kann das Ergebnis unwillkürlicher Tendenzen sein und untersteht als solches den Gesetzen des A u s d r u c k s. Sie kann aber prinzipiell genommen, auch ein Ergebnis der Willkür sein und untersteht als solches den Gesetzen der H a n d l u n g.

Eine Handlung deuten wir bekanntlich, indem wir ihr Ziel erforschen, aus ihm zurückschliessen auf ihren Beweggrund und diesen zu erklären trachten aus einer Triebfeder. Nicht anders gehen wir vor bei den bewussteren Schrifteigenschaften. Um weswillen erstrebte sie der Schreiber, fragen wir uns, welche Absicht verfolgte er mit ihnen, aus welchen Eigenschaften seines Wesens ist diese Absicht verständlich? Wie darauf die Antwort nun immer ausfallen möge, in einem Punkte wird sie jedesmal gleich lauten: immer ist diese Regulierung von übrigens unbewusst ablaufenden Vorgängen, wie sie der Bildner seiner Handschrift mindestens anstrebt, ein Fall von „Selbstbeherrschung". Hinter jedem Versuch der Selbstbeherrschung wieder steht das im weitesten Sinne egoistische Interesse der Selbstbewahrung. Man beherrscht sich, weil man sich behaupten will sei es im Strom des äusseren, sei es des inneren Geschehens. Der Wunsch nach Haltung, dürfen wir sagen, wächst unter sonst gleichen Umständen mit der Grösse des „Egoismus". Es kann sich aber ferner nur beherrschen wollen, wer aus eigener Erfahrung weiss, was es mit dem vollen „Sichgehenlassen" auf sich habe. Der Drang und Wille, dem zu widerstreben, entwickelt sich erst und er entwickelt sich in dem Masse mehr, als die Gefahr auch tatsächlich erlebt wurde, die das „Sichgehenlassen" mit sich bringt. Die zu erleben ist nun vor allem befähigt einmal der hervorragend leidenschaftliche und zum andern der leicht affizierbare Charakter. Die Tendenz zur Beherrschung wächst daher andrerseits entweder mit der Leidenschaftlichkeit oder mit der Affizierbarkeit des Menschen. — Im Grade der Willkür des Ausdrucks tritt demzufolge ein entsprechender Grad von Spannung zutage zwischen Egoismus und Triebhaftigkeit. Wir dürfen um deswillen erwarten, dass ein Geformtes, ob nun gewollt oder nicht und wie es übrigens immer beschaffen sei, unter allen Umständen die Merkmale erhöhter Spannung zeige. Dieser Gedanke hat für das Problem der Willkür die Bedeutung eines heuristischen Prinzips und wird uns in der Folge wiederholt beschäftigen. Hier sei er vorerst noch durch den Hinweis auf die drei bewussteren Schriftproben erläutert, die wir vorgeführt haben. (Vergl. Fig. 4, 6 und 10a.) Sie zeichnen sich sämtlich durch steilere oder linksschräge Lage der Grundstriche aus, durch stärkere (wennschon teilweise ungleichmässige) Druckbetonung und durch grössere Regelmässigkeit: lauter Spannungsmerkmale, die in solcher Vereinigung sogar zum spezielleren „Zeichen" werden und zwar des Willens.

Im übrigen empfängt jedes Geformte unterschiedlich eigene Züge aus der Besonderheit des erstrebten Zieles. Wir können aber nach dem Dargelegten nicht mehr zweifeln, dass die spezielleren Triebfedern, die zur

Formung des Ausdrucks Anlass geben, samt und sonders im Umkreise des Selbsterhaltungstriebes liegen müssen, wenn anders wir das Wort in seinem wahren Verstande nehmen als des Triebes, das „Selbst" zu erhalten.

Wir unterlassen es hier, eine Einteilung zu versuchen; nur soviel sei gesagt, dass dermassen äusserst verschiedene und zumal sehr verschieden gewertete Eigenschaften an der Prägung des Ausdrucks teilhaben können: neben selbstgenügsamem Schönheitswillen die banalste Eitelkeit und Koketterie, neben pedantischer Sorgfalt auch die Glätte und Höflingsgeschmeidigkeit berechnender Selbstsucht. In nur zwanglos Geschriebenem würde nach den Ausführungen Busses der Diagnostiker vermissen „die autographische Darstellung für die Art und Intensität der Selbstbeherrschung, der Mässigung, der ästhetischen Schulung, der diplomatischen Verstellung" [5]): wie man sieht, eine ziemlich bunte Musterkarte von „Eigenschaften", die aber nichtsdestoweniger radial auf ein einziges Zentrum weisen.

Dass es nun möglich sei, aus der Art der Verkleidung die disponierende Qualität zu ermitteln, unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig aber lässt sich die grosse Schwierigkeit der Aufgabe verkennen, deren Sinn und Tragweite die Diagnostik auch sonst zu begreifen erst anfängt. [6]) In ihrem Dienste die Waffen der Psychologie zu schärfen und die philosophische Besonnenheit zu vertiefen ist eine jener Leistungen, die wir vom Fortschritt der Graphologie erwarten.

Neben dieser Frage steht eine andere von nicht geringerer Bedeutsamkeit, die sogar noch dringender eine Beantwortung erheischt. Wir haben im vorigen das Modeln der Handschrift zu verstehen gesucht als einen Sonderfall von Ausdrucksformung überhaupt. Es lässt sich aber praktisch sehr wohl denken: es verwende einer z. B. weitgehende Sorgfalt gerade auf seine Handschrift, ohne sich ihrer sonst zu befleissigen, oder er erkünstle schreibend eine „Festigkeit", deren er in seinem übrigen Betragen ermangelt, und dergl. mehr. Die Frage mindestens muss aufgeworfen werden, ob auf das Schreiben gerichtete Bemühung nicht etwa die Zeichen eines Strebens zu erzeugen vermöge, das der Schreiber gar nicht hat; ob Geschick und Uebung unvorhandene Kräfte vorspiegeln können.

Darauf nun darf schon dank den zu Gebote stehenden Erfahrungen diejenige Antwort erfolgen, die wir unseren Ausführungen voranstellten mit den Worten: es hinterlasse bleibende Spuren die Willkür nur in dem Masse, als sie dispositionell bedingt sei. Von mehreren darauf bezüglichen Versuchen wird alsbald noch zu sprechen sein. Inzwischen erinnern wir

[5]) Graph. Monatshefte. 1899. S. 80.

[6]) Siehe Anhang II.

an einen charakteristischen Unterschied der drei bewussteren Handschriften. Nur bei einer derselben (Fig. 6) war die aufgewendete Mühe an einer inneren Widersprüchlichkeit zu merken, die beiden anderen (Fig. 4 und 10a) liessen an organischer Einheitlichkeit nichts zu wünschen übrig. In ihnen macht sich für die Schreibfunktionen offenbar die allgemeine Selbstbeherrschung, in jener ein primär nur schreibtechnisches Bemühen geltend, dessen Motive aus dem Zusammenhange des Charakters nun erst weiter zu erforschen wären.

Was aber bis zur Stätheit dauernder Wiederkehr allerdings nicht gedeihen kann, das mag gleichwohl vorübergehend gewaltsam erzwungen werden. Wir können Schriftformen schliesslich wie Ornamente erfinden und zeichnen. Damit verlassen wir jedoch das Gebiet der normalen Schriftveränderung oder rühren wenigstens an einen Grenzfall, der eine besondere Betrachtung verlangt: an die handschriftliche Verstellung.

II. Kapitel: Exkurs über Schriftexpertise.

An dieser Stelle mag es vergönnt sein, im Vorbeigehen einen Blick zu werfen auf die bedenkliche Rechtsunsicherheit der forensischen Schriftexpertise. Die Graphologie hat in den letzten Jahren immer energischer Einspruch erhoben gegen jene nichts weniger als harmlose Tatsachenverkennung, derzufolge man zu Sachverständigen der Schriftvergleichung Kalligraphen, Diplomatiker, Kanzleibeamte, kurz Leute bestellt, denen zwar mehr oder minder zahlreiche Handschriften durch die Finger liefen, die aber von der Psychologie des Schreibens meist nicht einmal die Anfangsgründe verstehen.[7]) Es soll keineswegs behauptet werden, dass letztere zu Identitätsuntersuchungen ausreiche oder wohl gar deren einzige Grundlage bilde: da denn an den mannigfachen Aufgaben der Schriftvergleichung

---

[7]) Vergl. »Gerichtliche Schriftexpertise« von Busse. Ber 1897. S. 25—35. »Die Unzulänglichkeit der Schreibsachverständigen« von Wächtler. Ber. 1898. S. 65—68. »Ein unschuldig Verurteilter« von Wächtler. Graph. Monatshefte. 1899. S. 66—68. »Zur Methode der Praxis« von Poppée. Graph. Monatshefte 1899. S. 171—173. Ueber Wächtlers »Zur Reform der Schriftexpertise« von Schneickert. Graph. Monatshefte 1901. S. 35—37. Ueber Lohsings »Zur Frage der gerichtlichen Graphologie« von Schneickert. Graph. Monatshefte 1902. S. 94—95. »Zur Reform der Schriftexpertise« von Zenker. Graph. Praxis 1902. S. 53—54. »Aus der Praxis der Handschriftenexperten« von Zenker, Meyer, Dück. S. 57—61. S. 61—63. 1903. S. 28—30. 1905. S. 33—34. 1906. S. 13—17. »Zur gerichtlichen Schriftexpertise« von Schneickert. Graph. Praxis 1903. S. 21—22. »Das alphabetische Pausverfahren« von Busse. S. 33—36. »Über gerichtliche Schriftproben und über die Methode bei Handschriftenvergleichungen« von Busse. Graph. Praxis 1904 S. 21—27. »Zur Kritik des Vergleichsmaterials« von Busse. S. 45—48. »Die Beschaffung von Schriftproben für die Zwecke der Handschriftenvergleichung« von Meyer. S. 61—64. Vergl. ferner verwandte Betrachtungen über »Rechtsschutz der Handschrift« von Schneickert. Graph. Monatshefte 1899. S. 50—52. Ferner Rohde. Graph. Monatshefte 1899. S. 121. Ueber weitere Litteratur vergl. die Uebersicht in Busse. »Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen.« (Schriftexpertise.) Leipzig. 1899. Ferner dessen Aufsatz »Ueber Gerichtsgraphologie« im Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik. 1899 S. 113—131.

die Graphologie nur teilweise ein unmittelbares Interesse hat. Wohl aber ist genaueste Bekanntschaft mit ihren Ergebnissen eine unerlässliche, ja die am wenigsten zu entbehrende Voraussetzung der Urteilskompetenz auf diesem Gebiete. Welche Forderungen sie an den Gutachter stellt und welche Mittel zu ihrer Erfüllung sie ihm schon heute an die Hand gibt, sei hier im Umriss skizziert.

Zunächst versteht sich, dass inkriminierte und authentische Schrift das erzielbare Optimum von Aehnlichkeit inbezug auf die Entstehungsumstände bieten sollten. Es geht nicht an, mit der erweislich verstellten Schrift etwa eines anonymen Briefes Proben zu vergleichen, welche die urheberschaftsverdächtige Person vielleicht vor Jahren schrieb oder im Zustande besonderer Erregung oder auf völlig anderem Papierformat. Wir beschränken uns auf Angabe der einfachsten Bedingungen, wie sie Busse[8]) zusammengestellt hat in seiner ausgezeichneten Untersuchung der Rotheschen „Geisterschriften". „Schwierigkeit und Bestimmtheit der Entscheidung über den Schreiber eines urheberschaftsunbekannten Schriftstückes hängen wesentlich ab von der Güte des Vergleichsmaterials. Folgende Momente müssen hierbei beachtet werden. Uebereinstimmung der Entstehungszeit ist zunächst erforderlich; die Grenzen der statthaften zeitlichen Differenzen schwanken gemäss Alter und Gesundheitszustand der verdächtigen Person, denn in der Jugend und beim körperlichen Verfall kann eine viel schnellere Handschriftenentwicklung bezw. Veränderung auftreten als in den mittleren Lebensjahren; Stimmungswechsel ist aber auch hier zu berücksichtigen. Vergleichsmaterial und inkriminiertes Schriftstück müssen ferner mit gleichem Schreibmaterial (Tinte, Blei), auf ähnlichen Papierformaten und in gleichen Schriftsystemen geschrieben sein; anonyme Postkarten z. B. dürfen also nicht mit Schriftproben auf grossen Kanzleibogen verglichen werden. Dringend zu wünschen ist endlich noch, dass das Vergleichsmaterial recht umfangreich ist und alle charakteristischen Schriftzeichen des inkriminierten Schriftstückes möglichst oft enthält; auch sollte es einen ähnlichen Grad von Sorgfalt bezw. Eile zeigen." Man sollte nicht glauben, dass gegen derart selbstverständlich scheinende Voraussetzungen je gesündigt würde, und dennoch geschieht es und geschieht oft nur aus Zufall nicht: indem die betreffenden Gutachter sich jener Erfordernisse überhaupt nicht bewusst sind.

Weiter wird von der Graphologie die Notwendigkeit zweier Vorfragen betont, zu deren Beantwortung nur sie den Schlüssel hat. Ist die Handschrift des inkriminierten Dokuments, so lautet die eine Frage, aus graphischen

---

[8]) Dr. Erich Bohn und Hans H. Busse. »Geisterschriften und Drohbriefe.« Mit 40 Handschriftenfaksimiles und einer Bibliographie. München. Karl Schüler. 1902. S. 22.

Gründen für verstellt zu erachten? Ist ferner, so lautet die andere Frage, auf Grund seiner Handschrift dem Verdächtigten die Gabe der Handschriftenverstellung beizumessen?

Zur Lösung der ersten Aufgabe böte die inkriminierte Handschrift günstigen Falles drei Anhaltspunkte: allgemeine Unsicherheiten, unregelmässige Spannungskennzeichen und innere Widersprüche. Das Dasein von Unsicherheiten und Spannungsmerkmalen würde die Tatsache der Verstellung wahrscheinlich machen, das Dasein graphischer Widersprüche b e w i e s e, dass die fragliche Handschrift mindestens keine „zwanglose" sei.

In dem Gesagten lägen für eine Theorie der Schriftvergleichung schon manche Keime versteckt, zu deren voller Entfaltung es einer umfassenden Arbeit bedürfte. Wenn allgemeine Duktusunterschiede nicht einmal für entstehungsnormale Schriftstücke Urheberschaftsverschiedenheit gewährleisten können, so vermögen sie das selbstverständlich erst recht nicht bei handschriftlichen V e r s t e l l u n g e n. Dass die inkriminierte Handschrift steil, druckreich und eng, die authentische dagegen schräg, dünn und weit ist: diese dem Laien in die Augen fallende Verschiedenheit besagt für den Graphologen fast garnichts. — Die Lehre von den Widersprüchen ferner wird bei Verstellungen zur Theorie der R ü c k f ä l l e. Wir erörtern noch die Regeln, nach denen Schreibgewohnheiten mit dem Zwangszustande der Verstellungsabsicht in Konflikt geraten. Hier genüge es zu sagen, dass gleichwie der Diagnose einer Handschrift ihre R e d u k t i o n auf eine Durchschnittsform, so der Schriftenvergleichung vorangehen müsse die R e k o n s t r u k t i o n der „Handschriften" aus den etwa gegebenen „Verstellungen". Mit derlei Andeutungen muss es hier genug sein.

Die zweite obiger Vorfragen legt uns eine andere Reihe von Erwägungen nahe. Die Gabe der Handschriftenverstellung, wie sehr auch durch besondere Uebung erschulbar, bleibt ja immer doch Teilausdruck der Verstellungsfähigkeit überhaupt, von deren dispositionellen Praemissen die meisten aus der Handschrift zu entnehmen sind. Wennschon man kaum je Verstellungs a b s i c h t e n diagnostisch verneinen oder behaupten kann, so doch fast immer die Grösse des Verstellungs v e r m ö g e n s. Da jede Täuschung stets diese zwei Seiten hat: Unterdrückung eines Gewohnten und Darstellung eines Fremden, so wird die Gabe der Täuschung entweder zumal auf der Fähigkeit des Sichbemeisterns beruhen und der „Selbstüberwindung" oder mehr auf der positiven der Darstellung und Schauspielerei. Jenem zufolge korrespondiert sie vorzüglich mit nachstehenden Eigenschaften. Erstlich mit allgemeiner Sicherheit und Gewandtheit, wovon wir die Anwendung machen, dass eine flotte und fliessende Handschrift „verstellbarer" ist als eine unsichere, steife oder zögernde. Sodann mit dem Grade

der Bewusstheit und Selbstbeherrschung: der mehr willkürliche Duktus ist unter sonst gleichen Umständen verstellbarer als der mehr unwillkürliche. Endlich und vor allem mit der psychischen Labilität. Eine „Selbstüberwindung“ kann von der Stärke des Willens, sie kann aber auch von der Schwäche dessen zeugen, w a s „überwunden“ wird. Man hat den Charakter irgendwo als Beschränktheit definiert, jedenfalls ist er eine Schranke, die dem Belieben des Augenblicks das Gesetz angeborener Instinkte oder anerzogener Vorurteile entgegenhält. Wesensunbestimmte Personen und unter ihnen vor allem die sog. „charakterlosen“, die niemals wirklich „Farbe bekennen“, haben es fraglos leichter, in einem gerade vorteilhaften „Schein“ zu spielen, als einseitig klargezeichnete. — Die psychische Labilität hat,

Fig. 11. Labiler Duktus: Beweglichkeit und Verstellungsgabe.

wie wir später begründen, ihr Ausdruckskorrelat in allgemeiner Flüssigkeit und Inkonstanz der Bewegungen: daher handschriftlich z. B. in übergrosser Breite des Schwankungsspielraums. Allein schon deswegen würden wir dem Schreiber der versatilen Probe Fig. 11 ein ungleich höheres Mass von Verstellungsgabe zutrauen als dem Urheber der zwar gewandten von Fig. 12, dessen Handschrift aber, nach der Enge ihres Spielraums (und

einigen anderen Zügen) zu urteilen, durchaus den einseitig „festgestellten" Charakter zeigt.



Fig. 12. Enger Schwankungsspielraum: Wenig Verstellungsgabe.

Von den positiven Voraussetzungen jedes Täuschertums nennen wir als unentbehrlich Intuition und Erfindungsgabe, die denn freilich fast immer nur innerhalb besonderer Interessensphären zu voller Blüte kommen und daher

Fig. 13.

handschriftlich schwieriger erschlossen werden. Verbindet sich dergestalt in einer labilen Natur mit dem Reichtum an „Einfällen" wohl gar noch zeichnerisches Talent, so nimmt die Gabe der Handschriftenverstellung bisweilen überraschende Dimensionen an, unerachtet sie nur in spielerischer Weise geübt wird. Ein wahrhaft erstaunliches Beispiel veröffentlichte unter dem Ti-

tel: „Ein Handschriftenkünstler“ Busse[9]). Fig. 11 gibt die normale Handschrift desselben, Fig. 7, 13 und 14 sind von ihm gelieferte Verstellungen. Aus diesen Erwägungen dürfte hinreichend erhellen, dass der Beweis der Urheberschaftsidentität für verschiedene Fälle auf ganz verschiedenen Graden von Uebereinstimmung beruht. Das ist ein Hauptpunkt, wo die graphologieunkundige Schriftexpertise der heutigen Gerichtspraxis völlig versagt. Sie versagt jedoch kaum weniger im Mechanismus der Vergleichung selbst.

dass man ähnlich den Filtern
der Wasserversorgungsanla-
gen hergerichtete Bakterien-

Fig. 14.

Man pflegt sich nämlich zum Behufe der Identitätsentscheidung eines so unfasslich törichten als freilich einladend bequemen Verfahrens zu bedienen: man zählt die Aehnlichkeiten; und wenn sie recht viel zahlreicher sind als die Verschiedenheiten, so hält man für die fraglichen Schriftstücke Urheberschaftsgleichheit, im umgekehrten Falle aber die Verschiedenheit für ausgemacht. Busse hat gelegentlich zu passender Illustrierung dieses mehr als populären Unsinns ein Beispiel von ebenfalls populärer Ueberzeugungskraft gewählt. An zwei Soldaten der nämlichen Truppengattung, die etwa beide noch den Schnurrbart emporgesteift tragen, überwiegen bei weitem die Aehnlichkeiten, an ein und demselben Menschen in Uniform, nachdem er gestern in Zivil erschienen, gegen den vorigen Zustand seines Aeussern ebenso gewiss die Differenzen: woraus nach dem Muster genannter Vergleichungsmethode der Schluss zu ziehen wäre, dass . . . . Die nähere Ausmalung dürfen wir uns schenken.

Wir hätten dieses Gleichnis gar nicht angeführt, wenn es nicht auf manche Schwierigkeiten des Tatbestandes ein Schlaglicht zu werfen geeignet schiene. Was von Objekten ein und derselben Gattung überhaupt, das gilt zumal von Schriftdokumenten, dass sie nämlich einerseits trotz grosser und zahlreicher Verschiedenheiten urheberschaftsidentisch, andrerseits aber

[9]) Graph. Monatshefte. 1901. S. 3—14. 1903. S. 17—31. S. 33—47. S. 49—52.

auch bei wahrhaft verblüffenden Aehnlichkeiten urheberschaftsverschieden sein können. Mit der Identitätsbejahung schlösse man diesen, mit ihrer Verneinung jenen Fall aus. Wir müssten um deswillen nicht nur den „Unterscheidungswert" der Differenzen kennen, wir müssten vor allem auch unterrichtet sein über den Identifizierungswert der Aehnlichkeiten.

Die Aehnlichkeiten zerfallen vom theoretischen Standpunkte aus in drei Grundarten: allgemeine Bewegungsähnlichkeiten — ähnliche Bewegungsinkonsequenzen — komplexe Aehnlichkeiten. — Den geringsten Identifizierungswert besitzen **allgemeine Bewegungsähnlichkeiten:** wie gleiche Höhe, Weite, Lage, gleiche Bindungsform, gleicher Bindungsgrad etc. Mit wachsender Anzahl wächst ihre Beweiskraft, ohne jedoch bei blosser Häufung jemals den Unterscheidungswert gravierender Differenzen zu entkräften. Nicht viel mehr gewinnt man mit planmässiger Zusammenfassung mehrerer zu noch allgemeineren oder verschiedenartiger zu symptomhaften Gruppen. Einige Beispiele! Zur Aehnlichkeit linksläufiger Schlusszüge komme etwa beiderseits Linksläufigkeit der d-Köpfe und der u-Bögen, Fig. 15 — zur Gemeinsamkeit folgeweise verkleinerter Höhen in den drei



Fig. 15.

Grundstrichen des grossen deutschen M beiderseits gleichsinnig absteigendes Längenverhältnis der N, R, V, W, S, — zur Gemeinsamkeit vorherrschender Oberlängen beiderseits Hochstellung der i-Punkte und Ansteigen der Zeilen. Solche Gruppen — ebenso häufig wie gewisse allgemeinste Charakterzüge und daher von äusserst geringer Identifizierungskraft — geben nun aber die geeignete Unterlage ab und zwar umso mehr, je umfassender und durchgreifender sie sind, zur Entdeckung **ähnlicher Bewegungsinkonsequenzen.** Gesetzt z. B. dass bei beiderseits absteigendem Höhenververhältnis der deutschen M, N, R, V, W, das deutsche S beiderseits umgekehrt ein Ueberragen des Schlussstriches über den Anfangsbogen zeige, so wäre das, wie wenig es an sich selbst bewiese, kraft des Zusammenhanges, in welchem es sich fände, bereits verräterischer als zahlstarke Gruppen von Aehnlichkeiten. Die Bewegungsinkonsequenzen bilden den Uebergang zum eigentlich Entscheidenden: den **Komplexionsähnlichkeiten.**

Wir betrachten, um deren Bedeutung und Wesen klarzulegen, noch einmal den i-Punkt in den beiden von einer Hand herrührenden Proben Fig.

16a und b. Er wird jedesmal sofort nach Vollendung des Grundstriches gesetzt: eine allgemeine Bewegungsgleichheit, die sich im u-Bogen und in den ä-, ö-, ü-Strichen wiederfinden mag und als solche keinen höheren Grad von Aehnlichkeit bezeichnet als Uebereinstimmung etwa in der Bindungsform, der Grösse, der Druckstärke etc. Er wird ferner beidemale tief gesetzt: wieder eine allgemeine Bewegungsähnlichkeit, die abermals wiederkehren kann im u-Bogen etc. beider Schriften und die ihrerseits gleichfalls nicht beweisender ist als irgend sonstwelche abstrakte Aehnlichkeiten. Die Tatsache aber der Verwobenheit beider zu einem komplexeren Ganzen verengert den Kreis der Möglichkeiten um ein beträchtliches: denn nichts hindert anzunehmen, dass sich ebensoviele Handschriften finden, wo der i-Punkt zwar sofort, aber hoch oder zwar tief, aber erst nach Vollendung des

Fig. 16 a.

Fig. 16 b.

ganzen Wortes gesetzt wird als solche mit gleichzeitig tief und sofort gesetztem. Der i-Punkt eilt ferner beidemale voraus. Diese Eigentümlichkeit in der Behandlung von nachträglich anzubringenden Buchstabenteilen kommt sogar weit häufiger vor neben Hochstellung ihrer als wie im gegebenen Falle neben ausgesprochener Tiefstellung: weshalb sich der noch verfügbare Umkreis von Möglichkeiten nunmehr um ein vielfaches verengert. Der i-Punkt ist ferner beidemale um eine relativ gleiche Strecke vom Grundstrich nach rechts verschoben worden und nähert sich in seiner Richtung jedesmal der Schriftlage. Damit noch nicht genug ist er beiderseits merkwürdig dick und zeigt beiderseits eine keilförmige Zuspitzung nach unten. Wir besitzen dergestalt in dieser i-Punkts-Aehnlichkeit eine Uebereinstimmung beider Schriften inbezug auf eine wenigstens siebengliederige Komplexion, die als solche schon nur in wenigen Schriften, ohne irgend eine damit verbundene Abweichung aber überhaupt nicht zum zweiten vorkommen dürfte. Eine einzige Aehnlichkeit diesen Grades bringt zahlstarke Gruppen allgemeiner Unterschiede ins Wanken, wie denn freilich auch umgekehrt wohl zuweilen grosse allgemeine Aehnlichkeiten an einer einzigen komplexen Verschiedenheit scheitern werden.

Was wir hier aus abstrakten Merkmalen zusammensetzen, ist ein konkreter Teil der konkreten Einzelform, d. h. des an sich selber unbezeichenbaren Gebildes, das erst der analytischen Betrachtung in jene unnachahmliche Kombination von Impulsen auseinanderfällt, die wir als „persönlich" oder „organisch" empfinden. Von graphologischer Seite ist die Ansicht laut geworden, dass dergestalt Diagnose und Schriftvergleichung divergierend auseinanderstrebten. Damit hat man so durchaus Unrecht, dass wir im Gegenteil zu behaupten wagen: es hänge die Deutungsfertigkeit des graphologischen Praktikers wesentlich davon ab, mit welchem Geschicke er (unter eventueller Ueberschreitung des begrifflich Fixierbaren) sich zu vertiefen wisse in die konkrete Einzeltatsächlichkeit einer Handschrift.

Zugegeben werden muss allerdings, dass die Theorie der Diagnostik oft gerade da aufhört, wo die für Identitätsuntersuchungen wichtigsten Kombinationen erst eigentlich anfangen. Doch ist auch das keineswegs immer der Fall. Der betrachtete i-Punkt z. B. gibt nicht nur ein wertvolles Erkennungszeichen ab, sondern auch ein nicht minder wertvolles Diagnostikon, das sich sehr wohl gedanklich umschreiben lässt. Im Zusammenhange der äusserst wandlungsfähigen Schrift „bedeutet", beiläufig gesagt, die beharrliche Eigenart jenes i-Punktes: dass im Schrifturheber mit vorwärtsdrängender Tatlust eine beständig zügelnde Besonnenheit zum konfliktlosen Ganzen des sich selbst regulierenden Instinktes verschmolz: durch welche Qualität sein Charakter nicht weniger unterschiedlich gekennzeichnet sein dürfte als durch den i-Punkt seine Handschrift. — Zugeben müssen wir ferner, dass beinahe alle von uns hier namhaft gemachten Grundlagen der Schriftvergleichung leider zu den ungeschriebenen Paragraphen der Graphologie gehören: dem einzelnen Praktiker zwar geläufig, aber nirgends noch dargestellt und deshalb aus keinem Buche erlernbar. Hoffen wir, dass die graphologische Literatur bald durch ein Werk über Gerichtsgraphologie diejenige Ergänzung erfahre, deren sie zur Zeit wohl am dringendsten bedarf!

III. Kapitel: Experimentelle Behandlung des Problems und vorläufiger Abschluss.

A. Das Gesetz der periodischen Aufmerksamkeitsschwankung.

Indem uns die Tatsache des Schwankungsspielraums überleitete zur Würdigung der Handschriftverstellung, haben wir zugleich den Boden betreten, wo unser Ausgangsproblem experimenteller Behandlung zugänglich ist. Sollte nämlich das auf gesetzmässige Schriftabänderung ge-

richtete Bemühen gewisse Merkmale etwa regelmässig herbeiführen, andere herbeizuführen ebenso regelmässig ausserstande sein, so dürften wir annehmen, dass eher jene als diese handschriftlich erworben würden. Die Entscheidung darüber hinge im wesentlichen vom Ausfall zweier Versuchsreihen ab. Wir müssten jemanden auffordern: zunächst einmal seine Handschrift schlechthin zu verstellen, sodann folgeweise die ganze Skala derjenigen Duktuseigenschaften zu erzeugen, die in seiner Handschrift fehlen. Der individuelle Befähigungsgrad wäre auszuschalten durch Wiederholung des gleichen Versuchs an mehreren und möglichst verschiedenen Persönlichkeiten.

Von den beiden Versuchen fasst jeder, wie man bemerkt, eine besondere Seite des Problems ins Auge. Wer seine Handschrift unkenntlich machen will, sucht an ihr abzuändern jedenfalls das, was ihm charakteristisch erscheint. Aus den spontanen Verstellungen könnten wir daher ersehen, welche Merkmale von der Aufmerksamkeit bevorzugt würden, welche andrerseits ihr durchweg entgingen. Damit aber wäre für die Zone der „erworbenen Schrifteigenschaft" eine Determination geschaffen. Nicht einmal von der Verstellung bemerkte Schriftelemente müssten vollends als ausserhalb derer befindlich gelten, die ein minder ausnahmshaftes Interesse dauernd beachtet, um sie in „Gewohnheiten" umzuwandeln.

In ganz anderer Richtung läge das Belehrende des zweiten Versuchs. Da die Versuchsperson sich auf die zu bewirkenden Züge hier jedesmal ausdrücklich hingewiesen fände, so würden durchgängig auftretende Unterschiede des Gelingens vor allem den Grad der mechanischen Schwierigkeit spiegeln, mit der die Einführung oder Unterdrückung der gewünschten Schrifteigenschaften zu kämpfen hätte. Mit der Grösse der Schwierigkeit wiederum, die erforderlich wäre, um ein Merkmal festzuhalten, wüchse für die Augenblicke verminderter Achtsamkeit die Gefahr des Rückfalls in den natürlichen Duktus. Direkt unterrichtet würden wir solchermassen nicht über die Vorzugsrichtung der Willensauswahl, sondern über die Punkte des stärksten und des schwächsten Widerstandes an ihrem Material: wonach denn indirekt freilich auch jene vermutbar würde als der Bahn des kleinsten Hindernisses folgend. Uebrigens gewännen die Versuche an Wert, soweit sie psychologisch deutbar wären.

Die vollständige Ausführung dieses Experimentalprogramms ist die gegenwärtig wichtigste Aufgabe der Empirie. Mit ihrer Lösung begonnen hat vor einer Reihe von Jahren Georg Meyer. Veröffentlicht wurden von ihm jedoch nur Resultate des zweiten Versuchs, während die prinzipiell noch bedeutsameren des ersten bis heute leider fehlen.[10]) Immerhin

[10]) Graph. Monatshefte. 1900. S. 1—12. S. 105—120. S. 123—139.

sind die verfügbaren Ergebnisse zahlreich und wichtig genug, um eine vorläufige Prüfung des Gedankens zu ermöglichen, der für unsere Auffassung des Problems entscheidend war. In seinem Lichte werden umgekehrt die tatsächlichen Funde Meyers eine wesentlich tiefere Bedeutung zeigen, als ihnen von ihrem Entdecker beigemessen wurde.

Um zu prüfen, welche Züge der Schrift am ehesten verwischbar seien, liess Meyer 90 Personen einen ca. fünfzeiligen Satz zunächst gewöhnlich und dann so kalligraphisch wie möglich schreiben. Die besondere Erzeugungsschwierigkeit jedes Merkmals ferner wurde ermittelt, indem von 25 Personen eine jede ihre Handschrift methodisch variieren musste inbezug auf Eile, Grösse, Nachdruck, Weite, Längenverhältnisse, Bindungsform, Bindungsgrad, Schleifenweite, Neigungswinkel und Regelmässigkeit. Im wechselnden Erfolg dieser Bemühungen machten sich bei noch so grossen Persönlichkeitsunterschieden für alle Schreiber gleichermassen gewisse Grundtatsachen geltend, die wir auf drei Gesetze zurückführen können.

Im ersten Kapitel dieses Abschnitts wurde dargetan, dass erworbene Züge umso mehr hervortreten müssen, je bewusster geschrieben wird. Ein wenn auch geringfügiges Schwanken der Aufmerksamkeit stellt sich nun aber schon in jeder Seite, jeder Zeile und selbst zuweilen in jedem Federzuge ein. Es ist das Verdienst Meyers, durch eine so zwingende als einfache Ueberlegung diesen merkwürdigen Sachverhalt zuerst erkannt zu haben.

Während, wie man weiss, Wiederholung und Gleichförmigkeit ein Bewusstes „gewohnt" und endlich unbewusst macht, pflegt umgekehrt jeder Wechsel es von neuem in die „apperzeptive Sphäre" emporzuziehen. In der Eisenbahn überhören wir alsbald das monotone Rollen der Räder und geraten in einen Dämmerzustand, aus dem wir erwachen, wenn jenes Geräusch beim Halten des Zuges verstummt. Das nämliche gilt von jeder automatisch ablaufenden Bewegung. Sie muss umso mehr und in dem Masse zur bewussten werden als sie Störungen ihrer Kontinuität erleidet. Das geschieht nach den Ausführungen Meyers[11]) für das Schreiben vorzüglich bei folgenden Gelegenheiten: „1. Zu Beginn der Tätigkeit (Anfang des ganzen Schriftstückes, der Absätze, der Seite, der Zeile). 2. Im Verlauf der Tätigkeit nach vorangegangenen Unterbrechungen (Anfang jedes einzelnen Wortes). 3. Wenn im Verlauf der im allgemeinen einförmigen Tätigkeit Abweichungen von dieser Tätigkeit vorkommen (die Gross- und Mittelbuchstaben). 4. Je komplizierter diese Abweichungen sind (Grossbuchstaben)." Als die im allgemeinen minder automatisch erzeugten sollten

[11]) Berichte. 1897. S. 130—133.

daher die genannten Teile jedes Schriftstückes dem Bestreben der Abänderung den relativ geringsten Widerstand entgegenstellen.

Das Gesetz von den Wirkungen der periodischen Aufmerksamkeitsschwankung erlaubt nun in der Tat, mehrere Versuchsergebnisse einheitlich zusammenzufassen. Das wichtigste darüber ist folgendes.

Fig. 17a. *Fig. 17b.*

Bei dem Bestreben, schulmässig zu schreiben, kommen Rückfälle häufiger am Ende als am Anfang der Wörter vor. Man vergleiche das zwanglos geschriebene „machten“ von Fig. 17a mit dem künstlich kalligraphisch von 17b. Während hier das Anfangs-m der Vorschrift ziemlich

Fig. 18a. *Fig. 18b.*

nahe steht, zeigt das n am Schluss die handschriftliche Winkelbindung und das charakteristische Kleinerwerden. Ferner gelingt die Kalligraphierung der Mittel- und Langbuchstaben durchweg besser als die der Kurzbuchstaben. So hat in Fig. 18b die Versuchsperson zwar das d mit dem verlangten Anstrich und die j und g mit den nötigen Schleifen versehen, nicht aber z. B. zu verwischen vermocht die handschriftliche Lokalisation des Drukkes in den Kleinbuchstaben. — Beide Momente spielen durch einander in Fig. 19a und b. Am meisten entsprechen im Falle b der Vorschrift die f, g, l, d, h, dann die Kleinbuchstaben mit Ausnahme jedoch bereits der einspitzigen r, des allzu kunstmässigen s in „ist“ und vorzüglich des i im nämlichen Worte. Mehr noch verraten den natürlichen Duktus diejenigen Schriftelemente, welche als mehr nebensächlich angesehen werden und daher meist völlig unbewusst entstehen: die i-Punkte, ü-Zeichen und t-Quer-

striche. Sie sind sämtlich zu hoch oder zu weit nach rechts plaziert. Der zum Wortende hin wachsende Automatismus endlich macht sich teils in den

Fig. 19 a.

Fig. 19 b.

allzu rechtsläufig ausklingenden Schlusszügen, teils in der Tatsache geltend, dass die Oberlängen je weiter im Worte befindlich umso weniger die vorgeschriebene Höhe erreichten. Vergl. das t in „gestern" mit dem f in „für", das d mit dem l in „leider", das t mit dem h in „zunichte".

Das Gesetz lässt noch weitere Anwendungen zu. — Es unterliegt keinem Zweifel und wir werden Beweise dafür noch erbringen, dass unsere Auffassung der Schrift vorzüglich an den Grundstrichen haftet. Diese

Fig. 20 a. *Fig. 20 b.*

dürften daher im ganzen minder automatisch als die Haarstriche hervorgebracht werden. Dann aber sollten Abänderungen leichter zu bewirken sein, sofern sie auf einer Beherrschung des Grundstrichs als sofern sie auf einer Beherrschung des Haarstrichs beruhen. Das ist tatsächlich der Fall. — Vom Haarstrich bedingt sind z. B. die oberen, vom Grundstrich die unteren Hälften der Langbuchstaben. Darum wird leichter die untere als die obere Schleife künstlich abgeändert und eine Betonung der Unterlängen konsequenter durchgeführt als eine Betonung der Oberlängen. Fig. 20 a gibt die natürliche, Fig. 20 b die künstlich unterlängenverstärkte Handschrift. Der Versuch darf als relativ gelungen gelten. Fig. 21 ist aus dem Bemühen hervorgegangen, allein die Oberlängen zu verstärken. Dabei wurde die Unterlänge des h in „hat" unabsichtlich mitverstärkt

und von den sechs verfügbaren Oberlängen blieben drei intakt: nämlich das t in „hat“, die beiden G-Spitzen und das l in „Gold“. Um den offenbar ganz erheblichen Schwierigkeitsunterschied beider Aufgaben völlig zu verstehen, bedarf es, wie wir sehen werden, noch anderer Ueberlegungen.

Für das Problem der „erworbenen Schrifteigenschaft“ ist die Hauptbedeutung des Gesetzes offenbar die eines weiteren Hilfsmittels der Materialkritik. Wenn insbesondere Wortanfänge, Majuskeln und Grundstrichformen um ein geringes bewusster gebildet werden als Wortschlüsse, Minuskeln und Haarstrichformen, so haben innerhalb eines Schriftstückes jene zu diesen ein ähnliches Verhältnis wie das mehr sorgfältige Doku-

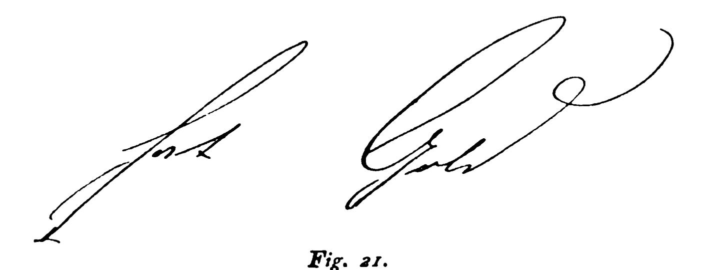


Fig. 21.

ment als ganzes zu dem mehr flüchtigen. Eingeführte Schrifteigenschaften sind daher oft schon aus einer einzigen Probe kenntlich durch den Vergleich ihrer Abschnitte unter einander. Wir behaupteten im ersten Kapital, dass

Fig. 22.

in der Handschrift Fig. 22 der Druck eine Folge bewusster Einflüsse sei. Wir achten jetzt auf die **Stellen** seines Vorkommens und sehen ihn ausschliesslich am Anfang der Wörter, ja vorzugsweise in den Stammteilen gewisser Majuskeln plaziert: d. h. an Punkten, die nach dem Gesetz der periodischen Aufmerksamkeitsschwankung zu den relativ am meisten bewuss-

ten gehören. Damit ist seine Künstlichkeit auch direkt gewährleistet.

B. Verhältnis des Willens zur Verstellungsmechanik.

Um das zweite Gesetz zu entwickeln, das die Abwandlungsschwierigkeit bestimmt, müssen wir verschiedene Versuchsergebnisse mit einander verbinden, deren Zusammenhang ihrem Entdecker entging. Darum scheint es notwendig, einige Tatsachen voranzustellen.

Leicht zu bewirken war unter anderem stets eine Aenderung der Höhenausdehnung der Schrift, durchweg schwieriger eine solche ihrer Höhenausdehnungs verhältnisse. Wer für gewöhnlich klein schreibt, kann willkürlich unschwer gross schreiben und umgekehrt. Die Längen unterschiede aber zwischen Lang- und Kurzbuchstaben abzuändern vermag ohne Anstrengung niemand; wovon die Ursache nach Meyer darin liegt, dass „Antrieb und Hemmung zu gleicher Zeit aufgeboten werden" sollen. Diese Erklärung kann richtig sein, aber sie ist schwerlich erschöpfend. Schon hier sei erwähnt, was sie jedenfalls nicht begründet: dass nämlich die Verringerung des fraglichen Unterschieds stets noch weit schlechter ausfällt als seine Vergrösserung. Fig. 23 gibt davon ein Beispiel. Die

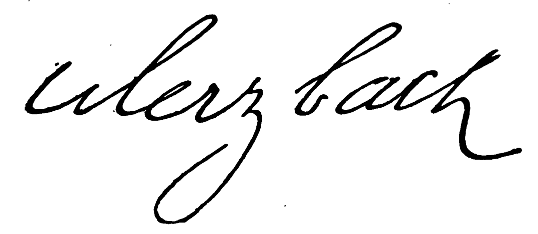
Fig. 23.

ungewöhnliche Steifheit der Formen sowie die häufigen Absetzungen lassen zur Genüge erkennen, wie sehr sich der Schreiber bemühte, ohne doch die geplante Angleichung der Längen auch nur einigermassen zu verwirklichen.

Dieser Beobachtung Meyers sei die folgende zugesellt. Ebenso leicht wie die Höhe erwies sich als veränderbar die absolute Weite der Schrift; schwieriger wiederum das Verhältnis von Basisbreite zu Höhe. Eine künstlich erweiterte Schrift wurde meist zugleich höher, eine künstlich verengerte zugleich niedriger!

Beide Fälle haben unverkennbar etwas Gemeinsames. Leicht abgeändert wird eine Bewegungs quantität, schwieriger eine Bewegungs qualität von jedesmal ähnlicher Beschaffenheit. Der Langbuchstabe ragt aus der Reihe der kurzen auf Grund einer vertikalen Bewegung heraus und zwar in dem Masse mehr, als sie betonter ist. Der stark-längenunterschied-

liche Duktus (Fig. 24) erscheint im Vergleich mit dem weniger längenunterschiedlichen (Fig. 25) als ein vorwaltend vertikal justierter.



Fing. 24. Stark längenunterschiedliche Schrift.

Fig. 25. Wenig längenunterschiedliche Schrift.

Das gleiche gilt (nur in anderer Hinsicht) von der engen gegenüber der weiten Schrift: indem nämlich jene durch ein Vorherrschen ebenfalls der vertikalen, diese umgekehrt der seitlichen Bewegung aber in den Kurzbuchstaben veranlasst wird (Fig. 26 und 27). Die Bewegungsausgiebigkeit entspricht nun offenbar einer Stärke, der Ausgiebigkeitsunterschied dagegen einer Periodizität des Kraftaufwandes. Damit ist der Punkt erreicht, von wo wir das wahre Verständnis jener Schwierigkeitsdifferenzen erhoffen dürfen.

Fig. 26. Enge Schrift. *Fig. 27. Weite Schrift.*

Ein Verstellungsbestreben ist zweifellos Willenstätigkeit. Das Wollen löst aber als solches Impulse aus und steht deshalb in Beziehung zum Quantum der für die Handlung erforderlichen Kraft. Dem Akt des Wollens ist daher das Ziel umso gemässer, je mehr es auf einer Modifikation lediglich dieses Quantums beruht. Das gilt für die absolute Weitung, Engung, Höhenvergrösserung oder Verkleinerung der Schrift, nicht aber, wo die erstrebte Form aus der Besonderheit eines Rhythmus stammt, wie bei der Aenderung der Ausdehnungsproportionen.

Ehe wir den Gedanken in die Tiefe denken, sei das Gesetz formuliert. Eine Schrifteigenschaft wird umso schwieriger hergestellt, je weniger sie eine Expression des Willens ist. Die vielleicht wichtigste Anwendung wäre der Satz von der relativen Konstanz der individuellen Rhythmik. Er würde eine grössere Stabilität für alle Formelemente erfordern, die etwa sonst noch mit einem Rhythmus des Schreibens zusammenhängen.

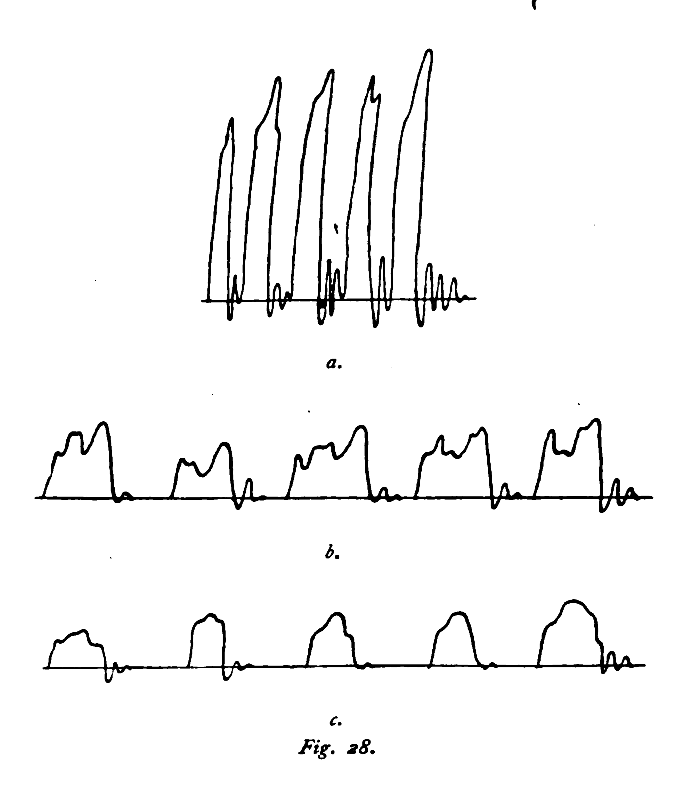


Fig. 28.

An dieser Stelle können wir nicht umhin, einige Versuche anzumerken, die das Walten einer Rhythmik sogar für die Zone der schlechthin unterbewussten Impulse beweisen. Bei Gelegenheit gewisser Versuche über die Schrift Gesunder und Geisteskranker entdeckte Gross[12]) mittels der Kräpelinschen Schriftwage, dass jede Person einen bleibenden Druckkurventypus besitzt, der in seiner besonderen Gestalt noch deutlich erkenn-

[12]) In »Psychologische Arbeiten« herausgeg. v. Kraepelin II. 8. Die übrigens ganz ungraphologische Arbeit geht aus von Untersuchungen Goldscheiders Archiv f. Psychiatrie XXVI. 503—525. — Von nicht-graphologischen Autoren, die sich um eine exaktere Analyse der Ausdrucksbewegungen verdient gemacht haben, wären hier noch zu nennen: Sommer »Dreidimensionale Analyse von Ausdrucksbewegungen« in Zeitschr. f. Psychol. XVI. 1898. S. 275—297. Derselbe »Die Umsetzung des Pulses in Töne« in »Beiträge zur psychiatrischen Klinik« Bd. I. Heft 4.

bar bleibt, auch wenn nur Punkte vom Schreibenden aufs Papier gebracht werden. Fig. 28. Wie sehr auch bekanntlich der Druck für verschiedene Schriftstücke zumal sensibler Personen die allerverschiedensten Durchschnittswerte annimmt (vgl. Fig. 9a und b), in der Art der gegen das Papier gerichteten Bewegung ist gleichwohl ein individueller Rhythmus anzutreffen, der allem Anschein nach nur äusserst wenig variiert.

Unter den im engeren Sinn symptomatischen Schrifteigenschaften verdankt ihr Dasein einem spezifischen Rhythmus mindestens noch eine von Bedeutung: wir meinen den handschriftlichen Grad der Gebun-

Fig. 29. Unverbundene Handschrift.

denheit. Seine nächste Ursache liegt nämlich zweifellos in einer individuell unterschiedlichen Modalität, wie Impulse in das Bewusstsein treten. Im extrem unstetig Schreibenden geschieht das stossweise immer von neuem, indem die Erschütterungswelle jeweils sofort



Fig. 30. Verbundene Handschrift.

verklingt: ein Bewusstseinszustand, der dem Aufruhr eines stehenden Wassers vergleichbar. Fig. 29. Im extrem stetig Schreibenden wirkt jeder Anstoss relativ weiter fort, daher es von ihnen einer entsprechend geringeren Zahl bedarf, um den Ablauf der Funktionen zu unterhalten: ein solcher Geist ist wie das Wasser eines Stromes in fortschreitender

— Grashey. »Ueber die Schrift Geisteskranker«. Referat in der allgemeinen Zeitschrift f. Psychiatrie Bd. 45. S. 518. — Binet und Courtier »Sur la vitesse des mouvements graphiques«: Rev. philosoph. 1893, No. 6. S. 664—671. — Diehl. »Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden«. In Kraepelins »Psych. Arbeiten« III. 1. Köster »Die Schrift bei Geisteskranken«. Ein Atlas mit 81 Handschriftproben. Leipzig. Ambrosius Barth. 1903. — Fast sämtliche Arbeiten sind besprochen in den graph. Monatsheften und zwar von Meyer. 1899. S. 37—40. 59—65. 1900. S. 59—65. 1903. S. 68.

Bewegung begriffen. Fig. 30. Demgemäss sind die Endstufen der Gebundenheit willkürlich nur äusserst unvollkommen und nicht ohne häufige Rückfälle herzustellen: und zwar weitgehende Kontinuität noch um ein geringes schwieriger als extreme Zerteilung.

Aber auch die Schwierigkeitsunterschiede, die bei der Erzeugung rhythmisch gegensätzlicher Schrifteigenschaften zutage treten, erlaubt das Gesetz zu deduzieren. Wie später begründet wird, gehört der Wille zu den Hemmtriebfedern. Dann muss die Willkür diejenigen Expressionen eher erkünsteln können, die durch Einschränkung als solche, die durch Entfesselung natürlicher Impulse zustande kommen. Jenes träfe zu für die enge und zerteilte, dieses für die weite und verbundene Schrift, wonach von den vier Typen die beiden zuerst genannten leichter bewirkbar sein sollten: wie es sich tatsächlich auch verhält. Aus der gleichen Erwägung verstehen wir den ganz besonders grossen Widerstand, der sich dem Versuch der Längenunterschiedsverringerung entgegenstellte.

Fig. 31. Unrhythmische Vertikaltendenz.

Schon rein mechanisch angesehen erwies sich grosse Längenunterschiedlichkeit als der Enge verwandt. Dass sie wirklich gleich ihr ein Ergebnis von Hemmfaktoren, scheint durch gewisse Tatsachen belegbar, deren vorderhand nur die wichtigsten angeführt seien. — Relative Längengleichheit der Lettern entspricht offenbar dem ursprünglichen Zustand der Seele und bildet die Regel in den frühen Zeichensystemen weitaus der meisten Völker. Erhebliche Ungleichheit ferner kommt erfahrungsgemäss sehr viel seltener in hervorragend grossen als in mittelgrossen und zumal in kleinen Schriften vor. — Der Ausdehnungsunterschied will daher primär begriffen sein als ein Zurückbleiben der Funktionen in den Kurz- hinter denen in den Langbuchstaben infolge irgend eines Druckes und Widerstandes, für den sich der Geist dann durch Ausschweifung schadlos hält. In der Hypertrophie der Langbuchstaben realisiert

sich intermittierend ein Gefühl der Befreiung. Man wird ein wenig an jenes Uebermass des Ausdrucks erinnert, wie es nicht selten nach auferlegtem Zwange in Pausen der Erholung eintritt und als zeitweiliger Rückschlag gegen lange Depressionen. (Inbezug auf die Majuskeln trefflich illustriert durch Fig. 31). Mehr in der Richtung der Willensausprägung läge von den beiden Formextremen folglich die Vergrösserung der Längenunterschiede, weshalb dem Einfluss der Willkür zumal die Verringerung entzogen ist.

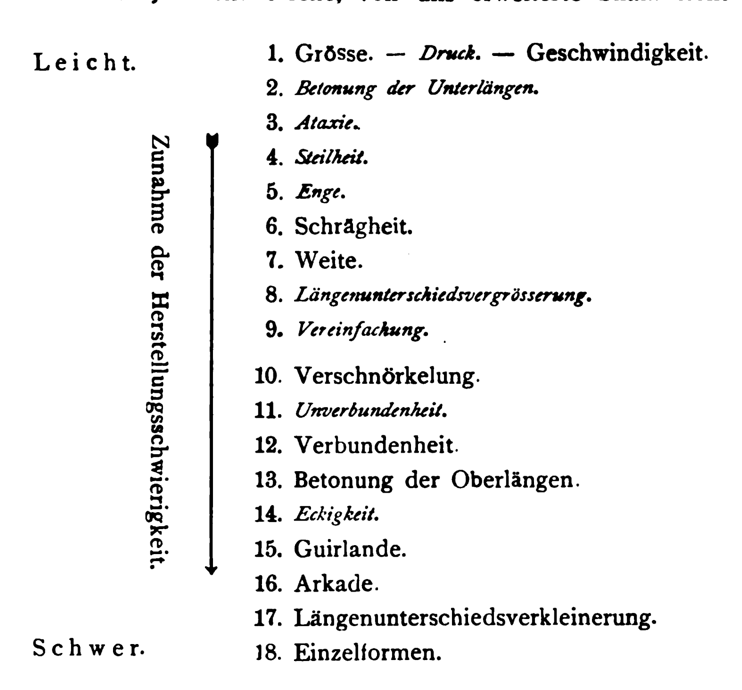
Endlich haben wir in unserm Gesetz einen zweiten Grund für das Schwierigkeitsübergewicht der Betonung der Oberlängen. Die Oberlänge entsteht durch Abduktion, die Unterlänge durch Flexion oder Beugung. Streckungen aber gehen aus lösenden, Beugungen aus hemmenden Impulsen hervor. Willkürliches Bemühen muss besser die Beugung der Finger als ihre Streckung verstärken können und erzeugt daher leichter vorherrschende Unterlängen als vorherrschende Oberlängen.

Mit alledem wurde zum Teil schon die dritte und vielleicht die wichtigste Entdeckung Meyers gestreift, die er auch selbst bereits formulierte als Gesetz der Begleitveränderungen. Die künstlich erweiterte Schrift fällt, wie wir sahen, höher, die künstlich verengerte niedriger aus: ein Beispiel, dass vom Schreiber gewollte Metamorphosen ungewollte Nebenwirkungen haben. In der Tat wird kaum irgend ein Schriftzug willkürlich umgestaltet ohne Mitabwandlung anderer. Nahezu jede Schriftverstellung ist grösser und druckreicher, die kalligraphische überdies meist auch enger und regelmässiger als die normale (vgl. Fig. 19a u. b); nach oben rechts verlaufende Schlussstriche pflegen gekürzt, i-Punkte etc. niedriger gesetzt zu werden (vergl. Fig. 20 a und b). Ferner tendiert die Verstellung (sofern nicht das Gegenteil davon beabsichtigt ist) zur Einengung der Schleifen und überhaupt zur Reduktion der Formen.

Man erkennt den einheitlichen Grund dieser Nebenwirkungen. Da im Gemüt des Schriftverstellers der Affekt des Wollens herrscht, nimmt die Geneigtheit zum Ausdruck allgemein und hinwiederum ganz besonders diejenige zur Hervorbringung hemmender und beugender Funktionen zu. So wachsen denn Grösse, Druck, Enge, Regelmässigkeit, Unverbundenheit, Zentripetalität und Einfachheit. Im Effekt trifft das Gesetz mit dem vorigen zusammen. Die nämlichen Züge, die besser erkünstelt wurden, weil sie dem Zustand des Wollens gemässer sind, eben die treten aus dem gleichen Grunde ohne, ja wider die Absicht des Schreibenden auf, wenn er andere bewirken möchte!

Das Verhältnis des Willens zur Verstellungsmechanik wird überaus deutlich durch Aneinanderreihung der wichtigsten Schriftelemente nach dem

Grade der Schwierigkeit, die ihre geflissentliche Erzeugung erfordert. Die schon von Meyer entworfene, von uns erweiterte Skala sieht so aus:



Unter den Eigenschaften der leichteren Hälfte beziehen sich auf psychische Hemmungen nicht weniger als sieben, indes auf der schwereren solcher nur zwei befindlich (sämtlich schräg gedruckt). Von graphisch gegensätzlichen Zügen bietet den kleineren Widerstand jedesmal der zum Willen verwandtere: weshalb Unter- vor Oberlänge, Steilheit vor Schrägheit, Enge vor Weite, Winkel vor Kurve, Unverbundenheit vor Verbundenheit u. s. w. zu stehen kommt. Gegen Schluss der Skala häufen sich ferner solche Schriftelemente, die schlechthin ausserhalb der Sphäre des Willens liegen. Das Ende bildet die konkrete Einzelform, da sie, wie wir wissen, diagnostisch angesehen, einen mehr oder minder reichen Komplex von Symptomen umfasst.

C. Anwendung der Versuchsergebnisse.

Trotz ihrer Unabgeschlossenheit lassen die Versuche auf das Problem der „erworbenen Schrifteigenschaft" eine Anwendung zu. Wie immer ein dauerndes Interesse die Handschrift beeinflussen wolle: an der Widerstandskraft der natürlichen Form sich brechend wird es aus doppeltem

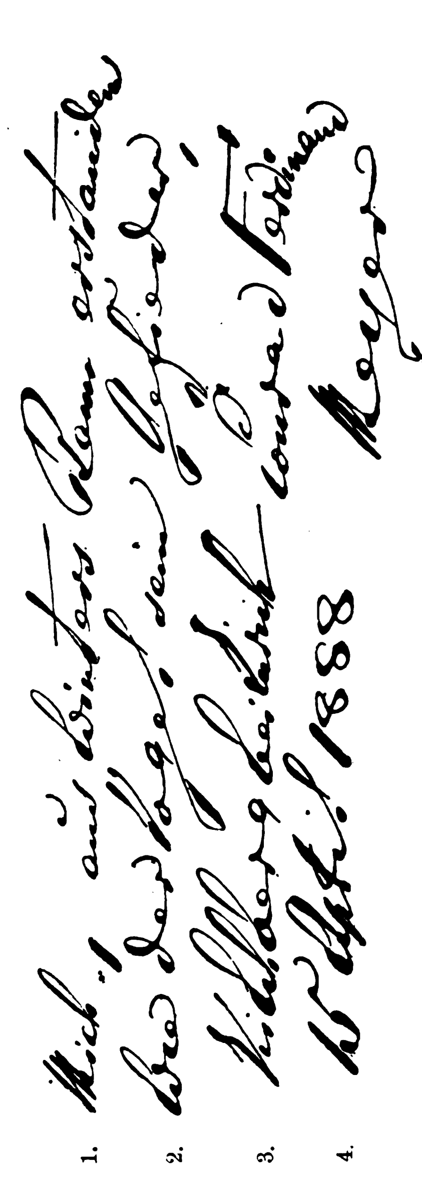


Fig. 32. Völlig zwanglose Schrift C. F. Meyers aus dem Jahre 1888.

1. Heute fanden meine Schritte mein vergessnes Jugendthal,
2. Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
3. Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn —
4. Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.
5. Drüben dort in schilfgem Grunde, wo die müde Lache liegt,
6. Hat zu meiner Jugendstunde sich lebendge Flut gewiegt;
7. Durch die Haiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön —
8. Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.
9. Kilchberg 20 Febr. 1895
10. Conrad Ferdinand Meyer.

Fig. 33. Kalligraphisch stilisierte Schrift C. F. Meyers aus dem Jahre 1895.

Grunde teils geflissentlich, teils unbewusst die Indizien seelischer Hemmung häufen. Es ist wie auch sonst die wesentlichste Gabe und gleichsam das Schicksal der Willkür, zu unterdrücken, nicht aber zu schaffen. Sie bringt in das ihr verfügbare Ausdrucksmaterial eine grössere Einfachheit und Strenge, aber sie hat nichts aus eigener Fülle zu geben und ist selbst in der Art ihres Behinderns an die Schranken eines instinktiven Vermögens gebunden. Sie wird dergestalt bei grosser Wachheit manches wohl verdecken, nicht jedoch Unverhandenes vortäuschen können.

Das bestätigt ein Blick auf Schriftstilisierungen, die dem Wesen ihres Urhebers entsprechen. Wir stellen zur Illustration die kalligraphisch stilisierten Züge Conrad Ferdinand Meyers aus dem Jahre 1895 (Fig. 33) neben eine völlig zwanglose Probe seiner Hand von 1888 (Fig. 32). Die zweite unterscheidet sich von der ersten vorzüglich in folgendem:

1. Grössere Regelmässigkeit.
2. Etwas grösserer Winkelreichtum.
3. Verminderte Abduktivität. (Man vergleiche zumal die i-Punkte von Fig. 32 etwa in „wie" und „sein" Zeile 2 mit denen von Fig. 33 in „meine" und „mein" Zl. 1; ferner die unterschiedlich langen t-Querstriche und Schlusszüge).
4. Erheblich unverbundener. (Man vergleiche besonders die beiden Namensunterschriften).
5. Sehr erheblich enger.
6. Verminderte Schleifenweite und etwas vereinfacht. (Vgl. „Kilchberg" Fig. 32 Zl. 3 mit dem nämlichen Worte in Fig. 33 Zl. 9 sowie die beiderseitigen C's im „Conrad" der Unterschriften).
7. Linksläufiger. (Vgl. die beiderseitigen u-Haken).

Dagegen blieb intakt nicht nur die Individualität der Einzelformen, sondern auch der ungemein kompliziertere Rhythmus der Längenausdehnungsverteilung.[13]) Wir haben im Grunde den nämlichen, wenn auch zwangsweise eingeschränkten Charakter, der an „Stil" nur gewann, was ihm an „Form" oder „Eigenart" verloren ging. Die Willkür mag vorhan-

[13]) Bei den Oberlängen ist vor allem merkwürdig der scheinbar regellose, in Wirklichkeit dennoch gesetzmässige Wechsel zwischen fallender und steigender Höhendauer innerhalb der einzelnen Wörter. Ein geringfügiger Unterschied zeigt sich selbst darin zwischen beiden Proben: indem in der ersten die steigende, in der zweiten die fallende Linie, wenn auch nur wenig, vorherrscht. Im Einklang damit werden beispielsweise die grossen B's dort mit weit stärker überragendem Schlussteil gebildet als hier. (Vergl. Fig. 32. Zl. 1 »Bann« mit Fig. 33. Zl. 2. »Berge« oder Zl. 3. »Bäume«.) Unberücksichtigt blieben bei dieser Vergleichung die abrupten Schwellungen und die plötzlichen Lücken in den Grundstrichen der Fig. 32 als unfraglich auf temporären Anomalien beruhend. Von Ungern-Sternberg glaubt jene aus übermässig gesteigerter Lebenskraft, diese aus Fettleibigkeit und Herzschwäche herleiten zu sollen: eine Erklärung, deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen. (Graph. Monatshefte 1899 S. 133—142.) — Es sei erwähnt, dass zwischen die Entstehung beider Schriftproben eine vorübergehende geistige Erkrankung des Dichters fällt.

dene Qualitäten disziplinieren, sie ist ausserstande, neue ins Dasein zu rufen.

Wenn die psychische Konzentration nicht wie offenbar hier von einem Vitalitätsverlust die Folge ist, so treten zumal die Spannungssymptome erhöhten Federdruckes und grösserer Steilheit auf, während Regelmässigkeit und Sorgfalt minder entwickelt werden. Man vergleiche noch einmal Fig. 34a als rechtes Paradigma für eine die Schreibtätigkeit bezwingende „Selbstbeherrschung".

Fig. 34 a.

Fig. 34 b.

Ferner gewinnt man aus Meyers Versuchen eine festere Vorstellung von der überhaupt ganz erheblichen Schwierigkeit, womit jede Umgestaltung psychisch verankerter Funktionen normaler Weise zu kämpfen hat. Alles in allem genommen ist der Erfolg der Verstellungsbemühungen in den weit über hundert Fällen recht gering. Man glaubt vielleicht, er werde wachsen, wenn die Schreiber, was sie hier doch nur plötzlich taten, fort und fort zu tun bemüht sein würden, wie es bei Stilisierungen offenbar geschieht. Man könnte zum Beweis dafür in Erinnerung bringen, dass wir auch sonst komplizierte Verrichtungen, wie etwa das Schlittschuhlaufen, das uns anfänglich Mühe kostet, durch Uebung bewältigen und gleichsam einverleiben. Allein man vergässe dabei, dass der Wille zur Schriftumprägung nicht sowohl irgend eine Trägheit und Ungeschicklichkeit des Körpers als vielmehr schon bestehende Gewohnheiten meistern müsste. Zur mechanischen Schwierigkeit ihrer augenblicklichen käme beim Versuch der dauernden Unterlassung auch noch die hinzu: seine Aufmerksamkeit in der Gewalt zu haben.

Von den Eigenschaften der Schrift gehören, genetisch betrachtet, in der Tat die meisten zur Kategorie der „eingefleischten Gewohnheiten". Sie bleibend ändern, heisst stets auch: Gewohnheiten vermeiden können. Auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit aber ist das „Sich-Abgewöhnen" hundertmal schwieriger als das „Sich-Angewöhnen" und zwar selbst dann, wenn mechanische Hindernisse gar nicht im Wege stehen.

Wie leicht kann einer das Käuen der Nägel, das Sich-Schnäuzen mit den Fingern, das In-die-Tasche-Stecken der Hände vermeiden, sofern er daran denkt — und wie schwer wird er davon kuriert! Der „gute Wille", welcher spielend Berge von Kenntnissen bewältigt, ist solchen „Eigenheiten" gegenüber nahezu machtlos. Fast sämtliche funktionellen Standesmerkmale lassen sich nur im Laufe mehrerer Generationen aberziehen. Der Philister bringt seine Enge und Plumpheit in die zur Schau getragenen Frivolitäten hinein, mit denen er sittliche Vorurteilslosigkeit bekunden will — der Parvenu bleibt, was er vordem war, in tausend unbewussten Taktverstössen, auch seit er zu Würden und Reichtümern kam — und den Bildungsdilletanten, der sein Aeusseres stilisiert, verrät nun nicht weniger sein „Stil".

Wenn daher schon der Versuch momentaner Eingriffe in die Handschrift mehr oder minder zu scheitern pflegt, so muss als ausgemacht gelten, dass er dauernde Erfolge nur in dem Masse erzielt, als er von Eigenschaften der Persönlichkeit getragen ist. Damit knüpft der Schluss des Abschnitts an seinen Anfang an.

Die Ausdrucksdiagnostik allgemein und insbesondere die Graphologie hat zwar gewiss mit erworbenen Zügen des Verhaltens, nicht aber damit zu rechnen, dass derlei Erwerbungen jemals schlechthin „willkürlich" sind. Was eine blosse Laune des Moments oder eine Impression des Zufalls eingegeben, das wird früher oder später wieder ausgemerzt durch die unbewusste Prägekraft der Persönlichkeit. Wenn daher absichtlich erzeugte Schrifteigenschaften stabilisiert werden können, so gibt das Motiv, das sie schuf, von einer Weise des Bemühens und damit indirekt von einer der Anlagen Kunde, die wir direkt entnehmen aus den unbewussten Schriftelementen. Wie aber überall auf dem Gebiete des Strebens dem persönlichen „Wollen" die nicht minder bezeichnende Fähigkeit des „Vollbringens", den mancherlei „guten Vorsätzen" der individuelle Grad des „Vermögens", sie zu verwirklichen, engegensteht — man denke an jene „Sünder", die sich ernstlich jedesmal „bessern" möchten — so zerfallen auch die mehr willkürlichen Schrifttypen von vornherein in zwei Gruppen, je nachdem ob die Formung ihrem Urheber angemessen ist oder als blossen Nebenanlagen entstammend den instinktiven Dominanten seines Wesens widerspricht. In jenem Falle entsteht ein „gelungenes", in diesem ein unterschiedlich „misslungenes" Schriftbild, worin die unmittelbar expressiven mit den durch das Bewusstsein hindurchgegangenen Zügen disharmonieren. In welcher Richtung nun solchenfalls der Misserfolg, bezw. die graphische „Störung" zu suchen sei, darüber geben Meyers Beobachtungen ebenfalls Fingerzeige.

Fig. 35. Nicht völlig adaequat bereicherte Schrift: Einige Selbstgefälligkeit.

Da jede Willkür unbewusst einschränkend wirkt, so versteht sich zunächst einmal, dass der Erfolg einer gerade auf Fülle des Bildes abzielenden Formung durchaus von dem wirklichen Phantasiereichtum des Schreibers und dessen natürlichen Ausdrucksmitteln abhängt. Falls seine Wünsche darüber hinausgehen, wird er, um den Schein der Reichhaltigkeit zu erzeugen, vorhandene Züge durch Wiederholung häufen müssen. Dadurch entwickelt sich die auch vom ungeübten Betrachter sofort als „leer" zu empfindende Zutat. Das Motiv mag in einem Schönheitsbedürfnis liegen, dem die notwendige Unterlage gestaltender Kräfte fehlt: wie denn gar manche Gemüter nicht anders können, als ihre tatsächliche Dürftigkeit an einem Begriff des Gegenteils zu messen und mit einem Ausputz von Poesie verkleiden zu wollen. Diese Sehnsucht ist alsdann für den Charakter positiv genau so bezeichnend wie es negativ der Mangel ist, aus dem sie emporwächst.

Es führt aber vom „Idealismus" jeder Art ein stufenweiser Uebergang zur instinktiven Falschheit. Eine Sache von Wert erhöht den Wert ihres Eigners. Das Verlangen nach ihr kann naturgemäss übergehen in das an sich davon völlig verschiedene, für den zu gelten, der sie besitze. Nach seelischer Fülle besonders ist nicht leicht wer bedürftig ohne den Nebenwunsch, sich als ihr Träger zu wissen. Im Mantel des Sachinteresses verbirgt sich zum Schluss das Interesse der Person und die Leidenschaft tritt völlig zurück vor dem Ehrgeiz. Je nachdem ob der wiederum im eigenen Selbst oder lieber in anderen sich spiegelt, deren Lob er erwartet, ist er mehr der Selbstgefälligkeit oder mehr der Eitelkeit beizuzählen.

Innerhalb noch bescheidener Grenzen gibt davon ein Beispiel Fig. 35. Die Zutaten in dieser Handschrift steigern nur schon vorhandene Züge und stehen ausschliesslich an solchen Oertern, die von der Aufmerksamkeit bevorzugt werden. So sind zumal in der Unterschrift die übrigens mittelweiten Schleifen ausgebauchter und gewisse der Schrift natürliche Kurven weit über ihr Durchschnittsmass hinaus vergrössert. (Vgl. das E, das G, die beiden l's und den u-Haken.) Die Sorgfalt der Ausführung verrät das Behagen, mit welchem der Schreiber dabei verweilte. Als relativ willkürlich erweist sich der Duktus auch noch durch seine Enge, seine Regelmässigkeit und die unbewusst stärkere Druckbetonung gerade der gemodelten Formen. [14])

Ungleich aufdringlicher zeigt den nämlichen Komplex Fig. 36. Der isolierte Anfangsschnörkel im S des Wortes „Salzburg", die Einrollung

[14]) Die genauere Analyse dieser Handschrift findet man in unserem Aufsatz »Nachtrag zur Theorie des Schreibdruckes«. Graph. Monatshefte. 1903. S. 65.

am a, der pompöse u-Haken, die Zufügung am d entstehen sämtlich durch Repetition einer einzigen Kreisbewegung, die übrigens keine andere ist, als wodurch auch Fig. 35 ihre Zutaten wirkt. Nicht gerade mehr Geist, nur etwas mehr Mühe erfordert das umgekehrte Rotierenlassen der Feder-

Fig. 36. Leere Zutaten: Tendenz zu renommistischer Uebertreibung.

spitze: wodurch denn das u und r mit je einer Schlinge, das g mit einer Endverzierung und die Basis der römischen XII mit einer Umbiegung versehen wird. Die dreieckige g-Schleife endlich bildet aus einstweilen unbekannten Gründen eine erfahrungsmässig häufige Nebenform in Schau- und Zierschriften jeder Gattung. Man sieht: dieser Duktus ist tatsächlich formen**arm** und erzielt den Anschein der Fülle durch nichtssagende Wiederholung gewisser Elemente der Schulschrift.

In jeder Beziehung das gleiche gilt von dem theatralisch aufgedonnerten S der Fig. 37, das den Aspekt der sonst gewandten und relativ ein-



Fig. 37. Künstlich aufgebauschte Schrift: Eitelkeit.

fachen Schrift so geschmacklos entstellt. Der Schrifturheber ist ein Kellner, der Gedichte macht und sich Schauspieler nennt.

Von etwas anderer Art sind die Bereicherungen in Fig. 38. Hier ist auch die Druckbetonung als teilweise gewollt zu erachten und die der Schrift schon ursprünglich eigenen Winkelformen werden gleichfalls absicht-

lich hervorgekehrt. Im Hinblick auf die zahlreichen „Ueberstreichungen", deren Sinn uns erst später beschäftigt, ist der Grund dieser Formung in rein persönlichem Geltungsverlangen und in dem keiner Maske bedürf-



Fig. 38. Uebertreibungen der Winkelformen: Geltungsbedürfnis.

tigen Wunsche zu suchen, eine tonangebende Rolle zu spielen: wohingegen die wunderlich geschraubte Ungestalt der Fig. 39 mehr dem Bereich altjüngferlicher Ziererei angehört. — Man beachte auch, dass alle diese Schriften wenig schräg sind und zum Teil selbst zur Steilheit tendieren.

Fig. 39. Geschraubter Duktus: Ziererei.

Etwas schwieriger und nur unter Zuhilfenahme weiterer Sätze der Graphologie sind die künstlich geschwollenen Unterschleifen der Fig. 40 verständlich. In der an Hemmungen überreichen Schrift zeigen sie ein Be-

Fig. 40. Gequält überladener Duktus: Anspruchsvolles Ehrgefühl.

dürfnis nach repräsentativer Würde an, das leicht zu etwas gravitätischen Manieren führt und aus jedem Widerspruch einen Anlass zu persönlicher Gekränktheit schöpft.

Wenn das Ausdrucksgepräge umgekehrt durch einen Wunsch nach Festigkeit und Strenge bestimmt wird, hinter dem die Willenskraft des Schreibers zurückbleibt, so lässt sich aus obiger Schwierigkeitsskala abermals mutmassen, woran vor allem die Künstlichkeit des Bildes kenntlich sei. Wir sahen nämlich, dass von den Spannungssymtomen eher beispielsweise Druck, Steilheit und Enge entstehen als Unverbundenheit und als insbesondere der Winkel. Die Unveränderlichkeit gerade der Bindungs-

form wird uns später aus mannigfachen Gründen plausibel werden. Hier sei vorweg darauf hingewiesen, dass sie ungleich anderen Schrifteigenschaften auf der Gestalt weder nur des Haarstrichs noch allein des Grundstrichs, sondern des Ueberganges von jenem in diesen beruht, weshalb denn gleich intensive Beherrschung beider zu ihrer Erzeugung nötig wäre. Künstlich „energische" Schriften dürften daher steil, druckbetont und eng aussehen, scharfer Winkel hingegen ermangeln. Eben dieser graphische Gegensatz aber: zwischen Steilheit und Enge hier und ausgesprochener Bogenbindung dort liess uns den Duktus der Fig. 41 als relativ inkohärente

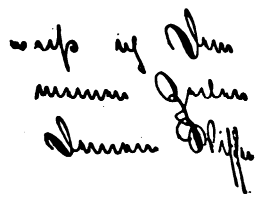


Fig. 41.

Erwerbung erscheinen. In der Tat unterliegt es empirisch keinem Zweifel, dass die auf Entschiedenheit zielende Prägung bei unzureichender Willensstärke am Bindungstyp zu scheitern pflegt. — Da die genauere Erörterung dieses Falles sich mit dem leitenden Gedanken des folgenden Abschnitts kreuzen würde, so brechen wir an dieser Stelle vorläufig ab.

Mit allem Bisherigen wurden mehr die Voraussetzungen der Graphologie oder wenn man will, ihre Grenzen geprüft. Wir sahen das Unwillkürliche der Handschrift durch ein Willkürliches modifiziert und eingeschränkt. Wir fanden darin zugleich neue Wege der Diagnostik. — Es gibt nun noch eine, wie es scheint jedoch absolute Deutbarkeitsgrenze nicht nur der graphischen, sondern jeglicher Ausdrucksformen und zwar innerhalb der unwillkürlichen Zone selbst.

Dritter Abschnitt.

Die persönliche Ausdrucksschwelle.

I. Kapitel: Entwicklung des Grundgedankens.

Unter dem Titel „Inkongruenz des Charakters mit seinen Aeusserungen, Ausdrucksunfähigkeit als Grenze graphologischer Erkenntnisse" hat in den „Berichten" 1898 Busse auf eine bis dahin unbeachtete Tatsache von ausserordentlicher Wichtigkeit hingewiesen, die es verdient, genauer erforscht zu werden.

Die Bewegungsphysiognomik beruht, was hier nur vorausgeschickt sei, auf der Urannahme vom Dasein eines festen Bandes zwischen seelischen und gewissen körperlichen Vorgängen. Was wir psychisch z. B. wenn nicht umschreiben, so doch gegen verwandte Erlebnisse abgrenzen mit dem Namen eines Affekts, das muss auch körperlich fixierbar sein in einer Gruppe nur ihm eigentümlicher Ausdruckszüge, die folglich geeignet sind, zu seiner Erkennung zu dienen. Ein Zustand ausgeprägter Trauer etwa wird sich im Zusammenhange jeder Persönlichkeit charakteristisch anders äussern als ein solcher der Freude oder der Furcht. Da Gefühle ausser ihrer Qualität notwendig eine von Fall zu Fall wechselnde Intensität besitzen, so schliesst der allgemeine Parallelismus naturgemäss den besonderen der Stärkegrade in sich. In der Tat ist es ein und derselbe Urteilsakt, durch den wir die Natur des Affekts und seine Grösse ermitteln, wie denn an dieser zumal das Grundgesetz des Ausdrucks später verdeutlicht wird.

So unanfechtbar dieser Satz erscheint und so wenig er prinzipiell zu erschüttern ist, so steht doch seiner Anwendung und zwar in erster Linie für die Bestimmung der psychischen Intensitäten ein Umstand entgegen, den Busse in jener Arbeit ans Licht gezogen. Der Zorn z. B. hat allerdings seine „Zeichen", deren Schärfe und Kraft mit seiner Stärke

zunimmt. Vergleichen wir aber mehrere Menschen unter einander, so zeigt sich alsbald, dass mutmasslich gleichen Intensitäten sehr ungleiche Stärken des begleitenden Ausdrucks entsprechen können. Während manche Naturen schon bei geringer Erregtheit ein hohes Mass von Erregungsäusserung an den Tag legen, gibt es andere, deren nachweislich mächtige Wallungen nur aus leisen und fast unmerklichen Symptomen sprechen.

Es ist hier selbstverständlich nicht von bewusster Uebertreibung, Verstellung oder Beherrschung die Rede, welcher Fall für die fragliche Feststellung ja unschwer auszuschalten wäre. Furcht z. B. will keiner gern verraten, Liebe fast jeder. Ein Mensch der ersten Gattung wird nichtsdestoweniger furchtsamer, ein solcher der zweiten minder liebevoll erscheinen als er ist, wie sehr auch jeder sicherlich das Gegenteil davon zu zeigen wünscht. Es handelt sich vielmehr um ein der Persönlichkeit innewohnendes Vermögen, demzufolge psychische Vorgänge mit unterschiedlicher Leichtigkeit in äussere übergehen.

Die daraus möglicherweise entspringenden Täuschungen wachsen noch, wenn im nämlichen Individuum die „Inkongruenz" verschieden ist für verschiedene Gemütszustände oder auch für verschiedene Aeusserungswege ein und desselben. So kann nach B u s s e jemand „unfähig sein, die Affekte seiner Zuneigung zu äussern, während er die seiner Abneigung vielleicht sogar übertrieben zum Ausdruck bringt". Man erinnere sich ferner, dass z. B. der Reflex des Errötens mit fast krankhafter Leichtigkeit oft gerade dort auftritt, wo die Lebenswelle sonst nur zögernd und mit „Selbstüberwindung" in die Bahn des ihr gemässen Ausdrucks gleitet.

Auf unser W o l l e n wirkt in ähnlicher Weise differenzierend und dem „Erfolg" individuell unterschiedliche Schranken setzend das eigentümliche Phänomen der „Begabung" ein. Der „geborene" Dozent, der Rhetor, der Dichter haben ein jeder in seiner Art die Fähigkeit, das Universum des Ausdrucks in das Vehikel allein der Sprache zu legen, indes der plastische und Farbenbildner wiederum den gleichen Gehalt in Formen des Raums zusammendrängt. Auch dem solcherart gesteigerten K ö n n e n aber pflegt die Verödung anderer Zonen nicht erspart zu bleiben: wie denn die Lebensprozesse oft bis zur Unfruchtbarkeit verbraucht erscheinen in der gefährlichen Blüte schöpferischer Geistigkeit. [15])

Dieser Gedanke gibt einen Anhaltspunkt zur A e t i o l o g i e der verminderten Ausdruckskraft. Sowohl ein Organ des Körpers als jedes „Vermögen" des Geistes entwickelt sich umso reicher, als wir uns häufiger seiner bedienen: aber nicht durch Mehrung, sondern durch Teilung der verfüg-

[15]) Siehe Anhang IV.

baren Gesamtenergie.[16]) Auch der Naturgrund einseitigen Könnens, die „Begabung", wächst durch ihren Gebrauch, zumal durch dessen Regelung und Dressur im Dienst eines Endziels: und zwar mit der unvermeidlichen Nebenwirkung eines schliesslich dauernd „gebahnten" Kraftabflusses aus dem Vorrat der übrigen Geistespotenzen. Der Dozent z. B., unablässig bemüht „auseinanderzusetzen" und bald schon unwillkürlich jeden Ausdrucksantrieb der Kritik unterwerfend auf begriffliche Deutlichkeit, gewinnt den Fähigkeitsüberschuss zu gedanklicher Verlautbarung aus dem Schwunde der Sinnfälligkeit seines Seelenlebens. Unter Meistern der Explikation wird man die Gabe der Gefühlsübertragung durch „sympathetische" Gebärden wesentlich verkümmert finden.

Wir sind auf das Gesetz der Uebung gestossen, die, was man nur zu gern übersieht, Sonderwerte stets auf Kosten der Integrität des Organismus züchtet. Verlust an Ausdruckskraft des Ganzen ist der Preis jeder Ausdrucksvirtuosität der Teile. Wir können jene nicht gründlicher niederreissen, als indem wir diese durch eine Gewohnheit des Wollens zu ausserordentlicher Macht erheben.

Hier darf aber sogleich nicht unerwogen bleiben, dass der Wille in jedem Akt die Elemente birgt, die wir deutlich erst zu gewahren glauben, wo er als „Maxime" ein Leben regelt. Was mit Recht den Namen der ob nun äussern oder inneren Handlung trägt, kommt nicht zustande, ohne dass die Flut des psychischen Geschehens eingedämmt und gleichsam zur nutzbaren Strömung verengert würde durch eine Kraft, in der man den unterscheidenden Vorzug der Menschheit sieht. Ganz folgerichtig urteilt Schiller,[17]) es sei kein geringer Schritt zur Humanität, „durch Brechung der Naturnotwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den blossen Willen zu üben." Und wiederum ist es eben dieser Kantisch-Schil-

---

[16]) Analoge Erscheinungen sind uns geläufig im Bereich der Sensibilität, wo ein spezifisches Mehrvermögen durchweg die Kehrseite irgend eines Mangels bildet. So verfeinert der Blinde sein Tast- und Temperaturgefühl und der Taubstumme ersetzt beinah das fehlende Gehör durch geschärfte Achtsamkeit des Sehens. Verglichen mit den »Naturvölkern« ist der zivilisierte Mensch nahezu in der Lage der Tauben uud Blinden. Indem er in Sprache und Schrift ein alle sonstigen Ausdrucksmittel weit überragendes schuf, hat er nicht nur jene Adlerschärfe der beiden obersten Sinne, sondern auch viel von der Gabe des unwillkürlichen Beachtens eingebüsst, die den Wilden befähigt, gleich dem Tier in Strauch und Wüste einer uns verborgenen Fährte zu folgen und lange Sätze in einen Zuruf und Gestus zu legen. Mit Apparaten versehen, die menschliche Sinnesschärfe hinter sich lassen, und gestützt auf Wunderwerkzeuge der Wortübermittlung konnten wir die sinnliche Auslegekunst gefahrlos verlernen. Aus naiven Physiognomikern des Weltlaufs sind wir seine rechnenden Aufpasser und Detektivs geworden.

[17]) Diese ebenso zutreffende als bedenkliche Charakteristik der Willenstendenz findet sich in der Abhandlung: »Ueber Anmut und Würde.« Vollständig lautet die Stelle: »Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebranch nicht achtet. Schon der blosse Wille erhebt den Menschen über die Tierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. Er muss aber jene zuvor verlassen haben, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch Brechung der Naturnotwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen den blossen Willen zu üben.«

lersche Mensch, dem Nietzsche[18]) die Gegenrechnung macht: „Er hat seinen Instinkt vernichtet und verloren, er kann nun nicht mehr dem „göttlichen Tier" vertrauend die Zügel hängen lassen, wenn sein Verstand schwankt und sein Weg durch Wüsten führt."

Die einzelne Handlung schon und vollends das planmässige Verfolgen weitgesteckter Ziele erfordert die nämliche Disziplin und „Selbstbeherrschung", die wir als wesentliche Teilbedingung des Berufs und jeder Art der Sitte kennen. Der Wille als solcher — den Weg zur „Freiheit" öffnend — raubt uns die animalische Sicherheit, die sich „gehen lässt" unter dem unbeirrbaren Antrieb des Blutes. Seiner Entwicklung folgen biologische Schwächungen nach, zumal wenn vollzogen unter der Leitung eines Idealismus der „Selbstüberwindung". Hier könnte auch die Genese der Anomalien zu finden sein, die Busse im Auge hat.

In der Tat ist Busse dieser Meinung. Er sieht die Ursache verminderter Expressionalität in geschlechterlang erzwungener „Mässigung". Sie zeige sich deshalb vorzüglich bei solchen Stämmen, die lange die politische Unabhängigkeit verloren und überhaupt bei Menschen, die „aus einem Sklaventume der Vorfahren die Bewegungsunfreiheit ererbten."[19])

Der Hinweis auf Ausdrucksunterschiede der Völkerschaften ruft nun aber einem jeden den Kontrast ins Gedächtnis zwischen der Abgemessenheit im Betragen nordischer Menschen und der „feurigen" Ausdrucksbereitschaft mancher Südländer und Orientalen. Der Gegensatz ist nach Busse besonders ausgeprägt, „wenn wir die spanische Carmen mit dem Dänen Hamlet oder gar den südlichen Don-Juan-Typus mit Goethes Gretchen und Shakespeares Cordelia vergleichen." Dem anerkannt „tieferen" Fühlen pflegt darnach eher der gedämpfte, dem minder tiefen ein unbewusst übertriebener Ausdruck gemäss zu sein. „Die Aeusserung des Affekts", fügt Busse hinzu, „scheint hier zu einem selbständigen Bedürfnis geworden . ." Damit wird eine ganz neue Hypothese in den Blickpunkt gerückt, die zuerst wir jetzt schärfer ins Auge fassen.

Bisher war von Unterschieden der Ausdruckskraft, hier aber ist unvermutet vom Ausdrucksdrang die Rede, als ob auch der vom Affekt

---

[18].) »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.«

[19]) Diese Auffassung von der Herkunft der Ausdrucksunfähigkeit berührt sich in eigentümlicher Weise mit derjenigen Nietzsches von den Wirkungen des Christentums. Wir werden dessen in der Folge noch zu gedenken haben. Hier sei nur beiläufig daran erinnert, dass in Nietzsches Psychologie die habituellen Hemmtriebfedern eine geradezu zentrale Rolle spielen. Sie dienen ihm, um das ganze Phänomen der moralischen Wertung und, wie jedenfalls nur folgerichtig, auch um den notorischen Verbrecher zu erklären. Es heisst darüber in der »Götzendämmerung«: »Der Verbrecher-Typus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen. Seine Tugenden sind von der Gesellschaft in Bann gethan; seine lebhaftesten Triebe, die er mitgebracht hat, verwachsen alsbald mit den niederdrückenden Affekten, mit dem Verdacht, der Furcht, der Unehre. Alles dies ist beinah das Rezept zur physiologischen Entartung. . . Alle solche Naturen haben die Farbe des Unterirdischen auf Gedanken und Handlungen.« Wir werden weiter unten sehen, dass ganz Aehnliches von einer bestimmten Gattung der Ausdrucksunfähigen zu sagen ist.

zu trennen und wie eine Sache für sich zu behandeln sei. Darauf kann allerdings schon ein Vergleich der Affekte unter einander führen. Den Zorn z. B. zeichnet unleugbar auch dieses aus, dass er den Trieb nach Entladung in einem Masse weckt, wie bei gleicher Stärke selbst die ebenfalls expansive Freude nicht, und wie es vollends keine Trauer und kein Gram vermöchten. Zwingender wird die neue Unterscheidung beim Vergleich verschiedener Persönlichkeiten.

Von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart lassen die historischen Grössen zwei Typen erkennen: einen von „flackernder Tatkraft“, dessen Inneres jederzeit überwallt, und einen anderen von statuarischer Unbeweglichkeit, dem statt der Seele ein Wille aus Erz verliehen scheint. Man halte etwa Prinz Eugen neben Wellington oder unter den ganz Grossen Cäsar neben Alexander, in denen beiden die Eigenart ihrer Stämme Person geworden: da denn Rom und Hellas den fraglichen Gegensatz in welthistorischen Massen zeigen. Der bronzene Gleichmut eines Cäsar ist nicht „Selbstbeherrschung“, sondern ursprüngliche „Fassung“ und „Konstitution“, vermöge deren auch im Branden der Leidenschaft „gelassen kalt“ der Geist das Steuer führt.

Unbildlich und in der Sprache der entwickelten Begriffe lautet das: jede Persönlichkeit hat ausser ihren sonstigen „Eigenschaften“ auch noch die eines eigenen Aeusserungsdranges. Wo der ein allgemein grosser ist, da wird nach körperlicher Aussprache schon ein relativ schwacher Affekt verlangen und starke Erregung weit schwieriger „gefasst“ erscheinen als bei geringem Entladungstriebe. Wie nach Sanftmut und Reizbarkeit, nach Güte und Selbstsucht oder anderen Gefühlsgegensätzen, so haben wir weiter die Charaktere zu gliedern nach Gattungen und Stufen des Ausdrucksdranges.

Ein neues Prinzip zur Unterscheidung der Persönlichkeiten ermöglicht die Auffindung neuer „Eigenschaften“. Neben den Endstufen der Ausdrucksbedürftigkeit wäre ferner z. B. ein Drang speziell nach Wortausdruck nebst seinem Gegenspiel, der Redeabgeneigtheit, anzumerken. Derlei Anwendungen des Gedankens geben die Handhabe zu seiner stärksten Beglaubigung. Von allen Massstäben zur Prüfung psychologischer Thesen nämlich den bei weitem verlässlichsten bildet die überlieferte Sprache. Wenn unser Teilungsgrund sachlich zurecht besteht, so dürfen, ja so müssen wir angesichts ihrer erstaunlichen Unterscheidungsgabe und begrifflichen Prägnanz erwarten, dass sie auch für obige Kategorien schon Namen kennt. Wir legen uns daher die Frage vor, ob die Umgangssprache Bezeichnung hat für den Aeusserungsdrang oder für seine besonderen Formen. Beides ist der Fall; doch beschäftigt uns vorerst nur das letztere.

Da steht nun zunächst einem reich differenzierbaren Tätigkeitstriebe eine nicht minder mannigfaltige Tätigkeits u n l u s t entgegen. Jener liegt etwa der Emsigkeit zugrunde, dem Eifer, der Rührigkeit, Betriebsamkeit, Geschäftigkeit, Rüstigkeit, (Aufgewecktheit)[20]), Regsamkeit; dieser der Trägheit, Faulheit, (Indolenz), Sinnigkeit, Saumseligkeit und hat ferner teil am Wesen der „Träumers", der „Schlafmütze", des „Thranpeters", sowie des Bedächtigen, Gleichmütigen, Ruhigen, „Schwerblütigen", (Kontemplativen). Aus demselben Gesichtspunkt konstruiert die Sprache Typen des Betragens: man denke an das „fixe", „flotte", dreiste, resolute, „schneidige" Verhalten des „Heisssporns" und „Draufgängers" hier, an das behäbige des „Gemütlichen" oder an die Gravität, Gelassenheit und Gemessenheit des „Reservierten" dort. Sie unterscheidet ferner die von uns postulierten Extreme des Rededranges: die Mitteilsamkeit, Gesprächigkeit, Plauderhaftigkeit, Redseligkeit gegenüberstellend der Schweigsamkeit, Wortkargheit, Einsilbigkeit. Sie hat zahlreiche Wörter für ein gewisses Uebermass des Aeusserungstriebes wie: lebhaft, „überstürzt", munter, „kregel", ausgelassen, übersprudelnd; nebst dem Mutwillen und jener Unartigkeit, die das expansive Kind auszeichnet, den jugendlichen „Wildfang", „Quälgeist", „Sausewind", „Quirl"; und es fehlt ihr endlich nicht an Bezeichnungen für die I n k o n g r u e n z zwischen Drang und Vermögen. Man denke an den Schüchternen, Verlegenen, Unbeholfenen, Hölzernen, Linkischen, Beklommenen oder andrerseits an den Ueberspannten, „Hysterischen", Exaltierten. Die Schüchternheit ähnelt ganz unverkennbar dem von B u s s e betonten Ausdrucksunvermögen.

Schon ein flüchtiger Vergleich dieser Kategorien mit sonstigen Eigenschaftsnamen wie etwa den vorher genannten lehrt, dass sie von ihnen a n d e r s verschieden sind als jene unter sich. — Mit „Jähzorn" etwa wird die mehr als normale Empfänglichkeit für ein bestimmtes und zwar affektiv gesteigertes Gefühl benannt, mit „Sanftmut" deren Gegenteil. Jede sondere Empfänglichkeit gibt eine Richtschnur für unser Wollen ab und bedingt die Organisation unserer Ziele. „Habsucht" z. B. als auf der Empfänglichkeit für das Gefühl des Wertes materieller Güter beruhend nimmt am „Streit der Motive" in Form der Geneigtheit teil, das Bewusstsein der Herrschaft über solche Güter zu haben. Nach dem gleichen Schema wären definierbar „Ehrgeiz", „Herrschsucht", „Wahrheitsliebe", „Selbstverleugnung", „Pflichtgefühl", kurz sämtliche „Eigenschaften", die irgend den „Inhalt" unseres Vorstellens oder, präziser gefasst, die individuelle A r t u n g

[20]) Eingeklammert wurden solche Wörter, welche zwar nicht unmittelbar etwas über den Aeusserungsdrang aussagen, wohl aber Zustände bezeichnen und Eigenschaften, in denen immer auch ein bestimmter Grad von Ausdrucksbereitschaft mitgedacht wird.

unseres Strebens umschreiben. Wörter wie „Gleichmut", „Rührigkeit", „Gesprächigkeit" dagegen verraten von den Interessen des Eigners schlechterdings garnichts. „Eigennutz" etwa passt wenig zur „Mildtätigkeit" und lässt sich mit ihr im selben Charakter nicht ohne Konflikt vereinen; aber beide passen gleich gut zur „Gesprächigkeit" und sind mit flotter Resolutheit nicht minder verträglich als mit stummer Reserve. Die Persönlichkeit wird hier offenbar von einer anderen Seite zu fassen gesucht und nach einer völlig anderen Wirkungszone, welche prinzipiell von den Triebfedern abzusondern in noch tastender Weise zum ersten Mal unternommen wurde durch eine Abhandlung mit dem charakteristischen Titel „Form und Inhalt des Charakters" (in den „Berichten" 1898).

Ihr Sinn soll uns schärfer im vierten Abschnitt deutlich werden. Inzwischen leuchtet doch soviel ein, dass der Aeusserungsdrang nicht das „Was" unseres Wesens, sondern die Form betreffe, wie solches sich darstellt. Den psychischen Vorgang kennzeichnet das Ziel, auf das er gerichtet ist, und daneben nicht minder die Eigenart seines Ablaufs. Wenn wir für jenes die determinierende Regel finden in der Qualität des Charakters, so hat diese ihren dauernden Modus aus dessen Struktur. Wir müssen demgemäss auseinanderhalten: qualitative und strukturelle Züge, und wir erkennen im Ausdrucksdrange einen der letzteren. Es hat ihm zufolge ein und dasselbe Gefühl in verschiedenen Menschen eine jeweils besondere Stärke nötig, um den Trieb nach Entladung auszulösen. Wir erleichtern uns die Vorstellung der rein funktionellen Natur dieses Tatbestandes durch ein der Psychologie geläufiges Gleichnis und nennen den Punkt des eben beginnenden Aeusserungsdranges die persönliche Ausdrucksschwelle. Je mehr sie tief umso ausdruckswilliger, je mehr sie hoch gelegen umso verhaltener ist ein Charakter: sodass sie also z. B. tiefer im Kinde liegt als im Erwachsenen — im Weibe tiefer als im Manne[21]) — im antiken Hellenen tiefer als im Römer.

II. Kapitel: Temperament und Naturell.

Hier schalten wir eine Betrachtung ein, ob die solcherart fixierte Struktureigenschaft nicht etwa identisch sei mit dem seit alters geläufigen Temperamentsbegriff, wobei wir jedoch absehen von der fraglos unhaltbaren Vierteilung der Griechen. „Melancholisch" wäre ein durchweg traurig gestimmter und für die trübe Seite des Lebens besonders auffassungsfähiger Charakter: unzweifelhaft eine Artanlage, der die zum Froh-

[21]) Ausser wo das gesellschaftliche Dekorum in Frage steht. Da ist es durchweg umgekehrt.

sinn entgegenstände. Kaum minder unbrauchbar in einer Skala, die nach Formeigenschaften gliedert, ist der „Choleriker“, mit dessen formal wie immer zu denkender Eigenart das qualitative Moment einer spezivischen Empfänglichkeit für das Gefühl des Aergers zusammenschmilzt. Entscheidend dagegen sind formale Kriterien tatsächlich gewesen für die Kontrastierung: Sanguiniker — Phlegmatiker. Dass wir einzig jenen ohne Sinnverlust auch temperamentvoll, diesen temperamentlos zu nennen vermögen, zeigt zur Genüge, wo das Motiv des Grundbegriffs verwirklicht wurde. Hat der nun eine Beziehung zur Ausdrucksschwelle?

Ueber Temperamente ist viel, aber wenig Brauchbares geschrieben worden und solches fast nur in den älteren Publikationen, die durchweg mindestens das begriffen, dass die Temperamentenfrage völlig zu trennen sei von der nach den Trieben und Gemütsanlagen. Das relativ Beste über den Gegenstand bietet in seinen übrigens ziemlich abstrusen „Beiträgen zur Charakterologie“ der heute fast verschollene Julius Bahnsen. Nach ihm ist das Hauptprinzip der überlieferten Vierzahl durchaus in einem nur „formalen Verhältnis des Willens[22]) zum Motiv“ zu suchen, das mit anderen Einteilungsgründen unkritisch verwoben wurde. Phlegmatiker und Sanguiniker zumal seien auf Grund ihrer „Rezeptivität“ verschieden, was wohl besser hiesse: „Reagibilität“;[23]) ständen also, wie schon Lavater[24]) mutmasste, an den Enden einer Skala der psychischen Reizbarkeit. Sanguinisch wäre sonach der ausgesprochen leicht, phlegmatisch der ausgesprochen schwer „reagierende“ Charakter. Es muss aber, wie wir sahen, die psychische Reaktion erst eine bestimmte (für den einzelnen charakteristische) Kraft besitzen, ehe der Drang nach Aeusserung einsetzt.

Noch klarer scheiden wir das Temperament vom Ausdruckstriebe durch Versinnlichung mittelst der vorhin gebrauchten Metapher. Soll ein innerer Vorgang nicht nur überhaupt bewusst, sondern zum Streben, d. h. zum Impuls für unser Denken und Handeln werden, so muss er ja gleichfalls eine gewisse und zwar individuell unterschiedliche Stärke erlangen, im Gewand jenes Bildes: er muss eine Schwelle der Motivation überschreiten. Wir sind so sanguinischer je tiefer, so phlegmatischer je höher diese Schwelle gelegen, die mit der des Ausdrucks begrifflich durchaus nicht zusammenfällt.[25])

---

[22]) Das Wort »Wille« wird bei Bahnsen nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung, sondern im Sinne Schopenhauers gebraucht: wonach es das metaphysische Substrat des Seins überhaupt und insonderheit der menschlichen Seele bezeichnet. Man kann es sich also jedes Mal durch das Wort Seele ersetzt denken.

[23]) Dieser Begriff wird von Bahnsen unzweckmässiger Weise in einem etwas anderen Sinne verwendet.

[24]) Physiognomik. Verk. Ausgabe 1829. Bd. III. S. 10—11.

[25]) Besonders deutlich wird die Verschiedenheit beider Schwellen in gewissen pathologischen Zuständen, welche schärfer zu kennzeichnen überhaupt erst unter Anwendung dieser Begriffe möglich ist. Die Gegensätze des Aeusserungs-

Von nicht minderer Wichtigkeit als der erläuterte ist für die Auffassung des Temperaments ein zweiter Unterschied, den wir, späterem vorgreifend, hier schon berühren wollen. Wie der Wunsch nach Ausdruck das innere „Streben", so setzt dieses voraus das Dasein von Triebfedern, Anlagen, „Eigenschaften", die ausser auf Grund ihrer Qualität ebenfalls differenzierbar sind nach einer Intensitätskonstante. Ja, die Persönlichkeit wird kaum tiefer bezeichnet als durch das Maximum des Interesses, mit dem sie für etwas eintreten kann. Der Typus des heftig passionierten sondert sich so von dem des kalten, indolenten oder schwächlichen Charakters. Da nun jener nicht selten auch leicht reagibel und stark exprimabel ist, so verwechselt man neuerdings regelmässig „Temperament" mit „Leidenschaftlichkeit".

Aber blosse Struktureigenschaften bieten kein Mass für die potentielle Kraft der Triebe. „Tiefe" Leidenschaften insbesondere pflegen den Schutzwall ungewöhnlicher „Selbstbeherrschung" aufzuwerfen und haben meist ihre Stätte in jenen von Natur schon schwerflüssig-zäheren Geistern, deren Taten erst nach langer „Stauung" geschehen, vergleichbar dem Blitz, der aus geballter Wolke bricht.[26]) — Soviel vorerst zum Verständnis des Strukturbegriffs.

Ein kurzer Rückblick zeigt uns jetzt folgendes. Der Vorstellungsvorgang wird zum „Motiv" auf Grund einer Triebfeder und erlangt seine Stärke aus deren bis dahin latentem Wirkungsvermögen. Welche Grösse oder „Gewichtigkeit" für den motivierenden Anlass erforderlich ist als eben genügend, um dieses freizumachen, das hängt vom Typus der Reaktionsform, populär gesprochen, vom Temperamente ab. Das „Streben" aber, einmal ausgelöst, ist darum noch nicht unbedingt „Aeusserungsstreben", sondern wird es erst bei jener höheren Schwelle, die wir im letzten Kapitel beschrieben haben. Es mag nun ein häufiger, es mag der gleichsam „natürliche" Fall sein ,dass sie mit derjenigen der Motivation zusammenfällt

---

dranges kommen nämlich riesenhaft vergrössert vor in den Symptomenkomplexen des Stupors und der Manie. In gleichem Sinne zwar, nicht aber in gleichem Grade ändert sich dabei die Schwelle der Motivation. Der Sanguinismus des manisch Erregten hat nur noch die Form der Ablenkbarkeit und steht in keinem Verhältnis mehr zur gleichsam absoluten Masslosigkeit des Dranges nach motorischer Entladung. Nicht in erster Linie aus gesteigerter bezw. labiler gewordener Interessenbereitschaft, sondern weil schon der allergeringste Impuls die Aeusserungsschwelle überschreiten kann, sind Ausdrucksbewegung und Handlung abnorm erleichtert. Im depressiven Komplementärzustande ist andrerseits weit mehr der Aeusserungsdrang als die Reagibilität herabgesetzt. Im Einklang damit erweist sich auch sonst der pessimistisch Gestimmte (der von Schopenhauer sog. Dyskolos) als keineswegs unreagibler (für besorgniserregende Eindrücke ist seine Empfänglichkeit ja sogar gesteigert!), wohl aber sehr häufig als von erschwertem Entschliessungsvermögen.

[26]) Der Beweglichkeitsgrad des Reagierens beruht vielmehr, wie der vierte Abschnitt ausführen wird, auf dem persönlich konstanten Verhältnis einer Kraftgrösse zur Grösse einer Hemmkraft und wächst daher entweder infolge einer Zunahme jener oder einer Abnahme dieser. Die für beide im Ausdruck gegebenen Anhaltspunkte ermöglichen nun eher als ihre Grössen das gegenseitige Verhältnis zu schätzen: daher die »Temperamentsform« graphisch unmittelbar, die »Leidenschaftlichkeit« nur durch Kombination und oft überhaupt nicht erschliessbar ist.

wie bei dem oben exprimabel genannten Sanguiniker. Das gilt vom Hellenen, der im Vergleich mit dem Römer nicht minder sanguinischer war als ausdrucksbedürftiger. Es wird unter Einschluss der Vorstellung relativ starker Triebe sprachlich fixiert mit Wörtern wie „stürmisch", „impulsiv", „ungestüm", „feurig". Aber ungeachtet seiner empirischen Häufigkeit ist das Vorkommnis zweifellos nicht „Gesetz". Der Aeusserungsdrang kann beim gleichen Temperament variieren durch Lageverschiebung seiner Schwelle: was wir endlich mit dem Hinweis darauf bekräftigen, dass auch ihn die ältere Seelenkunde schon gemutmasst hat in dem Begriff des Naturells.

Bahnsen freilich hält eine strengere Analyse desselben für ziemlich aussichtslos. „Dem einen," so meint er, „neidet man sein heiteres, glückliches, den anderen empfiehlt sein liebenswürdiges, am dritten beklagt man sein wildes Naturell. Aber auch Eigensinn und Furchtsamkeit hören wir als Sache des Naturells bezeichnen". Dennoch ist er auf gutem Wege mit der Bemerkung, das „Naturell" verhalte sich zum „Charakter" wie die Jugend zum Alter. Bei einem Manne, der das dreissigste Lebensjahr überschritten habe, werde nicht leicht von Naturell gesprochen, das uns allemal an ein „Natürliches" gemahne im Gegensatz zum Erkünstelten, Angelernten, Erworbenen. Das wird leicht verständlich durch unsere Annahme, es bedeute den Aeusserungsdrang mit dem wohl unvermeidlichen Nebensinn seines relativ starken Vorhandenseins: da denn die volle Zwanglosigkeit des Sich-Aeusserns mehr der Jugend eignet, die noch frei ist von der Klugheit beständiger „Rücksichtnahme".

Durchläuft man die oben zusammengestellten Teilbegriffe des Aeusserungsdranges, so wird man alsbald ihre nahe Beziehung zum Naturell bemerken oder dem fast damit identischen „Wesen". So ist leichter von launigen, mutwilligen „Naturell" oder „Wesen" als von einem launigen „Charakter" die Rede. Auch regsam, rührig, geschäftig wird man vorzüglich das „Wesen" nennen. „Wesen" wie „Naturell" gehen auf die Aeusserung des Innenlebens, der „Charakter" auf das Innenleben selbst. Jenes steht ihm dabei an Umfang nicht nach — man denke an ein verträgliches, finsteres, stolzes Wesen etc. — dieses hingegen bezeichnet vornehmlich die Aeusserungslust und solcherart auch die mehr „instinktive" statt der irgend „erworbenen" Beschaffenheit. Die Gabe des impulsiven Ausdrucks aber gehört zu den wichtigsten Ursachen seelischen Wohlbefindens, woher die Wendungen vom frohen, heiteren, glücklichen Naturell ihren Ursprung nehmen. [27])

---

[27]) Siehe Anhang V.

Wir wenden uns wieder der Diagnostik zu. — Eine gelegentliche „Inkongruenz“ zwischen der Kraft des Antriebs und der Aeusserung schien uns anfänglich nur die Folge verschiedener Ausdrucks**fähigkeiten**. Schärfere Analyse ergab das relativ eigene Dasein eines persönlichen Aeusserungs**dranges**, den die Sprache als „Naturell“ vom „Charakter“ unterscheidet. Das erste Resultat der Untersuchung ist demgemäss dieses. Der „Charakter“ erscheint in deutbaren Funktionen erst durch das Medium des „Naturells“. Es tritt zwischen ihn und den Augenschein mit der Wirksamkeit einer uns unbekannten Distanz. Wie wir bei falsch bemessener Entfernung über die Grösse der Objekte irren, so über die Intensität der Seelen, die uns ein ungewohntes Naturell vermittelt.

Dieser Satz gilt natürlich von Charakterausdruck schlechthin, von dem ja die Handschrift nur ein geringer Bruchteil ist. Seine Bedeutung für unser Urteil tritt, wie erwähnt, am hellsten zutage beim Vergleich verschiedener Völkerstämme, was ein grobes Beispiel versinnlichen mag.

Wir hatten Gelegenheit, einige gebildete Griechen sich unterhalten zu sehen. Aus anfänglicher Lebhaftigkeit ging die Konversation alsbald in Wildheit über: die Stimmen schrieen, die Augen blitzten,[28]) mit Armen und Händen gestikulierte man heftig. Kein Wort verstehend fürchteten wir den Ausbruch von Tätlichkeiten; indes erwies sich am Ende, dass die Herren durchaus freundschaftlich eine Frage der — Chemie besprachen. — Ein andermal waren wir zugegen, als ein Negermädchen aus geringfügigem Anlass sein Vergnügen äusserte. Das Mädchen warf sich zu Boden, stiess ein kollerndes, glucksendes Lachen aus und schlug mit Armen und Beinen um sich: für den Nordländer eher ein Bild der Tobsucht als der Freude![29])

---

[28]) Der **Akzent** des Ausdrucks ist der **Blick**; aus ihm muss daher auch das Naturell am sprechendsten hervorleuchten. In der Tat machen sich denn allein schon inbezug auf die unwillkürliche **Beweglichkeit** des Auges ganz bedeutende Unterschiede zwischen den Menschen geltend. Es giebt solche, die weit eher als das Auge den Kopf auf der Schulter drehen. Ihr Blick geht, ob seitwärts oder nach vorn gerichtet, fast immer **geradeaus** und wirkt daher exzessiv **ruhig**. Es giebt andere, bei denen vorzüglich die **Augen** jedem apperzeptiven Impulse folgen: ihr Blick durchläuft mit grosser Geschwindigkeit alle nur möglichen Richtungen und wirkt daher exzessiv **bewegt** und möglicherweise feurig — Jenen Blick findet man sehr häufig an der »Wasserkante« und vielfach bei Seeleuten, wohingegen das »Augenrollen«, welches im Norden — ausser auf dem Theater — nur bei heftigen Erregungen vorzukommen pflegt, beim Südländer und Orientalen eine ganzc gewöhnlihe Sache ist. Zum Teil davon wiederum eine Folgeerscheinung ist das vorzüglich bei südlichen Völkern hervortretende »Blitzen« der Augen.

[29]) Was bei vorübergehenden Stimmungen Geltung hat, das bleibt auch in Kraft für die Aeusserungen und Niederschläge der dauernden Eigenart. »Handel und Wandel«, Feste und Geselligkeiten, ja noch die Leistungen des Einzelwillens vom »Handwerk« bis in die Systeme der Denker: sie tragen überall die Farbe eines heimatlichen Naturells, das erst in den »Museumskammern der Gelehrsamkeit« völlig zu verblassen pflegt. Es ist feurig im Süden, gedämpft im Norden, lethargisch und brütend im Osten, fahrig und gespannt im Westen. Wir haben vorderhand kein Mittel (als eben akklimatisierte Erfahrung), um den »Charakter« aus der bunten Hülle seiner »natürlichen« Objektivationen herauszuschälen. »Die grosse Fehlermöglichkeit besteht« — sagt **Busse** — »und sie besteht in umso höherem Grade, je weiter die zu beurteilenden Charaktere von der Eigenart des Graphologen selbst entfernt liegen; eine spanische Graphologin wird niemals einen niederdeutschen Bauern richtig beurteilen können. Hier sind natürliche Grenzen der Graphologie« und wie wir hinzufügen: natürliche Grenzen der Physiognomik überhaupt.

Die Frage nun nach den Wirkungen des Naturells auf die Handschrift ist vorläufig durchaus „Problem“. Wir können der Forschung gewisse Wege weisen, müssen aber die eigentliche Lösung von der Zukunft erwarten.

Ein gedämpfter Aeusserungsdrang, um mit ihm den Anfang zu machen, verringert zunächst einmal die Lebhaftigkeit der Schreibimpulse, wovon vornehmlich, wie es scheint, die Raschheit und Ausgiebigkeit der Bewegung, weniger der Reibungsdruck getroffen wird. „Gemessene“ oder träge Naturen schreiben eher langsam und klein als rasch und gross; auch leidet naturgemäss die Reichhaltigkeit der Funktionen. Das Schriftbild bekommt etwas Mageres und Reduziertes, was man z. T. durch Fig. 4 erläutert findet. Für die Diagnostik ungleich folgenschwerer ist eine andere Wirkung.

Zwischen dem Charakter und seiner sinnlichen Erscheinung steht nach unserer Annahme die Aeusserungsschwelle. Erst was von Impulsen sie überschreiten kann, bewegt und modelt das Bild der Oberfläche. Je höher sie aufrückt, desto eher geschieht es, dass die Seele v e r s c h w i n d e t gleichwie beim Wachsen des trennenden Zwischenraums für unser Auge ferne Objekte. Die Gesamtführung solcher Menschen webt ununterscheidbar im Hergebrachten. Weite Gebietsteile ihres Innern sind für den Betrachter wie gar nicht vorhanden, weil von Gebärden zugedeckt, die zu allgemein sind, um etwas auszusprechen. Hier liegt eine Quelle nicht etwa nur lückenhafter, sondern verkehrter Urteile.

Man betrachte die Handschrift der Fig. 42. Wenig eigenartig, wie es einem mehr unteren Milieu entspräche, ist sie doch fliessend genug, um den Schluss zu gestatten auf diejenige Schreibgeübtheit des Urhebers, die erst das Recht zur diagnostischen Betrachtung gibt. Die nicht sehr prägnante und häufig absetzende Federführung deutet auf Hemmeigenschaften und der unbestimmte Arkadenduktus lässt solche vermuten in jener vorsichtigen Lebenspraxis, die um „Winkelzüge“ selten verlegen ist. Einige schnörkelhafte Zutaten — darunter die uns schon bekannte g-Schleife in Dreiecksform — verraten den etwas femininen Hang zum Aeusserlichen und bei der relativen Zierlichkeit des Bildes zugleich die Empfänglichkeit des Schreibers für Lob und Schmeichelei. Im übrigen indiziert diese Handschrift den ordnungliebenden und meist verlässlichen Durchschnittsmenschen von mittlerer Willenskraft und gelegentlichem Eigensinn.[80]) Das alles stimmt wohl auch für das Naturell des Schreibers, der als Gärtner die besondere Gunst seiner Herrschaft genoss. Aber es täuscht uns über

[80]) Eine im grossen und ganzen zutreffende Analyse dieser Handschrift veröffentlichte S c h u n t e r in den »Bozener Nachrichten« 1900.

sein tieferes Wesen, dessen Hauptmomente unexpressionell und daher im Ausdruck gar nicht vorhanden sind.

Der Schrifturheber hat bei drei verschiedenen Gelegenheiten einen Diebstahl, ein Sittlichkeitsverbrechen und einen Doppelmord begangen. Das wird man befriedigend kaum erklären können ohne die Annahme prädisponierender Charakterzüge wie etwa verwegener Entschlossenheit und mehr als normaler Verstellungskunst, für welche beide im graphischen Bilde die eigentlich zwingenden Symptome fehlen. Die in der heutigen Form noch superstitiöse Idee vom „geborenen Verbrecher" hülfe uns auch nichts, indem sie ja gleichfalls gewisse Anlagen, obschon mehr negativer

Fig. 42. Unexpressive Handschrift: Verschlagenheit.

Art, voraussetzen müsste, als insbesondere ein krankhaft verringertes Mitgefühl, allgemeiner gesagt einen Sensibilitätsdefekt, von dessen einem Hauptmerkmal, der sog. „teigigen" Federführung (vergl. Fig. 47) die fragliche Handschrift zwar einen Anflug, aber nicht mehr aufweist, während sie eher den Gegensatz gibt zu dessen zweitem: der ungeschlachten Festigkeit der Einzelformen.[31])

Der Fall erklärt sich, sofern von Erklärung hier zu sprechen ist, durch Einreihung des Schreibers in die Kategorie der typisch unexpressionellen Täter. Mit der nur schwach individualisierten Durchschnittsform

[31]) Mit dem so bequemen als psychologisch unreifen Begriff der »Verbrecherhandschrift« operiert vor allem Lombroso, dessen sog. »Handbuch der Graphologie« Autogramme (leider in Form schlechter Pausen!) von nicht weniger als 87 Mördern, Räubern und Dieben aufweist. Den von ihm als typisch angesehenen Komplex (teigiger Duktus, Heftigkeit der Federbewegungen, Häkchen und Schnörkel) zeigt unter anderem Fig. 47, die allerdings einem rohen und habsüchtigen Charakter, keineswegs aber einem wirklichen Verbrecher angehört. — Durch nichts konnte, beiläufig bemerkt, das wissenschaftliche Prestige der Graphologie schwerer geschädigt werden als durch besagtes »Handbuch« (deutsch in der Reklamschen Universalbibliothek und deshalb bedauerlicher Weise bekannter als vielleicht irgend sonst eine graphologische Publikation), das an gedankenloser Oberflächlichkeit seinesgleichen sucht.

einer relativ unteren Bildungsstufe verdeckt daher mehr, als dass er sie verriete, der Bewegungshabitus die Natur der Instinkte, was wir angesichts ihres gefährlichen Wirkens füglich „Verschlagenheit" nennen. So fällt auch ein neues Licht auf diese praktisch zwar völlig sinnscharfe, theoretisch aber schwer zu fassende Eigenschaft, die wir ungleich etwa der Verschlossenheit und Selbstbeherrschung nach dem Zeugnis eines unwiderleglichen Sprachgefühls jedem Einfluss des Willens entzogen sehen und zugleich wieder trefflich verwendbar finden zur Schilderung des Unterschiedes von Rassen und Völkerstämmen. Der kindlichen Ausdrucksleichtigkeit der Neger etwa steht im Naturell z. B. der malayischen Gruppen sowie der Chinesen eine nicht minder konstitutionell bedingte „Verschlagenheit" entgegen.

Etwas günstiger für die diagnostische Betrachtungsweise liegt der umgekehrte Fall: der besonders bewegliche Aeusserungsdrang. Selbst das regste „plaisir de mouvement" bereichert nicht die Qualität der Impulse und kann den Ausdruck nicht voller gestalten und eigenartiger, als es der zugrunde liegende Charakter erlaubt. Es trifft verstärkend Umfang, Eile und Häufigkeit, zuweilen noch den Nachdruck der Aeusserungen. Die Gefahr der Expression von Zügen, die gar nicht vorhanden, besteht hier ebenso wenig wie beim absichtlichen Modeln der Schreibbewegung aus Motiven des Schönheitssinnes oder der Eitelkeit. Allein auch

Fig. 43. Sehr expressive Handschrift: Fahriges Naturell.

Fig. 44. Wenig expressive Handschrift: Brütendes Naturell.

die grössere Kraft und Bewegtheit führt uns fehl, sobald wir sie messen an einem minder „sprechenden" Ausdrucksbilde. Da wir nicht wissen, ein wie geringer Antrieb hinreicht, um Wirkungen hervorzubringen, so über-

schätzen wir erstlich den Grad der sich äussernden Eigenschaften und solcherart indirekt die Fülle des Ganzen, so dass wir relativem Reichtum zu begegnen glauben, wo ein mittleres Vermögen sich nur etwas plastischer zur Schau stellt. Wir messen ferner der Kraft der Impulse bei, was aus der grösseren Lockerheit des Mediums stammt, durch das sie sichtbar werden und missverstehen „Feuer" und „Verve" als Eruptivität der Leidenschaft. Die beiden Handschriften von Fig. 43 und 44 rühren von zwei etwa gleichalterigen Mädchen her, von denen die zweite kaum weniger Passion als die erste hat. Der Charakter der einen aber durchmisst auf dem Wege zur Sinnfälligkeit ein fahriges, derjenige der anderen ein brütendes Naturell.

Endlich sei noch ein Beispiel geboten für die theoretisch ableitbare Möglichkeit des nur partiell geweckten Aeusserungsdranges. Die Handschrift der Fig. 45 weist mit einer ansehnlichen Reihe graphischer Züge auf aggressive Reizbarkeit. (Winkelreichtum, Enge, Fortfall der

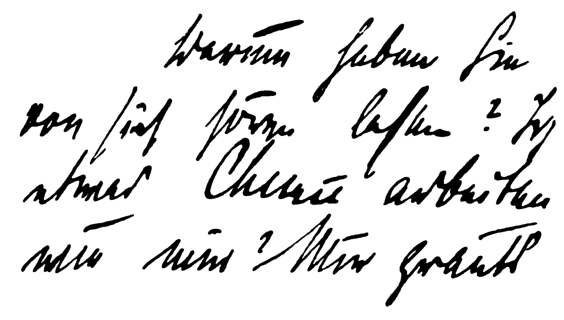


Fig. 45. Partiell expressive Handschrift.

Schlussrichtungen, verlängerte Anstriche, nach obenrechts verlaufende Zuspitzungen.) Nun legt zwar wirklich der Schrifturheber einige Schroffheit an den Tag und kann sogar heftig werden, sobald sein Gerechtigkeitsgefühl getroffen ist. Als für sein Wesen unterschiedlich bezeichnend aber erweist sich im Gegenteil jene warm mitfühlende Herzlichkeit, wie sie instinktiv wohlwollenden und von Natur zur Bewunderung aufgelegten Charakteren eignet. Unser Beispiel scheint die Vermutung zu bestätigen, dass negative Anlagen leicht expressioneller sind und daher befähigt, das physiognomische Bild zu beherrschen auf Kosten positiver Züge von gleicher Stärke.

Die psychologische Fruchtbarkeit des Begriffs der Aeusserungsschwelle wird erst recht deutlich werden im nächsten Kapitel durch seine Anwendung auf das Problem des hysterischen Charakters. Hier aber liegt vielleicht der Gedanke näher an die Einschränkung der Tragweite und

Sicherheit graphologischer Urteile durch die praktische Unerkennbarkeit der Kraft, die den Ausdruck vermittelt, und ob nicht durch sie der Versuch am Ende illusorisch werde, auf bewegungsphysiognomische Daten eine mehr als nur äusserliche Charakteristik zu gründen. — Solches stände nun allerdings zu befürchten, wenn das Naturell im gleichen Grade individuell verschieden und für die Persönlichkeit bezeichnend wäre wie der Charakter. Allein das ist erfahrungsmässig nicht der Fall. Die von uns vorgeführten Beispiele sind als extreme Vorkommnisse und relative Ausnahmen zu erachten. Schon die Erörterung des Grundgedankens hat uns wieder und wieder hingeführt zu Verschiedenheiten nicht so sehr der Einzelmenschen als gewisser noch wenig erforschter Gruppen: wie der Lebensalter, der Geschlechter, der Völkerstämme, wozu weiterhin vor allem zu rechnen wäre der Unterschied der Stände. Durch ihr Naturell wird die Persönlichkeit meist nur mittelbar, nämlich als teilhabend an einer jener Gruppen erkannt und wir laufen nicht Gefahr, sie beim Vergleich mit anderen zu verfehlen, sofern wir nur innerhalb ihrer Gattung bleiben.

In der Tat wünscht der graphologische Praktiker den Beruf des Schreibers, sein Geschlecht und seine Herkunft zu wissen und fühlt sich z. B. unsicher gegenüber jeder Handschrift aus einer fremden Nation, deren Ausdruckstypus ihm noch ungeläufig. Die Schwierigkeit, ohne Kenntnis dieser Daten zu urteilen, liegt, wenn nicht einzig, so doch wesentlich begründet im Dasein einer jeweils besonderen Durchschnittsschwelle, die teils konstitutionell bedingt sein mag, teils aber unfraglich gezüchtet wird durch Gleichheit der Lebensumstände und der Beschäftigungen, kurz des „Milieus“. Das sehen wir deutlich etwa am gegenwärtigen Bauern (wenigstens des westeuropäischen Tieflands), dessen starres und schwerfälliges Naturell vom „Wilden“ weiter abliegt als das des Städters: offenbar weil er härter als dieser der Arbeit frönt und vielleicht auch, weil er am längsten das furchtbare Joch der Leibeigenschaft zu tragen hatte.

Die Frage nach der Beschaffenheit des Naturells fällt daher praktisch grossenteils zusammen mit der nach den Kennzeichen des physischen Unterbaus der Seele und ihres Milieus und es wären gröbere Irrtümer im allgemeinen ausgeschlossen, wenn wir aus der Handschrift zu entnehmen wüssten: Stand, Beruf, Nationalität, Geschlecht und Alter. Damit sieht es nun zwar noch übel aus. Zur Bestimmung des Berufs hat man gelegentlich einige tastende Schritte getan[32]) und von den graphischen Ausdrucksunterschieden der Stände weiss man nur, dass der Höhergebildete

[32]) Vergl. Langenbruch, Graphologische Studien. Crépieux-Jamin, Handschrift und Charakter. Kap. XVIII Bei weitem das beste hierüber sowie auch über die Ausdruckssymptome der Bildungsstufen bietet in seiner »Psychologie des Schreibens« Preyer und zwar in dem auch sonst sehr lesenswerten Kapitel: »Die Form der Schriftzeichen« S 62—138.

die Zahl der Abonnenten zu erhöhen gesucht werden.
Ich gestatte mir als meinen Beitrag hierzu die Adressen
einiger Herren mitzuteilen, denen die Übersendung einer
Probenummer (ohne Bezug auf mich, bitte) wohl erwünscht

Fig. 46. Handschrift mit den typischen Kennzeichen der Bildung.

den Schreibweg abzukürzen pflegt, rechtsläufige Verbindungen bevorzugt, und die Typen häufig geschmackvoll vereinfacht. Fig. 46 und 47.[33]) So gut wie unbekannt ist der Bewegungscharakter der Altersstufen (abgesehen von einigen sehr groben Merkmalen der Extreme wie dem Grösserwerden der Wörter bei Kindern und dem übrigens nicht einmal spezivischen Tremor der Greisenhand.) Noch weniger hat man bisher im Ausdruck das Geschlecht ermittelt und vollends eine terra incognita bildet das weite Gebiet der „Nationalhandschriften". Solche Unkenntnis aber entspricht durchaus dem Zustande des psychologischen Wissens, das uns noch nicht einmal die Begriffe gibt, um jene Unterschiede festzulegen, und von der Bedeutung z. B. des Naturells für die Rasse bis heute keine Ahnung hatte.

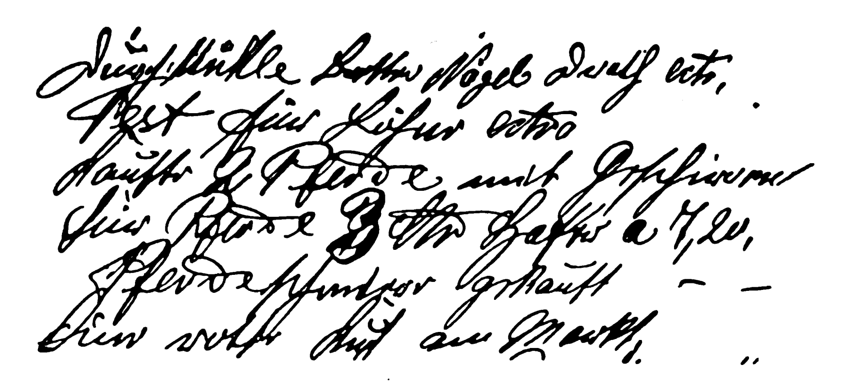


Fig. 47. Handschrift mit den typischen Kennzeichen des Mangels an Bildung.

Aus der Tatsache der Aeusserungsschwelle erwächst daher für den Bewegungsdiagnostiker vorderhand die einschränkende Regel, stets nur

[33]) Fig. 46 zeigt besonders schön die Abkürzung des Schreibwegs, die zugleich zur Ersetzung linksläufiger durch rechtsläufige Verbindungen und damit zum Fortfall vieler Schleifen führt. Vergl. die h's in »Zahl«, »erhöhen«, »gesucht.« Zl. 1, »hierzu« Zl. 2; die g's in »gesucht«, »gestatte« Zl. 2, »einiger« Zl. 3; das b in »Probenummer« Zl. 4. Die Majuskeln sind fast sämtlich vereinfacht und nähern sich z. T. der Form der Drucktypen. Vergl. das I in »Ich« Zl. 2, das B in »Beitrag« Zl. 2, das H in »Herren« und das U in »Übersendung« Zl. 3, das P in »Probenummer« Zl. 4. Bemerkenswert ist auch noch die klare Trennung der Zeilen und die spatiöse Anordnung der Schrift auf der Fläche, deren Ränder durch die fett gedruckten Linien bezeichnet werden. — Zu alledem den vollkommenen Gegensatz gibt Fig. 47. Diese Schrift von übrigens gleich grosser Gewandtheit ist durch zahlreiche linksläufige Züge bereichert. Man vergleiche vor allem die d-Köpfe, die Schlusszüge der Wörter und die stärker ausgebauchten Mittelschleifen der f's sowie die unteren mancher Langbuchstaben. Die Zeilen greifen in einander und die Anordnung der Wörter ist eng und geschmacklos. — Es konnte nicht ausbleiben, dass man Gattungsunterschiede dieser und ähnlicher Art als besonders massgebliche Kriterien diagnostisch zu verwerten suchte. Das ist zumal von Seiten Crépieux-Jamins geschehen, jedoch in leider völlig unhaltbarer Weise. Auf Grund sog. Harmoniegrade der Schrift sollen nämlich sechs Stufen der geistigen Veranlagung erkennbar sein, deren jede zugleich den Grund abgäbe für das Niveau der sozialen Stellung des Schreibers. Auch abgesehen von der Vagheit der bezüglichen Begriffe hört der Ernst der Sache auf, wenn uns als Konsequenz dieser Ansicht z. B entwickelt wird, dass aus den rohen Handschriften von Dienern und Tagelöhnern etc. »Gefrässigkeit, Diebstahl, Lüge« spreche! Vergl. »Handschrift und Charakter.« Kap. XII. — Wir kommen auf den wunderlichen Irrtum der Crepieux-Jaminschen »Harmonietheorie« später noch zurück.

Ausdrucksbilder aus einem ihm bekannten Milieu zu deuten und folglich über dieses Erkundigung einzuziehen, falls es nicht unverkennbar zutage liegt. — Die Forschung aber sollte entschiedener als bisher und ohne „naturwissenschaftliche" Notbegriffe, die den Mangel wirklicher Einsicht mit falscher Gelehrsamkeit bemänteln, der Psychologie jener Gattungen nahetreten, die den Charakter des Einzelwesens mindestens gleich mächtig mitbestimmen wie der Acker nach seiner guten oder schlechten Beschaffenheit den Wert der Feldfrucht. Dass dabei die physiognomische Betrachtungsweise der rein psychologischen wesentliche Dienste zu leisten imstande ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden in einem Zusammenhange, der ein neues Problem der Charakterkunde aus Ueberlegungen erstehen liess, die das Verhältnis der Kraft des Ausdrucks zur Stärke des Affekts betrafen. — Im übrigen ist es uns genug, den Weg gewiesen zu haben, und wir verzichten vorerst darauf, den zwischen Naturell und Milieu unfraglich bestehenden Beziehungen nachzugehen, was die Aufgabe einer besonderen Arbeit von zweifellos nicht geringem Umfang wäre. Den Unterschied speziell der Rassen mittelst der neuen Begriffe an einem passenden Beispiel zu erläutern, bietet ohnehin das folgende Kapitel noch Gelegenheit.

III. Kapitel: Typische Ausdrucksstörungen und der hysterische Charakter.

A. Die beiden Typen der Ausdrucksstörung.

Nach längerem Umwege kehrt unser Gedankengang vollends zurück zum Ausgangspunkte. Die Annahme einer Schwelle des Aeusserungstriebes erklärt nicht alle Unterschiede im Ausdrucksreichtum. Es gibt auch Fälle, wo einem fraglos vorhandenen Ausdrucks*drange* das adäquate *Vermögen* abgeht. Hier ist der zentrale Mechanismus gestört, der bei normaler Beschaffenheit den psychischen Vorgang in einen solchen des Körpers umsetzt.

Wohl jeder macht einmal an sich selbst die Erfahrung, dass sonst automatisch von ihm vollzogene Bewegungsakte auf Grund einer Hemmvorstellung plötzlich versagen. Er verliert die „natürliche Sicherheit" in gesellschaftlich ungewohnter Umgebung; er fühlt das Bedürfnis zu reden, jedoch die Worte wollen ihm „nicht von der Zunge", sein Gang wird steif, seine Gesten linkisch und hölzern. Während zwar starke Gefühle sich äussern *möchten* (man denke der typischen Schwierigkeit erster Liebeserklärungen!), steht er nichtsdestoweniger regungslos: unfähig, seinem

„Herzen Luft zu machen". Hier hat der Impuls die Schwelle des Ausdrucks unter sich, aber ohne die übliche Nebenerscheinung der zugehörigen Körperbewegung. Der diese so häufig zu zügeln bereite und dadurch vor richtenden Augen bewahrende Wille bestrebt sich des Ungewohnten und durchweg erfolglos, hervorzurufen, was früher „von selbst" geschah. Zu habitueller Disposition geworden, ist es diese Störung, die Busse gemutmasst hat und die er als allmählich erworben dachte durch den Zwang zur sittlichen „Mässigung" gerade der triebhaft sich äussernden Lebenskräfte.

Ein bald stärker, bald schwächer entwickeltes Ausdrucksunvermögen hat nun in Wahrheit die allergrösste Verbreitung und zwar in zwei von einander scharf geschiedenen Formen, die das Schwellengesetz zu deduzieren gestattet. Es zeigt sich unmittelbar in nicht gewollter Verschlossenheit von jedem beliebigen Stärkegrade. Wir treffen nach Busse nicht selten solche „stummen" Naturen an, die bei tatsächlich liebebedürftigem Herzen kalt oder blöde erscheinen. Sie versuchen es gar nicht, was auch wohl doch misslänge, ihrer Gebärdensprache künstlich nachzuhelfen, sondern fügen sich mit Resignation in den unerfreulichen Zwang, den ein durchweg trügendes Aeussere auferlegt. Bisweilen gleicht wohl ihr Grundgefühl einem nur mühsam beherrschten Krampfzustande, der endlich mit dem Entschluss der Verzweiflung gebrochen wird durch „eine erste und letzte Tat." Minder extrem bekundet den gleichen Zug ein anhaltend scheues, wortkarges oder gedrücktes Wesen, das oft in den Ruf eines „schlechten Gewissens" kommt oder auch umgekehrt den Verdacht erweckt, fortwährend nach etwas zu suchen, das ihm nicht „passe".

Da jedes Hemmungsgefühl den Abfluss der seelischen Vorgänge aufhält, so steigert das Ausdrucksunvermögen den Hang nach Selbstbeachtung. Der im Entladen seiner Impulse Gelähmte stösst sich beständig gleichsam am eigenen Ich und wird von den Gegenständen seines Interesses weg- und in sich selbst zurückgeworfen. Er ist nicht nur unter Menschen befangen: er vermag überhaupt nicht in einer Sache „aufzugehen", sondern muss „an sich denken", auch wenn er „hingerissen" zu werden das stärkste Verlangen hat.

Um einem ihr innewohnenden Missverhältnis nicht zu erliegen, erschafft sich nun aber die Seele Aequivalente, zu deren Verständnis im gegebenen Falle wir eine Voraussetzung namhaft machen über die Schwellenbeschaffenheit des geschilderten Typus. Nur wer von Natur bereits wenig zur Explikation seines Innern neigt, kann auf Aeusserung überhaupt verzichten, wenn ihm die Gabe des Ausdrucks abgeht. In einen so schweren Nachteil mit, wenn auch schmerzlicher, Würde findet nur der sich hinein, dessen Selbstgefühl ohnehin schon im Gleichgewichte steht

mit relativer Enthaltsamkeit der nach aussen gerichteten Kräfte. Dem Ausdrucksunvermögen der erörterten Spielart korrespondiert eine mehr oder minder schwache Aeusserungs n e i g u n g. Ihre Schwelle des Ausdrucks mit anderen Worten wird nur schwer überschritten, und der Konflikt zwischen „Wollen und Können" bleibt auf den Ausnahmezustand wirklicher Affekte eingeschränkt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, welchen Weg bei solchem Tatbestande das Reintegrierungsbedürfnis oder der Drang, aus der Not eine Tugend zu machen, einschlagen werde. Dem in der Fabel vom Fuchs und den Trauben unübertrefflich vorgezeichneten Schema gemäss wird das Ausdrucksunvermögen sich zu decken suchen mit einem erst nur gedachten, allmählich aber tatsächlich aufkeimenden W i d e r w i l l e n gegen Gefühlsergüsse, welche Gesinnung alsbald eine ganze Reihe reaktiver Werturteile und konservierender Selbsttäuschungen zu entwickeln pflegt.

Das dauernd Versagte wird zum Unerwünschten und die Fähigkeit des Entbehrens bekommt den Sinn eines adelnden Martyriums. Dem Leiden geselt sich der Leidens s t o l z auch im Ausdrucksarmen. Er hütet das „Heiligtum seines Innern" mit hie und da selbst einem Ingredienz von Verachtung für die Oberflächlichkeit seiner Mitmenschen, die vom Augenschein betrogen über der dürftigen Schale den köstlichen Kern versäumen. Vor dem Stachel des Argwohns und einer empfindsam nachtragenden Selbstsucht findet er Ruhe im Abseits- und Fürsichsein, für die umsonst herbeigesehnte Teilnahme anderer Entgelt in der Täuschung, dass erst das Verkanntsein höheren Wert beweise. Er rechtfertigt sich vor dem Richter in seinem Bewusstsein, indem er vollends jeder Wirkung nach aussen entratend (mit einer Wendung N i e t z s c h e s über Schumann gesprochen) „sich in die sächsische Schweiz seiner Gefühle zurückzieht". — Diese Ausdruckserkrankung charakterisiert, beiläufig gesagt, den ursprünglich schon minder expressionellen germanischen Rassegeist und gehört zu den Stimmungsanomalien speziell des Deutschtums.

Das Bild verändert sich völlig und zeigt uns die zweite Spielart der Ausdrucksstörung, wofern wir mit dem nämlichen Ausdrucksunvermögen verknüpft sein lassen natürliche H e f t i g k e i t des Aeusserungs d r a n g e s. Nicht imstande zu verzichten auf das, was i h n an seine Gefühle erst glauben lässt, die volle Sinnfälligkeit, muss der in hohem Grade Ausdrucksbedürftige sein Unvermögen verhehlen wollen durch ein künstliches Gebärdenspiel. Die Ausdruckshemmungen beseitigen kann er nicht, wohl aber den Ausdrucksbewegungen ähnliche „Gesten" erzeugen, die hinreichend eingeübt ihm und anderen die Anwesenheit von Affekten verbürgen. Ganz im Gegensatz zur vorigen Gruppe maskiert sich in dieser die Ausdrucksarmut mit einer N a c h a h m u n g der Gebärdensprache und tritt

daher überhaupt nicht als solche, sondern erst mittelbar in gewissen Eigenschaften der angenommenen Gesten zutage.[34])

Noch weit entschiedener als der andere führt dieser Abweg zu Unwahrheit und Selbstbetrug. Aus dem Bestreben, etwas nicht merken zu lassen, verfallen wir durchweg einer Uebertreibung des Gegenteils. Wer sich z. B. voll jugendlicher Kräfte weiss, geht zwar aufrecht, aber meist auch mit lässiger Beugung, wie es dem elastischen Körper ansteht, wogegen die überstraffe, „ablehnende" Rückgrathaltung entweder gewaltsam beherrschte Gebrechlichkeit oder die Absicht zu imponieren bekundet. Auch der Aengstliche stimmt sich durch laute Geräusche in einen falschen Mut hinein und geschwätzige Hast im geselligen Umgang (wie andrerseits ein allzu starr fixierender Blick) verrät gewöhnlich den Kampf mit dem lähmenden Einfluss der Verlegenheit. Auf Ueberwindung einer Störung des Ausdrucks gerichtet, gerät der Geist in einen künstlichen Ueberschwang und gewöhnt sich an Intensitäten der Gefühlsausbrüche, denen sein wahres Erleben auch nicht entfernt zu entsprechen vermag. Eine gewisse Leerheit und lärmende Aufdringlichkeit unterscheidet denn solche Exaltationen von den Zeichen der echten Gemütsbewegung. Allein das ist noch nicht die schlimmste Folge.

Statt auf das Erlebnis geht das Interesse des Geistes alsbald immer mehr auf dessen Erscheinungsform. Kaum erst im Begriff zu entstehen, fällt das Gefühl einer Reflexion anheim, die es aufs äusserste zu steigern wünscht und eben dadurch unfehlbar tötet. Und während so im Keime schon die Triebe geschädigt und grösstenteils verschlungen werden, verbesondert sich und ergreift von dem verödenden Gemüt Besitz ein schauspielerhaft vergrössernder Darstellungswille. Das Ende ist die vollkommene Mimikry des Bewusstseins. Die echte Regung, sofern eine solche noch übrig blieb, ermangelt der Möglichkeit der Aeusserung, und der krankhaft erregte Ausdruckshunger ist überhaupt nicht mehr in einem Gefühl verankert. Das Selbstbewusstsein löst sich von den lebendigen Trieben, auf die es normalerweise bezogen ist, um allein noch zu haften an der Pomphaftigkeit seiner Aeusserungen. Was sonst eine unwillkürliche Folge war, ist nunmehr Zweck geworden: fortwäh-

---

[34]) Die Zugehörigkeit eines Menschen zur einen oder zur andern dieser beiden Gruppen lässt sich manchmal durch gewisse kleine Versuche sehr schnell feststellen. Die Ausdrucksunfähigen der ersten Gattung pflegen z. B., wenn man ihnen beim Schreiben zusieht, unsicher zu werden und zwar zuweilen so sehr, dass sie ausserstande sind weiterzuschreiben. Immer wird unter solchen Umständen ihre Handschrift schulmässiger und physiognomieloser. Bei den Ausdrucksunfähigen der zweiten Gattung macht sich im gleichen Falle die Tendenz zur Übertreibung in ganz besonderem Grade geltend. Sie können, wenn beim Schreiben beobachtet, nicht mehr »natürlich« fortfahren, sondern fühlen sich unwiderstehlich veranlasst, ihren Bewegungen einen höheren Schwung zu verleihen oder sie mit allerlei auffälligen Zutaten zu bereichern. Davon die gewöhnlichste Folge ist vor allem das Auftreten jener plötzlichen Druckschwellungen, die man als Zeichen für »Koketterie« betrachtet.

rend gewissermassen beweisen muss der Hysteriker, dass er leide, rase, glühe, liebe, schwärme. Er weiss es nicht mehr und verliert die Kritik dafür, dass ein Zustand gar nicht vorhanden ist, über dem unwiderstehlichen Hange, ihn vorzuspiegeln. Die Lücke erlöschender oder toter Instinkte füllt die Sucht nach instinktiven Gebärden aus und eine gelungene Geste wird seine höchste Tat.

Wir sind damit bereits hinausgelangt über das Gebiet der blossen Ausdrucksstörung und haben gleichsam unmerklich entstehen lassen den Grundzug der gegenwärtig ausgedehntesten Verfallserscheinung des psychischen Lebens: der Hysterie. Wenn auch das Schlüsselmerkmal dieser „endemisch" zu nennenden Zersetzungsform der Persönlichkeit die zwangshaft gewollte Uebertreibung ist, so reichen ihre Wurzeln doch bis in das seelische Fundament hinab und werden am kürzesten zu bezeichnen sein als Rückschlag des Darstellungsdranges gegen das Gefühl der Lebensohnmacht. — In Hinblick auf die später folgenden Schriftanalysen soll der hysterische Typus noch etwas genauer gewürdigt werden, zu welchem Behuf wir vorerst seine anerkannt wichtigsten Symptome schildern.

Auf den ersten Blick bietet das (auch im klinischen Sinne) hysterische Betragen eine scheinbar regellose Fülle von Einzelbildern. Neben grösster Beeinflussbarkeit steht äusserster Starrsinn; wehleidiges Bangen wechselt mit einer tollkühn sogar das Leben missachtenden Entschlossenheit; bis zur Verzweiflung gehende Selbstquälereien weichen plötzlich despotischer Anmasslichkeit und renommierendem Hochmut. Das Bild entwirrt sich jedoch, wenn wir mitbeachten, dass zur Entfaltung sowohl der bekümmerten wie reizbar trotzigen Seelenzüge der Hysteriker Zuschauer braucht. Sobald es ihm nicht mehr gelingt, das Interesse seiner oft bis zur Ratlosigkeit gepeinigten Mitmenschen hinreichend wach zu erhalten, ändert er plötzlich wohl sein ganzes Gebaren und wird nun vorübergehend ein mindestens äusserlich völlig normaler Mensch. Wir vermuten deshalb, dass nicht so sehr seine Launen wechseln (was durchweg fälschlich z. B. auch die Psychiatrie[35]) voraussetzt) als vielmehr nur, soweit sie als deren erprobte Zeugen gelten, die expressiven Verhaltungsformen. Sein Darstellungstrieb verlangt nach Rapport aus einem „Publikum" und seine Grimassen verhelfen ihm zu einigem Glauben an inneres Leben nur, soweit er für sie Beachtung findet und gleichsam bestätigendes Mitgefühl.

Wenn wir uns solches fest vor Augen halten, so ergeben sich alle weiteren Hauptmerkmale des Hysterikers von selbst. Es wird uns z. B. nicht wunder nehmen, ihn Ausserordentliches, ja das Absurde aufbieten zu

[35]) Siehe Anhang VI.

sehen, um das ihm unentbehrliche Interesse seiner Mitmenschen zunächst einmal für sich einzufangen. Mit einer nicht gewöhnlichen Schlauheit ist er am Werke, Gelegenheiten, sei es geschickt zu benutzen, sei es erfinderisch erst zu schaffen zu möglichst weithin sichtbarer Schaustellung seiner Persönlichkeit: welcher Zug seine Art von echter Begierde bildet, die ihn nicht selten in böse Abenteuer verwickelt und insbesondere gänzlich taub macht gegen Forderungen des Ehrgefühls. Eine hysterische Dame der besten Gesellschaft z. B. pflegte sozusagen vorausschickend neuen Bekannten mit allen Zeichen der Selbstverachtung anzuvertrauen, dass sie ihrem Gatten einmal die Treue brach. Sie wollte Entrüstung, zum wenigsten aber Verblüffung sehen und fand sich nur dann bis zu schlecht verhehltem Aerger um den Effekt betrogen, wenn der so Attrapierte die Sache mit Gleichmut hinnahm. Ein hysterischer Herr der höheren Stände wurde zum strafbaren Hochstapler, weil er n i c h t infolge w i r k l i c h luxuriöser Bedürfnisse, sondern deswegen unsinnig verschwendete, damit man an seinem Luxus A n s t o s s n e h m e. Der Fall des hysterischen Lügners und insonderheit der hysterischen Lügner i n hat in den letzten Jahren zu oft die Gerichte beschäftigt, als dass es nötig wäre, ihn hier noch näher auszumalen. Doch sei ausdrücklich hervorgehoben, dass neben zugleich boshaften Verleumdungen anderer auch die krassesten Selbstbezichtigungen vorkommen, wie denn unlängst ein Hysteriker sein erlogenes „Geständnis“ eines tatsächlich geschehenen Mordes durch genaueste Schilderung aller Einzelheiten überzeugend zu machen wusste und nur darum dem Schaffot entging, weil dem Gutachten der Aerzte ein unumstösslicher Alibibeweis zur Seite stand. Ein weltberühmter Fall von nicht gerade mehr harmloser Hysterie ist das Verbrechen des Herostrat, das in kleinerem Masstab und auf mehr geistigem Boden, man möchte sagen, tagtäglich wiederkehrt.

Aus dem nämlichen Zuge erklärt sich sofort die erstaunliche Eigenbezüglichkeit der hysterischen Auffassungsgabe. Da nie eine S a c h e ihn in der Tiefe beschäftigt, sondern allein der Gedanke, wie er sie zur Erzeugung des ihm wünschenswerten „Eindrucks“ verwende, so b e a c h t e t er an jedem Vorgang nicht so sehr dessen Beschaffenheit als die daraus ableitbaren Beziehungen zu seiner Person. Er ist nie „bei der Sache“, sondern stets beim Effekt, beim Erfolg, beim mindestens von ihm vorgestellten — Zuschauer. Darin wurzelt seine Empfindlichkeit, sein hypochondrischer Hang, sich fortwährend mit sich selbst zu befassen, sein anspruchsvolles Geltungsbedürfnis, die Neigung zu Eifersuchtsszenen und es ergibt sich ferner daraus die Art seiner Stellung zu den wichtigsten Formen mensch-

licher Tätigkeit. Er kann, wenn begabt, etwas leisten; doch wird er Gebiete zu wählen wissen, wo verhältnismässig rasche Erfolge blühen oder wenigstens Wirkungen möglich sind, die den Namen des Autors unter die Leute bringen. Politik, Religion, die Künste und Schriftstellerei, daneben noch abenteuernde Entdeckerfahrten erweisen sich dazu als am besten geeignet, während Wissenschaft, Technik, Verwaltung und alle sonstigen Felder gemieden werden, auf denen mehr scheinlose Arbeit nötig ist und wo er des Echos entbehren müsste aus einer wenn auch bescheidenen „Oeffentlichkeit". Er ist, wenn man will, mit Methode unnaiv, welche Gabe das zweifelhafte Vorrecht ausschliesslich menschlicher Entartung bildet.

Dass darunter irgendwie auch das Ergebnis leidet, ist selbstverständlich. Ein Kunst- und Dichtwerk zumal verlangt zu seiner Vollkommenheit völliges Freisein vom Ausdruck persönlicher Nebenzwecke; es kann uns tiefsten Genuss nur dann vermitteln, wenn es uns minder vom Menschen gemacht als wie aus sich selbst geworden erscheint und gleich den Naturgebilden keinen Gedanken an Willkür oder Berechnung weckt. Statt solcher Freiheit und gleichsam sorglosen Sicherheit werden auch sonst bedeutende Schöpfungen hysterisch disponierter Charaktere einen merklichen Beisatz bieten des „Gezwungenen", „Gemachten", „Absichtlichen", ganz zu geschweigen von jener grauenhaften Affektiertheit, die bei geistiger Enge platzgreift und welche gegenwärtig weite Bezirke z. B. des schöngeistigen Schrifttums verwüstet.

Man hat gelegentlich die Ansicht geäussert, die Hysterie sei am Ende nichts als eine Form und Weise der Verstellung. Für chronische Uebertreibung kennen wir ausser der Selbstsucht, die hier offenbar nicht hergehört, nur noch einen Beweggrund: die Eitelkeit. Allein nicht einmal das alltägliche Leben verwechselt den Eitlen mit dem Hysteriker, von dem eine ziemlich harmlose Abart häufig durchschaut und gar nicht unzutreffend gewürdigt wird als „exaltiert", ‚überspannt", „verstiegen". Genauere Prüfung vollends zeigt ihre völlige Unverwandtschaft. Der Eitle präsentiert seine Vorzüge oder was er dafür ansieht, er will gelobt, bewundert, anerkannt werden. Der Hysteriker aber tritt unbedenklich auch sein Prestige in den Staub und scheut nicht zurück vor beschämendster Selbstentblössung, wofern er dadurch nur Neugier zu wecken und das ihm zum Leben unentbehrliche Aufsehen hervorzurufen hofft. Ja, es hat den Anschein und wäre auch nicht ganz unbegreiflich, als bevorzuge er im allgemeinen sogar das Mittel der Provokation eines streitbaren Widerwillens. Von den teilweise schlechtweg ekelhaften Kasteiungsprozeduren mittelalter-

licher Mönche[36]) bis zu unseren barhäuptig und lumpengewandet hie und da durch die Verkehrsstrassen einer Grosstadt dahinstolzierenden „Naturaposteln" gleicht die Geschichte der hysterischen Narrheit einem fortgesetzten Kult des Hässlichen und Absurden, einem heimlichen Satanismus mit der Tendenz der Verhöhnung aller Würde und Kallokagathie.

Aber noch etwas scheidet aufs schärfste die Hysterie von der Eitelkeit. Diese wird umso lauter prahlen und umso dreister renommieren, je unbefangener und naiver sie darin aufgeht, dagegen Beschämung zeigen und reuig „Einkehr halten", wenn beim Namen genannt und dadurch bewusst geworden, während zu den nie fehlenden Kriterien hysterischer Uebertreibung gerade der Mangel des Unbewusst-Natürlichen gehört, derart, dass die Steigerung der Selbstbesinnung nicht etwa Schwächung, sondern Verstärkung des hysterischen Ausbruchs bis zu krampfhafter Vehemenz zur Folge haben kann. Es ist hier offenbar eine Kraft am Werke — äusserlich den Leidenschaften ähnelnd, obschon gehaltlich gerade mit ihnen am wenigsten vereinbar, — die das persönliche Belieben meistert oder richtiger es zwangsweise ausschaltet. Der Heuchler beherrscht seine Maske, der Hysteriker wird von ihr beherrscht. Das spricht denn zuletzt und unwiderleglich gegen Verstellung. Die Larve selbst ist hier souverän geworden und zwingt ihrem Träger die widersprüchlichsten Rollen auf. Mit den zufällig wechselnden Irritationen der Umgebung wechselt unschwer der Ausdruck zähester Selbstbeherrschung mit allen Zeichen schwächlichster Haltlosigkeit an der gleichen Person, deren „eigentliches" oder Gefühls-Ich inzwischen von beiden Zuständen kaum berührt ein kümmerliches Dämmerdasein fristet.

Wir kamen zur wahren Genese der Hysterie zuvor auf physiognomischem Wege; wir finden das nämliche, wenn wir das mehr klinische Bild um einen geflissentlich übergangenen Zug vermehren: um das dem Hysteriker eigene Uebermass der Ausdrucksbewegungen. Worauf es ihm

---

[36]) Wie hoch immer man vom mittelalterlichen Mönchswesen denken mag und auch wenn man bereit ist, in ihm den grossartigsten Anlauf zu gewaltsamer Vergeistigung und disziplinierter Mystik zu sehen, den die Weltgeschichte kennt, so wird doch das monumentale Wort Platos: »Thyrsosträger sind viele, echte Begeisterte nur wenige« in entsprechender Abwandlung auch für diese ausserordentliche Kulturepoche seine Gültigkeit behalten. Ja, es musste die Bewegung gerade infolge ihrer Tiefe und Breite ganze Scharen von Hysterikern mitreissen und es dürften darin zwei Züge der mittelalterlichen Erlösungspraktiken ihre Erklärung finden: einmal die absonderliche Hervorkehrung des Moments der Imitation — nicht nur alle Etappen der Leiden Christi werden nacherlebt, sondern auch unterschiedlichste Folterqualen zahlreicher Martyrer, deren Mönche und Nonnen je einen bestimmten gern sich zum dauernden Vorbild nehmen zwecks autosuggestiver jährlicher Durchrepetierung seiner Peinen — ferner und vor allem aber die schauerliche Übertreibung gerade der extremsten und widernatürlichsten Akte der Selbstverleugnung. Dem Liegen auf scherbenbesäeten Brettern, dem Sichumgürten mit einschneidenden Ketten, den wochenlangen Selbstgeisselungen mag noch eine biologische Bedeutung innewohnen; dagegen weckt es schon Bedenken, dass nicht wenige Büsser sich im Tragen verwundender Stachelkronen gefallen, und es ist vollends eine hysterische Widerwärtigkeit, wenn einer angeblich mit Wollust den Eiter von Kranken trinkt und für solches Tun noch nach Jahrhunderten verzückte Nachahmer findet. — Überaus reiches Material bietet Görres, Christliche Mystik. Bd. I. S. 385—455.

ankommt, bleibt die Erzeugung des Anscheins starker Affekte. Substrat seines Wollens ist der unwiderstehliche Hang, Emotionen zu zeigen. Jede Gelegenheit wird von ihm wahrgenommen, um in Rede und Stimmklang, Gebärde und Haltung Erregungen auszudrücken, und es steht ihm nicht frei, das zu unterlassen. Er ist ganz ausserstande, nicht zu reagieren. Was er spontan unternehmen mag, folgt daraus erst: als blosses Mittel, immer neue Anlässe zur Entfaltung von Gefühlen zu schaffen. Hier hat er Erfindungsgabe und erduldet selbst schwere Strapazen, damit er im Angesichte der Welt einer rührenden oder schrecklichen Passion überführt werde. Bald ist er in scheinbar fieberhafter Bewegtheit, reist, redet, macht ungemein viel „Lärm um nichts", bald erstarrt er zur Bildsäule, um sich als erfüllt auszugeben von einem geheimnisvoll unverständlichen Pathos. Hat er schliesslich alles durchlaufen, so verfällt er am Ende auf eine nicht minder absurde Manier des Urteilens, Denkens oder Betragens, darin er nun ebenso widerspenstig ausharrt als er vordem sprunghaft und unstät schien.[37]) Wir erwähnen noch seine oft hochgradige Unempfindlichkeit, ja selbst Impotenz auf geschlechtlichem Gebiete, wo er nichtsdestoweniger weiblicherseits sich gern als begehrt und gewaltsam verführt, männlicherseits am liebsten als herzenbrechender Don Juan aufspielt.

Von welcher Seite immer betrachtet, das Phänomen lässt unseres Erachtens nur eine einzige Erklärung zu. Es spricht aus ihm eine tiefe innere Ohnmacht, die aber mit zähem Daseinsgefühl nicht von der Täuschung lassen will, lebendig und fühlend am Tische des Lebens mitzutafeln. Im Hysteriker ist nicht mehr allein die Gabe des Ausdrucks, sondern zum Teil der Ausdruck erzeugende Trieb gelähmt. Er gehört von Charakter jedoch zu den Ausdrucksbereiten, für die ein Gefühl erst eigentlich da ist, wenn es sich äussert. Indem er um seiner Lebendigkeit willen den Gestus verschärft, reisst er die Kluft nur immer breiter auf: bis zu dem Grade, dass vom Bewusstsein zuletzt getrennt wird der Bewusstseinsausdruck. Er lebt nun sein Leben, ohne eigentlich dabei zu sein, und da die „Seele" an diesem Zwist verkümmert, so kann man auch sagen: er führt das Schattendasein einer blossen Oberfläche, die zu gespenstischer Belebtheit entfacht wird von der Sucht, ein Leben vorzutäuschen. Und das gelingt zuweilen in erschreckendem Masse; denn der Intellekt kann rege sein, scharf und heil. Er wacht darüber, dass die künstlichen Flüge

[37]) Damit ist natürlich nicht das Verhalten eines Menschen zu verwechseln, dessen Werturteile etwa mit denen seiner Umgebung in Widerspruch stehen. Auch der würde zwar in den Augen dieser Absurdes unternehmen, aber unverkennbar nach einem Gesetz der Motivation, indes die Absurditäten des Hysterikers unberechenbaren Wechsel zeigen. Wenn allerdings, was gleichfalls vorkommt, die Hysterie sich gerade im Festhalten der einmal gewählten Absonderlichkeit gefällt, dann sind beide Fälle oft ebenso schwer zu unterscheiden wie ein hinter Prinzipien verschanzter Eigensinn von wirklicher Konsequenz.

nicht entgleisen und wir müssen erst achthaben auf das mehr maschinenmässige Klappen der Schwingen, um sie von echten zu unterscheiden. [38])

Während die Menschenscheu ausdrucksarmer Einsamkeitsschwärmer sichtlich abnimmt und für ein modernes Gefühl mehr und mehr etwas Altfränkisches bekommt, scheint die Hysterie in massloser Ausbreitung begriffen. Nicht so extrem zwar wie eben ausgemalt, sondern in feinerer Dosis färbt sie das Treiben der Gegenwart. Wir treffen sie an in der Sucht unzähliger Menschen, von sich reden zu machen, „interessant" zu erscheinen, „originell" zu heissen, die ihren Eigner z. B. zu rastlosem Sprechen über sich selbst veranlasst — wir nehmen sie wahr im Wachsen der literarischen Sintflut, zumal im stets bedrohlicher anschwellenden Zeitungslärm, von welchem jedes Lallen der Geschichte widerhallt — in dem ihm entgegenkommenden Sensationswunsch des Publikums, privateste Situationen aus dem Leben aller Zeitgenossen von Rang, Besitz oder Ruf (nicht unähnlich der Schaubudenweise auf den Jahrmärkten) durch Bild und Wort öffentlich vorgestellt zu finden, welchen heute ganz kommunen Brauch bürgerlicher Blätter ein aristokratisches Zeitalter sicherlich als Prostitution empfände — im epidemischen Dilettantismus, der sich für Kunst und Schrifttum ausgibt und mit erfindungsarmer Schablonistik jede Form, mit wichtigtuerischen „Gesten" jede Eigenart im Keim erstickt — ja im mehr und mehr von persönlichstem Klatsch durchsetzten Parteileben sowie nicht zuletzt in jener Repräsentationspolitik, die das Völkerschicksal durch effektvolle Visiten leitet und von den Souveränen in erster Linie, wie es scheint, die Vorzüge kluger „Reisender" fordert. [39]) Die Gegenwart ist farbig und

---

[38]) Der Hinweis auf die Maschine ist mehr als Gleichnis, er ist eine wahre Analogie. Was der Maschine zum Organismus abgeht, eben das fehlt der Hysterie im Vergleich mit dem »Charakter«: das eigene Leben. Um eine Art von Lebendigkeit darzustellen, sind beide auf Zufuhr von aussen angewiesen: die Maschine auf Brennmaterial, der Hysteriker auf Vorbilder, die er nachahme. Er ist auf allen Gebieten der Virtuose der Imitation und er ist nie und unter keinen Umständen originell. In der »hysterischen Suggestibilität«, von der neuerdings viel die Rede, bekundet sich in Wahrheit die notwendig parasitäre Natur eines Lebensdranges, welcher der organisierenden Kräfte verlustig ging

[39]) Als wichtige Teilerscheinung der hysterischen Disposition des Zeitcharakters muss höchstwahrscheinlich auch die Reklame gelten, deren höhere Grade wenigstens durchaus der Gegenwart angehören. Schon dass der Wunsch nach materiellem Gewinn vor allem zum Mittel der Anpreisung des Feilgebotenen — sei es ein Können, sei es eine Ware -- greift, kann nicht Zufall sein und erklärt sich nicht nur aus gesteigertem Wettbewerb, noch viel weniger aber die Form entweder greller Uebertreibung oder lügnerischer Maskierung, die solches Anpreisen in der Reklame angenommen. Sie tritt denn auch im Geschäftsleben längst nicht mehr wie ein Handlanger, sondern eher als souveräner Herrscher auf, von dessen Macht das Gedeihen oder Welken einer Unternehmung in weit erheblicherem Masse abhängt als von der Solidität der beteiligten Kräfte. Das hysterische Sensationsbedürfnis nimmt den Existenzzwang offenbar zum willkommenen Vorwand, um sich mit einem Schein von Berechtigung darzustellen. Im Reklameunwesen hat die Sucht, Aufsehen zu machen, eine tagtäglich wachsende Domäne scheinbar bedingter, tatsächlich jedoch Handel und Wandel von grundaus revolutionierender Wirksamkeit gefunden. — Es ist nicht uninteressant zu beobachten, wie sie schon fremdeste Gebiete, z. B. die Künste, in ihren Dienst stellt: derart die ganz neue Gattung einer Art Verblüffungsartistik zeitigend — man denke an den Einfluss des Plakats auf die Malerei! —, zumal aber die gewonnene Position benutzend auch anderen Lebenskreisen als dem geschäftlichen allmählich ihre Gewohnheiten zur zweiten Natur macht. In der Tat nämlich gibt es kaum noch ein Feld der Privattätigkeit — wissenschaftliche Forschung nicht ausgenommen —, wo die Politik der Propaganda nicht ebensoviel Scharfsinn der Köpfe zu beschäftigen pflegte wie die Sache selbst. — Die Psychologie der Reklame, das sei hier nur noch angedeutet, berührt sich andrerseits mit der noch gänzlich unerforschten Psychologie der Frechheit.

dekorativ geworden aus dem Bedürfnis, das Gefühl der inneren Hohlheit totzuschweigen durch umso grelleren Aufputz des Aeusseren.

Es können nur sehr allgemeine und tief in der Zeit begründete Ursachen sein, die einer psychischen Störung zu solcher Verbreitung verhelfen, und es wäre auch diagnostisch von grosser Wichtigkeit, diese Ursachen aufzufinden. Wir glauben sie nun in der Tat zu kennen, doch brächte der strikte Nachweis umfangreiche kulturhistorische Erörterungen mit sich, welche an dieser Stelle unterbleiben müssen. So beanspruchen wir für unsere Erklärung des hysterischen Phänomens, so sehr sie subjektiv auf unerschütterlicher Ueberzeugung ruht, vorderhand nur den Rang einer bedenkenswerten Hypothese, die, wenn als treffend bewährbar, zugleich ein schlagendes Beispiel böte für den Zusammenhang von Ausdrucksgepräge und Rasse.

Vorbereitet wurde die hysterische Zersetzung durch die Askese des mittelalterlichen Christentums, die eine abgewandelte Fortsetzung fand in der moralistischen Tendenz des neueren Philosophierens. Die Perversität desselben im Gegensatz zur Antike etwa bestand und besteht unter anderen Formen darin, dass es der sinnlichen und insonderheit der erotischen Seelenregung die natürliche Weihe aberkennt und demgemäss ihre körperliche Aeusserung entweder geradezu als Sünde brandmarkt oder erlaubt sein lässt durchaus nur im Rahmen einer Satzung, die den Naturtrieb zum blossen Mittel der Menschenvermehrung und zur dienenden Hilfskraft im rationellen Getriebe des Staates herabsetzt. Anderthalb Jahrtausende hindurch hat das Christentum konsequent ein System von Ausdruckshindernissen aufgeführt und dadurch zunächst allerdings die Instinkte verinnerlicht und sie vorübergehend sogar bereichert um die dem Naturwesen fremde Gefühlsdimension der Leidenschaftlichkeit, im weiteren Verlauf aber fraglos abgeschwächt und mit ihrer Würde und Notwendigkeit auch die seelische Zartheit und Tiefe verwischt, die den Expressionen des Naturmenschen soviel Glanz und unbewusste Hoheit gibt. Dächten wir uns den Prozess der Verchristlichung folgerichtig fortgeführt, so wäre das Ende ein völliges Erlöschen des „Gefühls" im bisherigen Sinne, eine ausdrucks- und physiognomielos gewordene Menschlichkeit und schliesslich der Untergang dessen, was man bis heute „Kultur" genannt — nicht aber jenes A f f e n t u m v o n K u l t u r, das uns im Wachsen der Hysterie entgegentritt. Hier zeigt sich der Einschlag einer neuen, zähen, aber qualitätlosen Lebendigkeit, die getragen wird vom unaufhaltsam empordrängenden Element eines e n t a r t e t e n S e m i t i s m u s.

Nur wer sich nicht völlig die Sinne verderben liess vom europäischen Humanitätsgerede, wird noch zu leugnen wagen, dass es so etwas wie einen „jüdischen" Charakter gibt. Nicht jeder Jude braucht ihn zu haben und durchaus nicht nur Juden haben ihn.[40] Allein er ist ursprünglich allerdings der Charakter des Juden, wie ihn die Neuzeit kennen lernte und wie ihn genau so schon das Altertum kannte. Man hat über ihn viel Treffendes ausgemacht, ohne jedoch die eigentlich deckende Formel zu finden. Für unseren Zweck genügt der Hinweis auf einen bisher so gut wie unbeachteten und jedenfalls niemals in seiner wahren Bedeutung gewürdigten Zug.

Typische „Juden", so verschieden sie sein mögen und so wenig es meist hervortreten mag, wird man bei ungewöhnlichen Vorkommnissen des Seelenverkehrs auf einer sonderbaren Ratlosigkeit ertappen können: so nämlich, als ob sie überlegten, wie ihr Gefühl menschlich normaler Weise antworten solle, ob es gehässig schäumen oder unterwürfig bitten, ob es tötlich verletzt sein oder sich dankbar geschmeichelt gebärden müsse. Man gewahrt alsdann einen lauernd ausforschenden Zug, woraus die Begier spricht, zu erraten, was man selbst im Augenblick wohl e r w a r t e. Oft blitzschnell verschwindet das Zögern, um der schroffsten Entschiedenheit Platz zu machen. Gröber, doch seinem Wesen nach minder kenntlich, zeigt sich derselbe Hergang, wenn in einer Gesellschaft namentlich zu zweien aus anfänglich beinahe demütiger Verehrung ein Jude plötzlich übergeht zu frecher Vertraulichkeit. Man gewinnt den Eindruck, dass weder dieses noch jenes natürlich war, sondern beides wie ein Kleid nur angetan und gewechselt wurde aus einer uns unbekannten Berechnung.

Was wir oben vom Hysteriker sagten, es ist hier in besonderem Sinne zu wiederholen: kein „Jude" ist jemals völlig „bei der Sache" — und kein „Jude" ist jemals völlig „bei sich". Ein Teil von ihm ist stets beim

---

[40]) Sollen wir noch ausdrücklich hinzufügen, dass es selbstverständlich jüdischer Rasse angehörende Forscher Künstler etc. gibt, auf die auch nicht ein Punkt obiger Schilderung passt? Der einzelne muss nicht unbedingt Repräsentant der Rasse sein, aus der er stammt; ja, der Fall, dass er sie t y p i s c h repräsentiert, wird immer seltener. Andererseits stossen wir sehr häufig auf Individuen, in denen der Zug der Rasse ü b e r h a u p t e r l o s c h e n ist.

In der Verdrehung dieser Selbstverständlichkeit gefällt sich eine neuerdings um sich greifende Richtung, welche Rassenfragen am liebsten mit einer Nolimetangere-Empfindsamkeit behandelt sähe. Es stände übel um die Psychologie, wenn sie solchen Stimmen Gehör schenkte. Auch die Ansprüche einer angeblich noch so menschenfreundlichen Toleranz dürfen der W i s s e n s c h a f t nie etwas anderes sein als eine Form der Parteilichkeit. Sie hat T a t s a c h e n festzustellen, vollständig unbekümmert darum, ob sie erfreulich sind oder abstossend: in dieser Unbestechlichkeit und Spiegeltreue liegt ihre ganze und einzige Würde. Ihrer sich begebend sänke sie auf das Niveau der Journalistik herab und würde ein für alle Mal die richterliche Rolle verscherzen, zu der sie gerade in Gestalt der Psychologie zukünftig aller Voraussicht nach berufen ist.

Übrigens dürfte es als weiteres »Zeichen der Zeit« im Sinne des semitisch bedingten Rassenverfalls zu deuten sein, wenn jene Empfindlichkeit ganz besonders die Probleme des Judaismus bemäntelt. Jedes abfällige Urteil über die jüdische Rasse pflegt heute bereits einen blinden Lärm der Entrüstung zu wecken und nicht zuletzt unter Gebildeten und solchen, die zu objektiver Sachprüfung verpflichtet wären. Das ist doch sonderbar, wenn man bedenkt, dass wir — was geographisch wenigstens ausser allem Zweifel steht — in Deutschland und nicht in Palästina wohnen.

— Zuschauer. In seinem Geiste bleibt immer noch Raum für die Erwägung, wie er sich ausnehme — schärfer gesagt: wie er seinem „Nächsten" gegenüber als b e w a n d e r t und h e i m i s c h erscheine, auf welchem Gebiet man sich gerade bewege. In Wahrheit: er war niemals „zu Hause", auch im Altertum nicht (was historisch streng beweisbar) und das unterscheidet ihn von sämtlichen übrigen Rassen. Während die nämlich dem Zug der Landschaft folgend mit der allgemeinen Umgebung verschmelzen oder bei ungünstigen Bedingungen zugrunde gehen: bleibt der „Jude" unter jedem Himmelstrich unvernichtbar und im Innersten unveränderbar er selbst: aber beflissen, Gewohnheiten und Sitten seiner Wirte zu teilen und damit den Schein zu wecken wesentlicher Gleichheit.

Man hat die Juden irgendwo die Schauspieler der Weltgeschichte genannt, sie s i n d es, nur dass die Aufführung einen ganz bestimmten Zweck verfolgt, der uns hier nicht weiter beschäftigt. Solange sie ohne kulturelle Ambitionen ausschliesslich dem Handel oblagen — wo sie Gutes und Tüchtiges zu leisten imstande sind[41]) — konnte das leicht übersehen werden. Seit sie jedoch neuerdings auch den G e i s t der von ihnen wirtschaftlich durchsetzten Völker zu erobern sich anschicken, tritt es überall in den unerfreulichsten Folgen zutage. — Wir sehen, dass die Gebärden, in denen sich Tiefe, Grösse, Glut aussprach, bunter und leerer werden. Wie man erst die materiellen Güter mobilisierte: auch das Unverrückbarste seinem Grunde entreissend, seinen Saft ihm entpressend und es entwertend zum blossen Tauschobjekt: so greift nunmehr derselbe heimatlose Beutetrieb zu allem Geistigen, Religiösen, Symbolischen. Zonen und Zeiten plündert er aus, lässt uns Fernstes wie Nächstes „gewöhnlich" erscheinen und raubt uns zu beidem die — Vertrautheit. Ein intellektueller Markt

---

[41]) Es gehört zu den Einfältigkeiten des landläufigen »Antisemitismus«, den Juden zu verübeln, was ihre Stärke ist: das Talent zum Handel. Durch ihre instinktartige Sicherheit im Tauschen und Wechseln wussten sie sich noch jeder abendländischen Kultur mit der Zeit unentbehrlich zu machen. Die Komplizierung des Gewebes geschäftlicher Beziehungen, ist eine Aufgabe, zu der »natürliche Begabung« einzig der Jude mitbringt, indes dem Arier hier umgekehrt die Rolle des Lehrlings zufällt, der die Meisterkniffe nur ungeschickt nachahmt. Den Juden aus der Geschäftswelt hinwegwünschen, heisst an die Stelle des Feineren das Gröbere, heisst die Beschränktheit an die Stelle der Schlauheit setzen wollen: womit den Zwecken der Gesellschaft in keiner Weise gedient, wohl aber in mehr als einer geschadet wäre. Solche Wünsche zeugen in der Tat vom engen Horizont der Wünschenden und sind nur geeignet, das wirklich Fragwürdige der Situation zu verschleiern. Weit mehr als über die merkantile Überlegenheit des Juden sollten wir billiger Weise darüber staunen, dass der ursprünglich niedrigste Stand jeder grossen Kultur, der händlerische, längst der in Wahrheit oberste wurde. In einem Umfang und mit einer Stärke, wie es ein religiöses oder kriegerisches Prinzip niemals vermochte, hat der G e i s t d e s H a n d e l s von der Menschheit Besitz ergriffen: er modelt die Rechtsbegriffe, gibt uns Gesetze, bestimmt die Form des öffentlichen Lebens und ist insgeheim schon in den Künsten und Wissenschaften tätig. Was ehedem in der Stufenfolge der Werte zu unterst stand, ist nunmehr das W e r t e s c h a f f e n d e P r i n z i p geworden: fürwahr die vollkommenste Perversion, welche sich denken lässt. Ob es eine politisch mögliche Aufgabe bilde, diesen Geist des Tausches und der Täuschung wieder in seine Schranken zu weisen, und aus seiner herrschenden in eine dienende Stellung zurückzuzwingen ist eine hier nicht aufzuwertende Frage. Einleuchten aber dürfte ohne weiteres, dass damit ein wahrerer und tieferer Antisemitismus begänne (für den man freilich eine andere Bezeichnuug erfinden müsste) als der bis heute so benannte, welcher in verhängnisvoller Verblendung zum Privileg der Arier machen möchte, was er an den Juden bekämpft.

wird abgehalten, wo gesinnungslose Neugier die Ideenfetzen der Jahrhunderte verhandelt und ein geistiges Pfauentum mit ihnen den traurigsten Karneval feiert. Gefühle sind zum käuflichen Luxusgegenstand geworden und man trägt sie zur Schau wie — andere Artikel der Warenhäuser. Das Zeitbild selbst zeigt die Farbe der Hysterie: ein imitiertes Menschentum scheint aufzukommen, wo die alteingesessenen Rassen der Zersetzung anheimfallen.

B Graphische Bilder des hysterischen Charakters.

Zum Zwecke der Beschreibung des graphischen Niederschlages der beiden am meisten typischen Ausdrucksstörungen führen wir teils gewisse Erwägungen fort, die uns im Abschnitt über die Willkür beschäftigten, teils aber nehmen wir voraus, wofür der Beweis erst später in dem Kapitel über das „persönliche Leitbild" folgt. Um der Kontinuität zu genügen, besprechen wir an erster Stelle den hysterischen Typus.

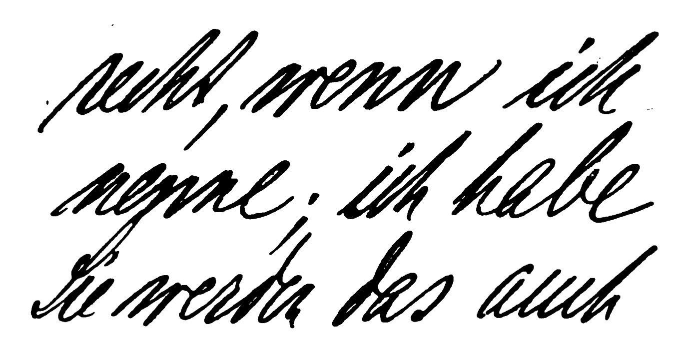


Fig. 48. Der Fadenbindung nahestehend.

In überflüssigen Zutaten bekundet sich jederlei normal bedingte Uebertreibung: mag sie der Eitelkeit, Pedanterie oder Ueberschwänglichkeit entstammen. Auch das graphische Bild des hysterischen Charakters wird man gelegentlich verreichert finden und zwar insbesondere durch jene sprunghafte Druckbetonung, die wir z. B. an Fig. 41 bemerkten. Wie aber nicht Eitelkeit den Kern der hysterischen Veranlagung bildet, so auch nicht Bereicherung die Dominante ihres handschriftlichen Ausdrucks. Aus dem Bedürfnis nach innerer Lebendigkeit antwortet der Hysteriker auf jeden Reiz mit der Gebärde einer Gemütsbewegung; tatsächlich leer, will er sich und anderen innerlich reich erscheinen, indem er wie der heftig Verliebte oder selig Berauschte aus Lachen in Weinen fällt. Um das zu können, muss er sein Aeusseres gleich dem Schauspieler so-

zusagen überaus stimmbar halten und es darf für sich selbst kein allzu scharf gezeichnetes Bild gewähren. Der Zwang zur Verstellungsbereitschaft erzeugt notwendig die Flucht vor offenbarender Deutlichkeit. Um nicht erraten zu werden, muss der physiognomische Habitus „unausgesprochen", d. h. ohne charakteristische Be-

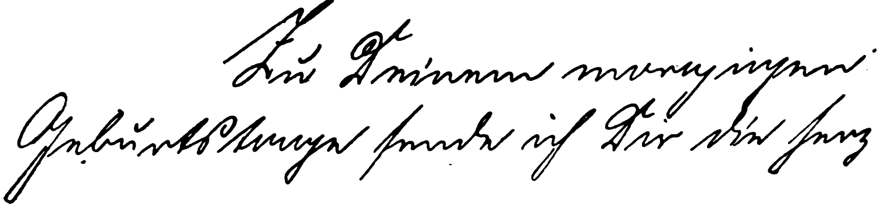


Fig. 49. Fadenbindung.

stimmtheit bleiben. Daraus entsteht nun ein Handschriftentypus, den wir im Anschluss an seine empirisch längst bekannte Grundform der doppelten Bogen- oder der Fadenbindung den „labilen Fadenduktus" nennen.

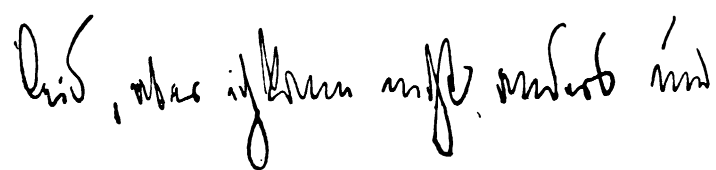


Fig. 50. Fadenbindung.

Zum Verständnis desselben sind einige Vorbemerkungen nötig. Als Indizium für Verschlossenheit betrachtet die Empirie z. B. geschlossene Formen und linksläufig herumgeworfene u-Haken (vgl. Fig. 53 und 55),

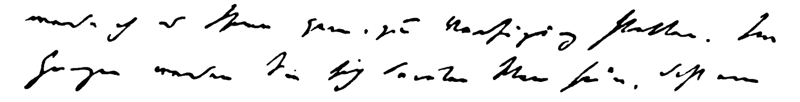


Fig. 51. Fadenbindung.

Fig. 52. Fadenbindung.

welche beide in Verbindung mit linksläufigen Zutaten auch in Fadenschriften zutage treten (Fig. 58, 60, 62). Ferner zeigt die doppelte Bogen-

bindung, wodurch sie wirklich einem wellenförmig verlaufenden Faden ähnelt, meist einen völligen Mangel prägnanter Druckunterschiede (mit Ausnahme von Fig. 48, 56, 63 alle bis Fig. 65 ikl., besonders Fig. 49 bis 52, 58 und 60). Endlich pflegt sie in den Kurzbuchstaben klein oder höchstens mittelgross (mit gelegentlich der Tendenz des Kleinerwerdens zum Wortschluss hin), erheblich grösser aber in den Langbuchstaben

Fig. 53. Fadenwinkel.

auszufallen, woraus offenbar ein Zustand der Gehemmtheit spricht. (Fig. 50—53, Fig. 58, 59, 60, 62, 64, 65). Im übrigen kann sie auch stabil d. h. eine deutliche Bogenbindung oben und an der Basis der Kleinbuchstaben sein bei im ganzen regelmässiger Federführung (Fig. 49 und 50).

Den für unsere Zwecke wichtigen Unterschied zwischen stabilem Fadenduktus und labilem hat die Praxis naturgemäss nicht herausgefunden. Sie kennt nur ganz allgemein die Fadenschrift und hat dafür den unmissverständlichen Namen des „Heuchlerduktus", womit sie dem ihr notorisch anhaftenden Fehler viel zu weitgehender Spezialisierung verfällt. Tatsächlich bekundet die winkellose Bindungsform, wofür wir, wie nochmals ge-

Fig. 54. Fadenarkade.

sagt sei, erst in der Folge die Gründe bringen, nur eine mehr oder minder grosse Unbestimmtheit des Trieblebens, die in den allerverschiedensten Zügen aktuell wird. Sie kann, wenn mehr erworben, z. B. als Verlegenheit im Verkehr mit Menschen erscheinen (allgemeiner als Unsicherheit, Aengstlichkeit, Schüchternheit)[42]); sie kommt ursprünglicher vor als anpassungswillige Vielseitigkeit des Intellekts sowie als diplomatischer Spürsinn und sie kann endlich die Gestalt jener ausflüchtereichen

[42]) Ein Fall dieser Art liegt z. B. in Fig. 48 vor, worauf wir jedoch erst im vierten Abschnitt näher eingehen.

Verschlagenheit besitzen, für die auch die Sprache von ihrer Ausdrucksform den Namen leiht mit der Bezeichnung des davon zeugenden Handelns als eines „gewundenen“. Je näher die Stabilität der wirklichen Doppelkurve (Fig. 49 und 50), umso mehr wird die Fadenschrift unter sonst gleichen Umständen affirmativ zu verstehen sein, wohingegen die schlechthin „unausgesprochene“ Bindungsform die am meisten negative Bedeutung hat.

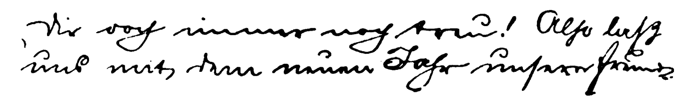


Fig. 55. Fadenguirlanden.

Von dieser eine provisorische Vorstellung mögen zunächst einmal Fig. 51 und 52 geben, wo infolge der Vertikallosigkeit der Kurzbuchstaben die Entscheidung schwer fällt, welche Art der Bindung denn eigentlich vorliege. Besser noch erschliessen das Wesen der graphischen Unbestimmtheit Fig. 53—55, die den Charakter je einer bestimmten Bindungsform nur andeutungsweise repräsentieren. Fig. 53 zeigt mehrere scharfe, daneben merkwürdig ausgewischte Winkel, Fig. 54 eine unsichere, stumpfe Arkade, Fig. 55 Guirlanden, die in ihr Gegenteil umschlagen wollen. Eine abermals andere Unfestigkeit der Richtungsverknüpfung illustriert Fig. 56,

Fig. 56. Gemischte Bindungsform.

wo echte Guirlanden mit echten Arkaden ungleichmässig abwechseln. In allen Fällen macht sich zugleich ein gewisser Mangel an Norm und an Ebenmass zumal in der Massenverteilung der Lettern geltend. Von hier aus vollzieht sich der Uebergang beinahe unmerklich zu den „leichteren“ Formen des im engeren Sinne labilen Fadenduktus, für den man etwa Fig. 57 mit ihrer schlaffen Arkadenbindung vergleiche. Das Bild ist ohne jede Kraft, ohne Rhythmus und Zentrum. (Man beachte die ungleichmässige Raumausnutzung, den schwankenden Neigungswinkel, die starken Längenunterschiede bereits in den Grundstrichen der Kurzbuchstaben.) Wir betonten im ersten Abschnitt die Unveränderlichkeit gerade der Bindungsform und lernen nunmehr in ihr einen Masstab kennen für den Festigkeitsgrad des Schriftgefüges. Ihre Undeutlichkeit und

Unprägnanz bezeichnet die Lockerung des handschriftlichen Organismus überhaupt und enthüllt uns gewissermassen abgekürzt die Desorientiertheit und Labilität der Schreibbewegung. Der eigentlich „charakterlosen" Bindungsweise entspricht daher die Mimikry des Trieblebens, die dem hysterischen Phänomen zugrunde liegt.

Die nachfolgende Besprechung von fünf dahingehörigen Schriftproben soll unsere These nicht sowohl beweisen als vielmehr veranschaulichen. Es sei jedoch angemerkt, dass unsere Auswahl durch die Charaktere bestimmt ward. Wir griffen aus einer Anzahl unzweifelhaft hysterisch gefärbter Persönlichkeiten, von denen uns Schriftproben zugänglich waren, die am meisten gebildeten und übrigens am stärksten verschiedenen heraus:

Fig. 57. Labiler Fadenduktus: Leicht hysterischer Charakter.

der Erfolg übertraf die Erwartung. Ein einziger Blick auf die Figuren zeigt bei aller Verschiedenheit der Bilder die Zugehörigkeit eines jeden zum labilen Fadenduktus.

Schreiber von Fig. 57 ist eingebildeter, intelligenter und liebenswürdiger Mann in mittleren Jahren, der sich in einem festen Berufe bewährte. Er pflegt ungemein oft und mit wunderlicher Renommiersucht von sich selbst zu reden und dabei Minima eines tatsächlich Geleisteten derartig aufzubauschen, dass völlig Erdichtetes und teilweise wirklich Erlebtes bald nicht mehr zu trennen sind. Er hat etwa angeblich bei einer grossen Feuersbrunst die Löschversuche geleitet, wenn er in Wahrheit einem Feuerwehrwagen nachgeeilt ist, um von ferne vielleicht eben noch müssiger Zeuge zu sein eines — Gardinenbrandes. Sein bürgerlicher Ehrgeiz ist dabei durchaus nur normal entwickelt. Auf die Labilitätsmerkmale seiner Handschrift wurde schon hingewiesen. Man beachte auch noch die bisweilen abrupt einsetzende Druckbetonung.

Fig. 58 gibt die normale Handschrift des schon im ersten Abschnitt erwähnten Handschriftenkünstlers. Nach seiner Ansicht hätte der Schreiber die widersprüchlichsten Eigenschaften: aufbrausendes Wesen und Jähzorn, aber auch Sanftmut und Geduld; leicht vertrauende Offenherzigkeit

und ein andermal undurchdringliche Verschlossenheit; beschauliche Ruhe und wiederum Leidenschaftlichkeit der Interessen. Sachlich zutreffender ist seine Bemerkung, dass er sensibel sei und von schneller Auffassungsgabe. Dazu aber kommt die Labilität der Gebärde, die ihn befähigt, Vorstellungen sofort in Bewegung umzusetzen. So s c h e i n t ihm eine Vielfältigkeit der Neigungen und Anlagen eigen[43]), während genauer betrachtet,

Fig. 58. Labiler Fadenduktus: H y s t e r i s c h e r C h a r a k t e r.

nur deren Ausdruck wechselt, allerdings aber bis hinein in die Schreibfunktionen. — Der im ganzen recht labile Duktus seiner „natürlichen" Handschrift zeigt eine relativ konstante Fadenbindung, die sich gelegentlich jedoch der Guirlande nähert. Man beachte ferner die eingerollten u-Haken und das unregelmässige Längenverhältnis der Lettern.

Schreiber von Fig. 59 wird nach den Angaben nahestehender Personen von den Aerzten als hysterisch bezeichnet und soll überdies mediumi-

[43]) Über sein Unvermögen, in einem bestimmten Berufe auszuharren, berichtet er selbst (Graph. Monatshefte 1901, S. 7.): »»Früh verwaist konnte ich meiner Neigung, Lehrer zu werden, nicht folgen; ich versuchte mich daher kurze Zeit als Kaufmann und vertauschte diesen Stand, der mir nicht zusagte, mit einem Handwerk; ich trieb mich nun mehrere Jahre in der Welt herum, wurde dann Soldat und bin jetzt Beamter im Alter von fast vierzig Jahren. In dieser Stellung fühle ich mich jedoch nicht wohl, da mir die Sache zu einseitig und eintönig ist trotz aller möglichen und unmöglichen Nebenbeschäftigungen auf fast allen Gebieten.«« Natürlich ist nicht, wie es hiernach etwa aussieht, der durch die Verhältnisse erzwungene Verzicht auf einen Neigungsberuf an der späteren Berufsabneigung Schuld; sondern es handelt sich um das Ergebnis einer Charakterdisposition, die allerdings meist als solche nicht bewusst wird, weshalb ihre Wirkungen auch für den mit ihr Behafteten oft aus ganz anderen Ursachen herzukommen scheinen.

stisch veranlagt sein. Als Probe unfraglich hysterischer Exaltation steht eine von ihm entworfene Charakterschilderung zu gebote, die von unschön gespreizten und übertriebenen Phrasen wimmelt[44]). Seine Handschrift hat so viel Aehnlichkeit mit der von Fig. 58, dass wir auf näheres Eingehen verzichten dürfen.

Fig. 59. Labiler Fadenduktus: Hysterischer Charakter.

Ein weit „schwererer" Fall als die drei vorigen begegnet uns in der Schreiberin der Fig. 60a und b, einer verheirateten Frau in den vierziger Jahren. Hauptzüge sind diese: grosse Geneigtheit und auch Begabung zu schauspielern; führt mit Vorliebe allerlei „Szenen" herbei (bis zur

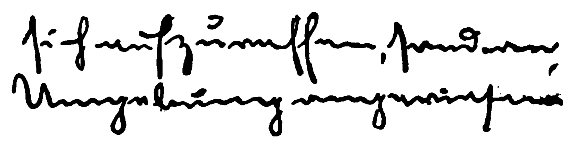


Fig. 60 a. Labiler Fadenduktur: Hysterie.

Fig. 60 b. Labiler Fadenduktus: Hysterie. (Zehn Jahre später.)

Simulation schwerer Ohnmachtsanfälle) und liebt endlose Auseinandersetzungen um nichtiger Anlässe willen; oder auch sie spielt die sechzehnjährige Liebhaberin und gibt sich das Ansehen der Leichtfertigkeit, um alsbald wieder umzuschlagen in wehleidige Selbstanklagen und rührselige Frömmelei. Hie und da kommen exzentrische Handlungen vor: auf der

[44]) Vergl. Graph. Praxis 1904. S 1–5. Da heisst es unter anderem: »Und hier haben wir schon eine Tatsache Ihres Doppellebens, Ihres doppelten Bewusstseins, Ihres doppelt-doppelten Bewusstseins.« Man beachte an dieser dreifachen Tautologie, wie das Verlangen nach Steigerung des Ausdrucks zur Verzerrung des zuerst ganz einfachen Gedankens führt: aus dem »Doppelleben« wird durch einen Zungenschlag mehr ein »doppelt-doppeltes Bewusstsein«. Das ginge vielleicht noch hin. Als echter Hysteriker aber glaubt nun Verfasser alsbald an seinen Gestus, er fühlt sich durch die stilistische Klimax zu einer entsprechenden Klimax des Gedankens angespornt: »Doppelt-doppelt sage ich, weil Sie etc. etc.«. — Für »Empfänglichkeit« wird ein paar Zeilen später aus demselben Steigerungsbedürfnis das monströse Kompositum »Wiederhallempfangsfähigkeit« gesetzt. Von der Phantasie der charakterisierten Persönlichkeit heisst es, sie sei »eine geometrische Progressive und doch wieder ein Kontrollapparat für die Irrtümer selbst der gelehrtesten, aber doch philiströsen Häuser.« Ein ander Mal heisst es: »Sie können arbeiten — durch das glückliche Gemisch von mikroskopisch feiner und doch makrokosmosartiger Sensibilität mit Verstand und Vernunft . .« In dem Ton geht es fort.

Strasse angebettelt, zieht Schreiberin etwa die Strümpfe aus, um sie fortzuschenken. Zur Vervollständigung des Bildes diene, dass Schreiberin lange Zeit Chloral nahm und ca. vier Jahre an hysterischer Lähmung darniederlag. Uebrigens ist sie eine für ihr Milieu hochintelligente Persönlichkeit von ausgeprägtem Schönheitssinn. — Die beiden Schriftproben Fig. 60a und b liegen zehn Jahre auseinander und zeigen, wie sich das Uebel inzwischen gesteigert hat. Ein noch verhältnismässig stabiler Fadenduktus hat sich zum durchaus labilen fortentwickelt. Der, wenn auch künstliche Halt der Probe a (linksschräge Grundstrichstellung) ist in b verloren gegangen; auch haben die Zitterformen zugenommen. Man achte ferner auf die gelegentlichen Einrollungen namentlich in der zweiten Probe (z. B. in „zittere"), auf die Sinistrogyrität und auf die wachsende Unsicherheit der Zeilenführung.

Fig. 61. Labiler Fadenduktus: Hysterischer Charakter.

Fig. 61 erinnert sofort an Fig. 57, überbietet sie aber noch an Labilität und Konzentrationslosigkeit. Und in der Tat ist der Urheber abermals ein gewohnheitsmässiger Aufschneider und zwar ungefähr schon von jener Art, die wir im letzten Kapitel schilderten.[45]) Auch bei ihm treffen wir bisweilen auf plötzliche Druckstellen (z. B. im Schlussstrich von „nämlich", im t-Querstrich von „erst") in einem übrigens kraftlosen Gesamtgebilde.

Die hergehörige Literatur ist leider noch überaus dürftig. Lombroso, der in der Graphologie überhaupt nur Verwirrung schuf, hat über die handschriftlichen Folgen der Hysterie nichts von Bedeutung vorzubringen. Crépieux-Jamin[46]) spricht von den Untersuchungen eines Barbier de Montauld, welcher 19 verschiedene „Zeichen" für Hysterie gefunden haben will. Es heisst genauer darüber: „In 45 untersuchten Handschriften äusserte sich die Hysterie vierundzwanzigmal durch Ungleichmässigkeit und grosse, sehr lebhafte Federbewegungen, neunmal durch dieselben Zeichen und grosse Buchstaben, dreimal durch grosse Federbewegungen und Verworrenheit, und viermal durch eine sehr geneigte Handschrift und einen augenscheinlich gemässigten Eifer". Mit derlei unbestimmten Angaben ist wenig zu machen. Als zur Prüfung unserer These

[45]) Vgl. hierzu in der »Kriminalpsychologie« von Dr. Hanns Gross, S. 667—679, den Abschnitt über »Das pathoforme Lügen.«

[46]) »Handschrift und Charakter« übersetzt von Busse. S. 337.

umso dienlicher erscheinen jedoch die drei Schriftproben, welche er vorführt und deren wir eine reproduzieren. Fig. 62. Das unregelmässige Höhenverhältnis der Buchstaben, überraschend besonders in der vorschriftswidrigen Länge des s in „Monsieur", die Neigung zu seltsamen Einrollungen, die ausserordentliche Labilität des ganzen Duktus: das sind abermals die uns wohlbekannten Hauptmerkmale.

Fig. 62. Labiler Fadenduktus: Hysterie.

Systematisch hat unlängst für zahlreiche Psychosen Rudolf Köster[47]) handschriftliche Beispiele geboten. Auf Seite 99 findet sich von einem akut an schwerer Hysterie erkrankten neunzehnjährigen Dienstmädchen eine recht ausgiebige Probe, die wir in Fig. 63 unverkürzt wiedergeben. Einem drei Seiten langen Briefe entnommen, spiegelt sie inhaltlich nach den Angaben Kösters die abnorme Beeinflussbarkeit der Patientin, welche „durch Aufnahme der Stimmungen und Charakterzüge von fünf auf demselben Saal befindlichen Mitkranken schliesslich eine Art psychologisches Kaleidoskop darstellt".[48]) Die Abfertigung der fraglichen

[47]) »Die Schrift bei Geisteskrankheiten«. Ein Atlas mit 81 Handschriftenproben von Dr. Rudolf Köster, kgl. Oberarzt, kommandiert zur psychiatrischen Klinik der Universität Giessen. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. R. Sommer. Leipzig. Verlag von Johann Ambrosius Barth. 1903.

[48]) Dieser Fall von Hysterie ist ein so typischer, dass es uns lohnend erscheint, die Köstersche Schilderung hier unverkürzt einzuflechten. »Der erste Satz, der eine energische Absage an die Angeredete enthält, ist für den Beobachter durch den Ausdruck »ganz freche Leute« als Einfluss einer »moralisch Schwachsinnigen« charakterisiert, welche auf das Wesen unserer Patientin sehr ungünstig einwirkte. Unmittelbar daran schliesst sich ein Ausruf depressiver Natur, in welchem nichts mehr von der soeben geäusserten Feindseligkeit zu merken ist. Diese Worte, »ich bin ganz verlassen, niemand kümmert sich um mich« sind nun das tägliche Brot einer in ihrer Umgebung befindlichen Altersschwachsinnigen, so dass man sofort den Ursprung dieser »Verzweiflung« erkennt.

Jetzt wieder ein plötzlicher Umschlag in eine übermütige Stimmung, in der sie mit einem etwas brutalen Seitenhieb die kinderlose Schwester nach ihren Kindern fragt und hinzufügt, sie solle sich schämen, keine Kinder zu haben. Nun befindet sich auf dem Wachsaal auch eine periodisch Manische, die auf die Erzählung der Kranken eingehend, in ihrer exaltierten Art diese Bemerkung gemacht hatte.

Von dieser Höhe folgt ein unvermittelter Sturz in den Abgrund melancholischer Wahnideen mit dem Triebe zur Selbstvernichtung. Gleich drei verschiedene Todesarten werden in einem Atemzuge aufgezählt, Feuertod, Gift und Sturz aus dem Fenster! Aber auch dieser Verzweiflungausbruch erweist sich als gefälscht. Es ist vielmehr teils eine wörtliche Wiedergabe, teils die Verarbeitung von Selbstgesprächen einer schwer Melancholischen, die nur auf Gelegenheit zum Suicid sinnt.

Handschrift mit den Worten, sie biete „im einzelnen nichts Charakteristisches", muss allerdings überraschen und verrät die Ungeübtheit Kösters in der spezifisch graphologischen Betrachtungsweise. Man beachte vorzüglich: die Unsicherheit der Zeilenführung, das Schwanken des Neigungwinkels und die Unausgeprägtheit der Bindungen, welche zum Wortschluss nicht selten in reine Fadenform übergehen. (Vergl. „verlassen" Zl. 5, „machen" Zl. 8, „verbrennen", „wenn" Zl. 11, „wenn", „ein" Zl. 12; „dann" Zl. 16.) Das immerhin wechselnde Höhenverhältnis (vergl. „seid" Zl. 4, „bekümmert" Zl. 6, „diese" Zl. 7, „Fenster" Zl. 12, „Mutter" Zl. 19 etc.) und die ausfahrende Linksläufigkeit (vergl. vor allem im „r" z. B. „Kinder", Zl. 8 und 10, „Fenster" Zl. 12, „aber" Zl. 16, „Mutter" Zl. 19) kommt hinzu, um das graphische Bild der Hysterie zu vervollständigen. Hier drängt sich jedoch eine Ueberlegung auf.

Es könnte wunder nehmen, dass bei unzweifelhafter Psychose der typische Komplex offenbar minder deutlich vorliegt als in den oben betrachteten Fällen. Nun besteht aber nach unseren Ausführungen ein Antagonismus zwischen Hysterie und speziell dem „Charakter": derart, dass gerade er (und nicht etwa die Intelligenz) genau in dem Masse zerstört wird als jene vorschreitet. Denken wir uns die Hysterie in einer Person sich verbreiten nach Art einer Krankheit, dann findet sie umgekehrt am Charakter derselben einen mehr oder minder standhaften Widersacher. Ein Auflösungsprozess und vermutlich ein langer Prozess wird nötig sein, ehe sie ihren Feind verdrängend gleichsam an seine Stelle tritt. Dieser Vorgang nun ist in der Schreiberin der Fig. 63 zweifellos noch nicht vollendet: neben oder vielmehr unter dem hysterischen Zustande, der nach Aussage der Krankheitsgeschichte in der kurzen Frist von kaum anderthalb Monden zur Entwicklung kam, behauptet sich, obzwar erschüttert, ein Teil des ursprünglichen Wesens. Von ihm den Habitus entdecken wir in der Eckigkeit der Schrift, im häufigen Fortfall der Schluss-

---

In dem jetzt folgenden Satze feiert die Hysterie ihre Triumphe. Eine andere Hysterische hatte vor ihrer Aufnahme in die psychiatrische Klinik ebenfalls in der medizinischen Klinik gelegen und davon erzählt. Dazu hatte die schon genannte »moralisch Schwachsinnige«, welche durch ihre phantastischen Lügengespinste bereits bie Gerichte beschäftigt hatte, ihre Anmerkungen gemacht und »aus ihrem Leben« Beiträge geliefert. So kommen denn jetzt diese Anschauungen zustande. Die angebliche Hypnose stammt von der ersteren der beiden Souffleusen und an dem »frechen Doktor« erkennen wir gleichfalls die geistige Urheberin wieder.

Lange kann sie sich jedoch nicht bei einer Sache aufhalten, die nicht aus ihr selber kommt, und so zieht sie es denn vor, noch einmal in tränenreiche Verzweiflung auszubrechen (»Ach, Vater tot, Mutter stirbt, ich sterbe, alles stirbt!«) und sich (diesmal mit einem Messer) das Leben zu nehmen. Dass sie sich nun gerade »die Hände abzuschneiden« wünscht, findet seine Erklärung. Denn die schon einmal aufgetretene suicidale Melancholika hatte zu Hause versucht, sich die Pulsadern zu öffnen und auch auf dem Wachsaal ähnliche Aeusserungen getan.

Zum Schlusse kommen (hier weggelassen) viele Grüsse an die Angehörigen »von eurer euch liebenden . . . .«!

Wer den Fall nicht genauer kennt und nur auf diesen Brief zur Beurteilung des Krankheitszustandes angewiesen ist, dürfte in einige Verlegenheit geraten, bis ihm bei der Stelle »Sie haben mich hypnotisiert« etc. das hysterische Moment entgegentritt. Um aber einen wirklichen Begriff von diesem schauspielerischen Kunststück zu haben, muss man den Mimen sowohl, als auch die von ihm dargestellten »Charaktere« persönlich kennen!«

1. Gießen, den 11. Juli 1902.
2. Liebes Käthchen! zu Euch komme
3. ich auch nicht mehr ich will von Euch auch
4. nicht mehr wissen Ihr seid auch ganz freche
5. Leute. Liebe Käthe ich bin ganz verlassen
6. niemand bekümmert sich um mich weiter
7. Ja so war ich nur diese Zeit bei Euch. Liebe
8. Käthe was machen die Kinder? du solltest dich
9. doch schämen fünf Jahren verheiratet und noch
10. keine Kinder. Ach ich müßte sterben ich müßte
11. verbrennen wenn ich nur Gift hätte oder
12. sonst was ich wenn nur ein Fenster auf wär
13. es ist einerlei ich muß. Aber die andern Klinik
14. ist schuld die haben mich hypnotisiert die
15. frechen Doktor die haben mich krank gemacht
16. aber wenn ich wieder fort bin dann zeige
17. ich sie an am Gefängnis ich weiß alles was
18. sie mit mir gemacht haben. Ach Vater tot
19. Mutter stirbt ich sterbe alles stirbt ach wär
20. tot ach hätte ich ein Messer ich würde mir
21. meine Hände abschneiden. Liebe Käthe

Fig 63. Labiler Duktus.

richtungen, im Ansatz zur Arkade, in der immer noch regelmässig zu nennenden Druckbetonung, in der „Schwere" der i-Punkte und in manchem dergleichen mehr. Es ist aber darnach der Schluss berechtigt auf eine von Natur durchaus nicht sonderlich beeinflussbare, vielmehr ziemlich willenskräftige, etwas reizbare und recht verschlossene Persönlichkeit. Dass diese Züge vor der rapid hereingebrochenen Hysterie keineswegs schon völlig entwichen, erhellt aus der Schlussbemerkung Kösters, wonach das Schreiben „im vorliegenden Falle von umso grösseren Werte ist, als die Kranke dem Arzte gegenüber nie mit ihren Ideen herauskommt...": ein für Hysterie sicher ungewöhnliches Verhalten. — Unsere Wahrnehmung gibt einen Fingerzeig für die Methode: immer soll man genau auseinanderhalten, was an einer charakteristischen Aeusserungsweise ursprünglich, was hingegen die Folge der Psychose ist. Es versteht sich, dass es dazu graphologischer Kenntnisse und übrigens eines Materials bedürfte, wie es in solchem Umfange vorderhand nicht zur Verfügung steht.

Endlich sei hier der „Fall Rothe" erwähnt. Sein Interessantes liegt weder auf dem Gebiete des Spiritismus noch etwa gar in der kleinleutehaften Persönlichkeit des „Mediums", sondern in dem erstaunlichen Missverhältnis zwischen den wirkenden Kräften und der tatsächlichen Wirkung des Schwindels. Ohne die hysterische Empfänglichkeit des Zeitcharakters hätten die psychisch total belanglosen Fiktionen dieser Frau wohl nimmer breite Schichten und selbst Hochgebildeter in Aufregung versetzt. Mit der lächerlichen Zugkraft ihrer so phantasielos erfundenen als dilettantisch bewerkstelligten Wunderstückchen bietet „Anna Rothe" ein auch den Blicken der Oeffentlichkeit hinlänglich erreichbares Exempel jener Zuckungen, von welchen heimlich der ganze Umkreis der Zivilisation erzittert. Zur näheren Orientierung verweisen wir auf das schon erwähnte Buch von Bohn und Busse, dem auch die Fig. 64 entnommen wurde. Angesichts dieses typisch hysterischen Schriftbildes brauchen wir die massgeblichen Kennzeichen wohl nicht nochmals aufzuzählen.

Wir haben zum Verständnis der „erworbenen Schrifteigenschaft" im ersten Abschnitt die Unterscheidung zweier Symptomgruppen eingeführt: der direkten und der indirekten. Letztere sind durch das Medium des Willens hindurchgegangen, während jene ihre Gestalt ausschliesslich unbewussten Tendenzen verdanken und darum gedeutet werden nach den Gesetzen des Ausdrucks. An der Prägung der labilen Fadenbindung hat nun die Willkür sicherlich keinen Anteil. Umso mehr tritt an uns die Frage heran, wie sich dieser Duktus gestalten werde bei darauf verwendeter Mühewaltung oder ob es für den hysterischen Typus auch „indirekte" Symptome gebe. Die Antwort darauf, wie schon vorausgeschickt, bestätigt

zum Teil und vervollständigt unsere Darlegungen über den disziplinierenden Einfluss der Absichtlichkeit und über gewisse ihr gezogene Schranken, die sie dem Anschein nach nie überschreiten kann.

Fig. 64. Labiler Duktus)*

Sofern die hysterische Mimikry statt in Reflexe der Umgebung sich in die bleibende Maske einer stereotypen Manier verkleidet, wird sie unschwer auch die Schreibbewegung in den Kreis ihrer Simulationen ziehen und an die Stelle des schwächlichen Schriftbildes, das ihr natürlich wäre, das erwählte künstliche mit mehr Erfolg und mit geringerer Gefahr des Rückfalls setzen, als solches dem festeren Charakter möglich wäre. Sie wird zwar auch darin nicht originell, sondern im Anschluss an gewisse Muster ver-

*) Leider ergab sich in letzter Stunde, dass das Faksimile der eigentlich beweiskräftigen Probe (man findet sie in dem Werk von Bohn und Busse auf Seite 45) momentan nicht disponibel sei. Es musste deshalb diese dafür eingefügt werden, die zwar die sonstigen Kennzeichen, von der Fadenbindung aber nur wenig aufweist.

fahren und gewöhnlich Elemente des Zeitgeschmacks übertrieben zur Geltung bringen, (worüber sogleich Näheres), allein wir dürfen ihr Vorbild nicht ohne weiteres als gegeben setzen und müssen zunächst bei der Frage nach allgemeinen Kriterien für das Dasein dieser Bestrebung bleiben.



Fig. 65 a. Sog. »Geisterschrift« der Rothe.

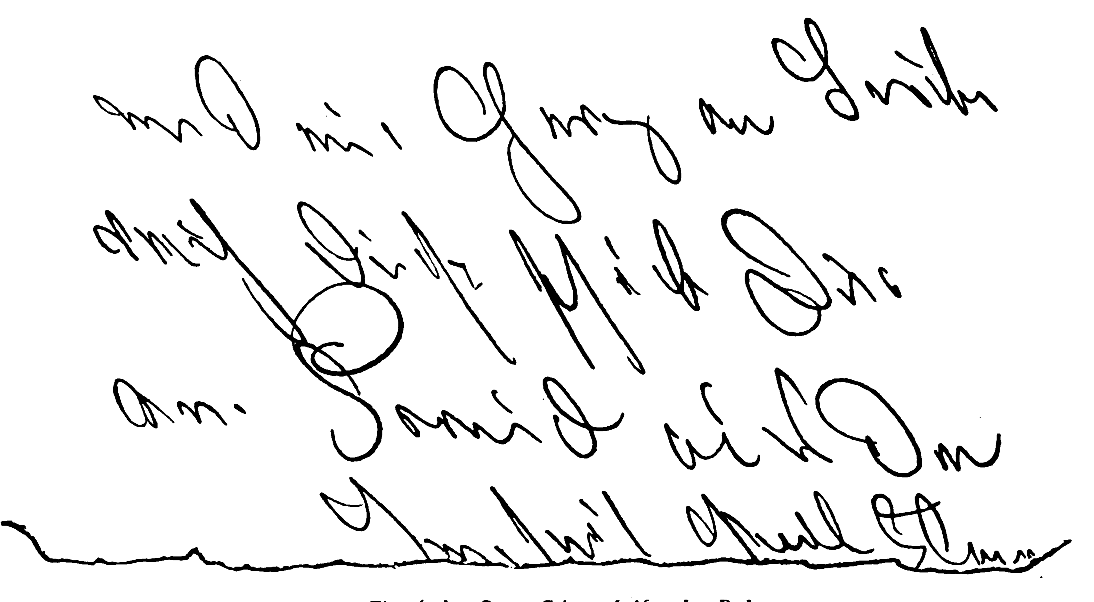


Fig. 65 b. Sog. »Geisterschrift« der Rothe.

Da erwägen wir nun, dass jede „Manier", wie immer sie sonst beschaffen sei, immer bedeuten will, was sie nicht ist, nämlich „Charakter", Sicherheit, Eigenart: woraus sich der Wunsch ergibt nach Straffheit und Imperialität der Handschrift. Der aber bemächtigt sich naturgemäss vor allem dreier Momente: ihrer Grösse und Schwere und ganz besonders, wie wir schon wissen, ihrer Lage. Der Wunsch nach Pathos stellt

sich in gesteigerter Grösse dar; vermehrter Druck soll für Tatkraft sprechen; Unerschütterlichkeit wird vorgespiegelt (einem Gesetz zufolge, das wir im vierten Abschnitt kennen lernen) durch die der Schrift verliehene Steil- oder Rückwärtslage, die vergleichbar der „durchgebogenen" Körperhaltung dem ganzen Bilde etwas Unnahbares gibt. Daneben zeigen sich unbeabsichtigt weitere Hemmungsmerkmale: die Schrift wird enger, die Längenunterschiede zwischen Lang- und Kurzbuchstaben wachsen, der Schwankungsspielraum zumal der repräsentativen Schriftelemente verringert sich. Unbeeinflusst erhalten dagegen bleibt abermals der unausgesprochene Bindungscharakter! Er verrät uns die Gewaltsamkeit des Konzentrationsversuchs und lässt sein Ergebnis sehr verschieden erscheinen von demjenigen natürlicher Willensstärke, die unbewusst in ähnlicher Richtung wirkt.

Das Resultat ist von solcher Bedeutung, dass wir es wiederholen in der Form einer psychodiagnostischen Regel: Wenn in einer Handschrift von vorwiegend weichem oder mangelhaft ausgesprochenem Bindungscharakter und entsprechender Unsicherheit der Massenverteilung die graphischen Hauptmerkmale der Selbstbeherrschung, insonderheit Druck, Enge und Steil- oder Linksschräglage, auffallend stark und allzu regelmässig zutage treten, so liegt ihr ein hysterisch gefärbter Charakter zugrunde. Noch erschwerend fallen ins Gewicht etwa vorhandene Zierrate der Selbstgefälligkeit.

Sofern unsere Regel den Einfluss der A u f m e r k s a m k e i t determiniert, muss sie bewährbar sein auch an spontaner Verstellung. Fig. 65 a und b gibt zwei Verstellungsproben aus den „Geisterschriften" der Anna Rothe. Mit dem unwillkürlichen Duktus der Fig. 64 differieren beide durch Häufung der Verschlossenheitsmerkmale und das gilt mehr oder minder von allen Rotheschen „Geisterschriften". Sie sind sämtlich steiler als die natürliche Handschrift, im Verhältnis zur Höhenausdehnung durchweg enger und beinahe alle durch stark rückläufige Züge verreichert. Hingegen fehlen meistens, was in der geforderten Eile seinen Grund hat: Druck und Winkel. Es ist nicht zu zweifeln, dass dieselben Verschiedenheiten auftreten würden, falls die Rothe ihre Handschrift etwa b l e i b e n d abzuändern unternähme. Wir sehen ferner, dass die Längendifferenzen gesteigert, dass aber nicht beseitigt wurden: die allgemeinen Unsicherheiten und die unklaren Bindungen.

D a u e r n d e Willenseinflüsse machen sich im nämlichen Sinne geltend in der schon früher herbeigezogenen Handschrift Fig. 66. Ihr dünner Fadenduktus kontrastiert mit der Linksschrägheit und dem unvermittelten Druckreichtum der Grundstriche. Der „Charakter" der Schriftur-

heberin ist zweifellos nicht mehr ganz sattelfest: auf „Hysterie" den Rückschluss verböte freilich ebenso wie in Fig. 67 das Ebenmass der Züge.

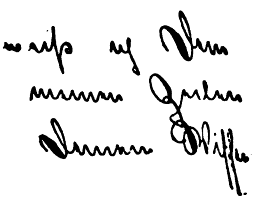


Fig. 66. Künstlich „gespannter" Duktus: Gezwungenes Wesen.

— Eine vollkommenere Bestätigung unserer Regel als durch die zuletzt genannte Handschrift, könnte man nicht einmal erfinden. Hier scheidet sich auf den ersten Blick Linksschrägheit, Enge und winkelige Ausge-

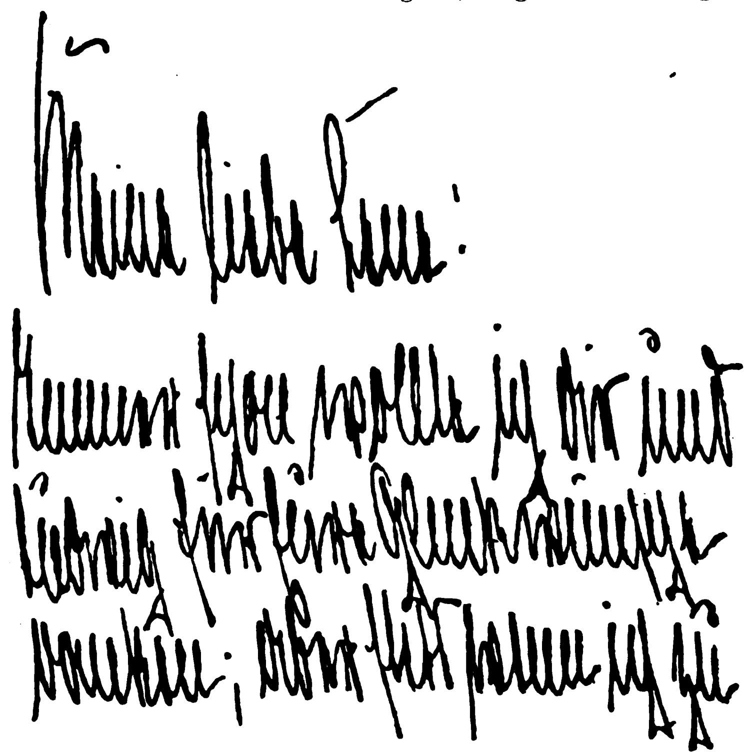


Fig. 67. Künstlich »gespannter« Duktus: Künstliche Selbstbeherrschung. (Durchgepaust).

staltung der Unterschleifen als erworben von der Ursprünglichkeit einer grosszügig-weichen Guirlandenbindung. Mit Leichtigkeit liest der Graphologe aus dieser Handschrift ab, wie sie vor einer beliebigen Reihe von Jahren aussah: nämlich ebenso kurvenreich, ebenso druckschwach und

vielleicht nur wenig kleiner, aber sicherlich weiter, rechtsschräg, ohne die Schleifenwinkel und ohne die übertriebenen Oberlängen der Majuskeln. Und genau so verhält es sich wirklich: die nur allzu typische Geschichte verratend eines gross angelegten, aber schwachen Charakters, dessen äusserer Halt bereits ein bedenklich „gemachter" ist. — Da in Fig. 68 mit den Spannungsmerkmalen der Linkslage und Druckstärke ausser der Unsicherheit der Bindungen auch noch ein allgemeiner Mangel an Ebenmass zusammen besteht, so ist die Diagnose auf h y s t e r i s c h g e f ä r b t e W i l l e n s k r a f t nicht mehr zu vermeiden. Die grosse Längenverschiedenheit der Lettern tut ein übriges, um uns in diesem Urteil zu bestärken.[49])

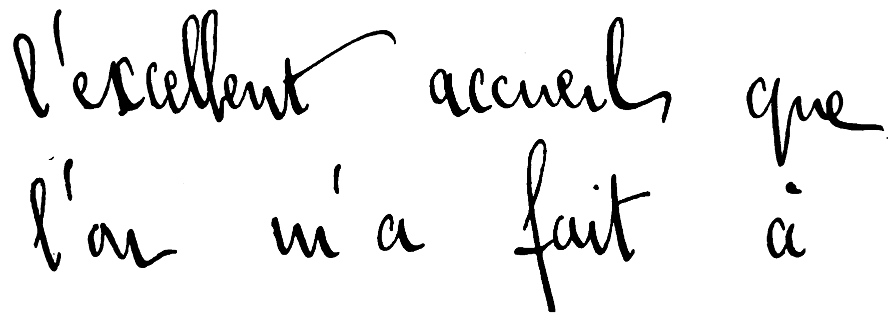


Fig. 68. Künstlich »gespannter« Duktus: H y s t e r i s c h b e d i n g t e W i l l e n s k r a f t.

Die hysterische Selbstvergewaltigung kann aber noch weiter gehen: die vollkommene Unnaivität in jedem wachen Augenblick ist das zweifellos furchtbare Endergebnis. Dieser Zustand ermöglicht oft Unbegreifliches. Irgend eine Wunderlichkeit des Benehmens wird zur sklavisch befolgten Regel erhoben oder gar das absurd Scheussliche waltet als tyrannisches Gesetz.

Es ist jedem Psychiater bekannt, dass neue „Richtungen" des Geschmacks, des Betragens, der Weltanschauung alsbald Zuzug zu erhalten pflegen von seiten pseudoenthusiastischer Hysteriker. Der „Fall Rothe" liegt an der Oberfläche. Wer aber unser Gesellschaftsleben genauer prüfen würde, der stiesse vielerorts auf solche Konventikel von Hysterikern: irgendein findiger Kopf gibt die Parole aus, nach der eine Jüngerschar ihre absonderen Attitüden wählt. Den Hysteriker dieses Schlages verrät die unfreiwillige Komik. Er eignet sich etwa einen starr fixierenden Blick an und wirft mit orakelhaften Banalitäten um sich, die man für „Eingebungen" und „Prophezeihungen" nehmen soll oder er geht mit langwallender Mähne recht als ein Perrückenstock einher, die Miene krampfhaft verzerrt

[49]) Die Schriftprobe Fig. 68 rührt von einer Persönlichkeit her, welche neuerdings als sogenannte »Schlaftänzerin« Aufsehen erregte. Die Graphologie kann nur der Diagnose der Aerzte beistimmen, wonach die hysterische Disposition völlig ausser Zweifel steht. Uebrigens spricht aus der Handschrift z. B. auch Klugheit, Berechnung, praktischer Sinn.

von höhnischem Widerwillen und nennt sich „Genie", „Artist", „der Dichter". Von solcher Verlarvungstendenz kann auch die Schreibbewegung ergriffen werden. Statt sie zu schreiben, beginnt der Hysteriker seine Buchstaben zu zeichnen: wofern er erfinderisch nach eigenem Muster, weit häufiger jedoch mit Anschluss an irgendeine Mode.

Wenn wir zurückblicken auf das Durchschnittsbild der Handschriften vor etwa dreissig Jahren, so finden wir, wo nicht geradezu den sog. kaufmännischen Duktus, so doch jedenfalls alle Symptome einer nach aussen gewendeten Strebsamkeit: Eile der Schreibbewegung, mehr kleine als grosse Federzüge, schräge Grundstriche, Mangel an tieferer Eigenart,

Fig. 69.

etwas pedantische Zeilenführung, regelmässige Druckunterschiede, Sauberkeit und Sorgfalt bis ins einzelne. Fig. 69. Von ihm deriviert der verbreitetere Handschriftentypus auch noch der Gegenwart, nur dass er erheblich dahinter zurückbleibt an starrer Korrektheit sowie an Festigkeit des Ge-

Fig. 70.

samtgefüges. Fig. 70. Der labile Fadenduktus erscheint solcherart als das natürliche Ergebnis des allmählichen Verbrauchs und der Verflüchtigung jenes „fortschrittlichen" Merkantilismus, der den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ihr Gepräge gab. Daneben aber

taucht nun auf und verbreitet sich mehr und mehr, was gerade umgekehrt auf den sich vertiefenden und vorwaltend „innerlichen" Charakter wiese, ein ganz entgegengesetztes Bild: die stilisierte Steilschrift. Ist sie das Zeichen neu einschiessender Gestaltungskraft oder etwa ein irreführendes Kleid, ein lügnerischer Aufputz, hinter dem sich der nämliche Fäulnisprozess verbirgt und gleichsam „häuslich einrichtet"?

Obwohl Handschriftenzeichner meist nur schlechte Kopien altertümlicher Vorlagen liefern, waren wir anfangs dennoch geneigt, die Frage im günstigen Sinne zu entscheiden. Wir kannten noch nicht die Gabe des Hysterikers, in einer prahlerischen Attitüde kataleptisch zu erstarren. Wir nahmen dergleichen für echte Kunst, für ein sich selbst beherrschendes Vermögen des Formtriebs. Darüber vollständig umzulernen, sahen wir uns erst in dem Augenblick gehalten, wo wir die gewiss überraschende Wahrnehmung machten, dass die pretiösesten Stilisierungen häufig von Personen stammen, die in unbewachten Momenten einen durch und durch labilen Duktus erzeugen von wahrhaft erbarmungswürdiger Schwächlichkeit. Wir begriffen mit einem Schlage, was hier sich begibt: nicht ein Formtrieb bändigt Bewegungsfülle, sondern die Unreife und Direktionslosigkeit sucht nach einem Halt, der sie vor allzu verräterischen Entgleisungen schütze.

Seither sind wir dem Gedanken nachgegangen und haben entdeckt, dass der modische Hang, die Handschrift zu stilisieren in kaum erwartetem Umfange hysterisch bedingt ist.[50]) Da wir dies zum Gegenstand einer selbständigen Arbeit machen, müssen wir vorläufig auf näheres Eingehen verzichten. Wir werden auf Grund eines grossen Materials den Nachweis erbringen, dass zu stilisierten Steilschriften ganz ungewöhnlich oft verarbeitet wird das dazu gegensätzliche Material eines dem kaufmännischen

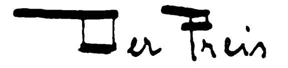


Fig. 71. Künstliche Handschrift.

verwandten Fadenduktus. Wir werden zeigen, wie aus der künstlichen Uebermalung zwar nicht immer, aber doch häufig der echtere Untergrund dennoch hervorleuchtet. Fig. 71 gibt ein wenig prägnantes Bei-

[50]) Selbstverständlich ist nicht das Stilisieren als solches ein Zeichen von Hysterie. Wir sehen es allgemein geübt in der Periode vorherrschend nach innen gewendeter Kulturen: so z. B. von den Mönchen im Mittelalter. Verdächtig wird es erst bei ganz bestimmten Begleitmerkmalen, in denen sämtlich ein Widerstreit zwischen Hang und Absicht zum Vorschein kommt.

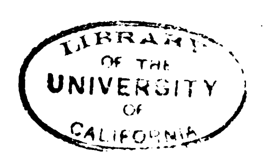
spiel, wo neben der Künstlichkeit der Majuskeln in den Kurzbuchstaben der natürliche Duktus fast unberührt erhalten blieb.

Nicht ohne Grund wurde die Diagnostik der Hysterie einigermassen ausführlich erörtert. Man muss sie kennen, um nicht gefährlichen Trugschlüssen zu erliegen. Eine Zeit, die wie die unsere mit den feierlichsten Worten und Gebärden ein marktschreierisches Spiel treibt, wird im Zuschauer allmählich jene Kälte und bösartige Feinheit des Misstrauens züchten, vor der am Ende auch die prunkendste Täuschung nackt wird. So beschwört sie selbst ihren mächtigsten Widersacher: die Wissenschaft von den Naturgesetzen der Falschheit. Ein Kapitel daraus haben wir abgehandelt. —

Fig. 72. Handschrift einer ausdrucksunfähigen Persönlichkeit.

Ueber die Graphologie des gewöhnlichen Ausdrucksunvermögens fassen wir uns kurz: Da es aus früher eingehend erörterten Gründen fast immer verquickt ist mit einer Erhöhung der Aeusserungsschwelle, so pflegt das graphische Bild dem Typus der „unexpressiven" anzugehören. Wie schon Busse zutreffend hervorhob, werden es demgemäss weniger gemütliche als intellektuelle Eigenschaften sein, die in den mehr oder minder schulmässigen Zügen ausdrucksschwacher Personen immerhin noch zur Geltung kommen. Die relativ beträchtliche Vereinfachung der Buchstabenformen und die grosse Klarheit in der Anordnung der Wörter müsste in der Tat den Gedanken nahelegen, dass z. B. der Schreiber von Fig. 72 — beiläufig gesagt ein Gelehrer — doch wohl ein höheres Mass von seelischer Eigenart besitze, als aus dem übrigens wenig physiognomievollen Bilde seiner Handschrift zu sprechen scheint. Gleichzeitig tritt durchweg die Tendenz zum Arkadenduktus und zwar in solcher Stärke auf, dass sie sogar den meist entgegenstehenden Hang nach kalligraphisch scharfer Winkelbindung, man möchte sagen, „einverleibt": wie denn überhaupt die verdeckte Verbrecherhandschrift, die wir im vorigen Kapitel (Fig. 42)

wiedergaben, auch schon alle Kriterien verminderter Ausdrucksfähigkeit enthält. Die „Farbe des Unterirdischen", um mit der ausmalenden Wendung Nietzsches zu reden, liegt auf den Expressionen, so des „Verschlagenen" als jener „stummen" Naturen, denen die moralistische Disziplin des Christentums das Zeichen der Unfreiheit organisch eingeprägt; und die am meisten typische Art des „Verbrechers" ist neben der Hysterie vielleicht nur die zweite Grunderscheinungsform, wie ein durch habituelle Unterdrückung arg misshandelter und in einem tieferen als dem heute üblichen Sinne „entarteter" Lebenstrieb sich aktiv schadlos hält.



Vierter Abschnitt.

Graphologische Deduktionen.

I. Kapitel: Kritik der Theorie vom „Zeichen".

Was dem Nicht-unterrichteten meist eine unübersteigliche Schranke dünkt: die erfahrungsgemäss vorhandenen Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter plausibel zu machen: eben das ist die leichteste, es ist, dürfen wir sagen, diejenige Aufgabe der Graphologie, welche in absehbarer Zeit ihrer vollständigen Lösung entgegensieht. Dass man bisher noch nicht viel sichere Resultate verzeichnete, hat seinen Grund vorzüglich in einer falschen Methode, die wieder aufs engste zusammenhängt mit einer irrtümlichen Gewohnheit des allgemeinen Urteilens und Denkens.

Wir erinnern uns noch einmal der Deduktionen von Preyer. Er unterscheidet zwei funktionsphysiognomische Typen: solche, deren unwillkürliche Bewegungen sich plötzlich oder stossweise folgen und solche, deren Bewegungen in einander übergleiten. Diese müssen unbewusst eine kurvenreiche, jene eine winkelreiche Handschrift erzeugen. Der Zusammenhang besteht unfraglich. Ein Mensch mit ausgeprägt winkeliger Handschrift weist im allgemeinen eckige, einer mit runder Handschrift auch übrigens fliessende Bewegungen auf. Aber welche Schlüsse wagt Preyer daraus zu ziehen! Da ist der eine die personifizierte Herzensgüte, Milde, Sanftmut, der andere strotzt von Egoismus, Brutalität und Grausamkeit. Gedenkt man nicht jener Romane der 70er und 80er Jahre (und nicht zuletzt der Indianergeschichten), wo dem Helden die Barmherzigkeit und Liebe aus allen Poren leuchtet, indes der Bösewicht selbst in freundlichsten Augenblicken nicht umhin kann, durch Stirnerunzeln, heimliches Händeballen, hörbares Zähneknirschen, verdächtiges Augenrollen oder den ostentativsten Heuchlerblick darzutun, dass er ein arges Innere gewaltsam zu bemeistern habe! Man begreift wohl, wo diese Physiognomik zu wenig und wo sie

zuviel in die Schule ging: sie interpretiert das Leben mit Erfahrungen, die sie vom Theater hat.

Das Fehlgreifende ihrer Folgerungen lässt sich leicht noch etwas genauer bestimmen. Hartherzigkeit kann durch schroffe Bewegungen zum Ausdruck kommen, aber sie muss es nicht. Stossende Bewegungen wiederum können unter anderem ein verhärtetes Gemüt anzeigen, aber gewiss nicht nur das! Insbesondere, was uns hier vornehmlich beschäftigt, ist der Schluss von der Qualität der Aeusserung auf die Qualität des Charakters ein viel zu spezieller. Ja, indem man des unmittelbaren Nachweises für fähig erachtete gerade jene „Eigenschaften“, um die es dem praktischen Menschenkenner zu tun ist, vergriff man sich bereits im Ansatz.

Hier dürfte eine allgemeinere Erwägung am Platze sein. Der Prozess in uns, der einen Wahrnehmungsinhalt bis zur unlösbaren Einheit verkettet mit der Vorstellung eines geistigen Inhalts, entzieht sich durchaus der Kontrolle des Bewusstseins. Wir glauben jemandem alle möglichen Eigenschaften „anzusehen“. Allein dergleichen wird nicht wahrgenommen, es wird unbewusst erdeutet aus „Mitgefühlen“, die ohne unser Zutun jedes Wahrgenommene begleiten. Mit der „Erscheinung“ ist für uns sofort auch ihr „Sinn“ gegeben, kraft dessen wir sie getragen denken von spezifischen Strebungen, Tendenzen, seelischen Qualitäten. Wir finden solches Urteil in unserem Geiste fertig vor und es verrät uns garnichts von seinen Prämissen. Gesetzt nun, dass wir uns auf den Hergang besinnen wollen, so ist ein Trugschluss gewöhnlich, den wir am besten an einem Beispiel erläutern. Was soll nach Volksmund und Sprichwort dem Menschen nicht alles „aus den Augen schauen“; aber wie wenig lässt sich bei verdecktem Angesichte in Wahrheit aus den Augen entnehmen! Der Fall ist typisch. Wirklich getragen wird die intuitive Auslegung stets von einem mehr oder minder unbestimmten Gesamteindruck. Die aus ihm gewonnene „Bedeutung“ legt sie unbewusst auch jeder Einzelheit unter: weshalb denn diese niemals als solche aufgefasst wird, sondern nur im Zusammenhange eines sinnvollen Ganzen. Hier liegt die Quelle zahlreicher Beobachtungsfehler und Vorurteile. Das Ganze eines Menschen macht etwa so sehr den Eindruck der Entschiedenheit, dass wir jeden einzelnen Zug seines Aeussern räumlich überschätzen. Bei dem Versuche, die Gesichtsformen eines abwesenden Bekannten zu zeichnen, wird man nicht nur eine allgemeine Unsicherheit, sondern auch dies bemerken, dass man in dieselben fälschend hineinträgt die Vorstellung von seinem Wesen. Ganz besonders sind dem diejenigen Teile ausgesetzt, die irgendwie den Eindruck beherrschen: im menschlichen Antlitz z. B. das immer bewegliche Auge. Darum scheint uns aus ihm allein zu sprechen, was tatsächlich

dem ganzen Mienenspiel entnommen ward, von dem das Auge allerdings ein integrierender Teil ist.

Wie in manchen Sprachen Sätze und Satzbilder den Worten, diese hinwiederum den Lauten vorhergehen, so stehen auch in der Physiognomik am Anfang alles umfassende Sinnbilder und erst eine Stufenfolge analytischer Prozesse führt von ihnen zu den Einzelbezügen. Wir können lesen und sollen buchstabieren lernen: dieser Weg ist schwieriger und an Irrungen reicher als der umgekehrte.

Gleich dem Antlitz bildet auch die Handschrift ein Ganzes, in welchem jeder Teil durch alle übrigen bedingt wird, und ebenso wie dort sind wir hier in Gefahr, ein aus dem Ganzen gezogenes Wissen an irgend eine Einzelheit zu binden. Hartherzigkeit etwa erschlösse man nur aus einem Komplex von Bewegungen. Nichtsdestoweniger soll gerade die Eckigkeit der Schrift ihr „Zeichen" sein. Aber Eckigkeit ist eine Abstraktion und wie alle Abstraktionen etwas Grobes, Gewaltsames. Lassen wir selbst die Zwischenformen aus dem Spiel — denn zwischen Winkel und Kurve besteht physiognomisch eine Skala von Uebergängen — so ist der Winkel in der einen Handschrift dennoch weit verschieden vom Winkel in der anderen. Dort steht er zusammen etwa mit grossen, regelmässigen, gespannten Bewegungen, hier mit kleinen, unregelmässigen, spannungslosen. „Jedes Merkmal", so sagten wir im ersten Kapitel des zweiten Abschnitts, „trägt die Farbe aller übrigen, mit denen es gemeinsam vorkommt". Auch dem Winkel als solchem haftet von der Grösse, Regelmässigkeit, Gespanntheit oder umgekehrt von der Kleinheit, Unregelmässigkeit, Spannungslosigkeit der Handschrift an, in der er sich findet. Ja, es ist in ihm die ganze Handschrift, so wie der ganze Körper im kleinen Finger ist.

Angesichts dessen könnte schliesslich jede Analyse aussichtslos und eine wissenschaftliche Behandlung der Physiognomik als Unmöglichkeit erscheinen. Allein das hiesse das Kind mit dem Bade ausschütten. Es gibt mehr oder minder adäquate Abstraktionen. Gesetzt, dass wir im Aufsuchen allgemeiner Merkmale dem Zug der Objekte folgen, so haben unsere Begriffe ein sachliches Korrelat. Es ist kein Akt eines blossen Beliebens, wenn wir z. B. im tierischen Organismus das Knochengerüst für sich betrachten und Reihen bilden auf Grund anatomischer Aehnlichkeiten. Schon weit willkürlicher verführen wir mit einer Anordnung der Tiere nach Eigentümlichkeiten ihrer Oberfläche. — Ausgeprägt eckige Handschriften nun haben bei noch so grosser Verschiedenheit in der Tat ein Gemeinsames, kraft dessen sie einen Gegensatz bilden zu allen ausgeprägt runden. Wir erwarten mit Recht, dass auch den Charakteren ein unterschiedlich Gemeinsames zukomme. Nur müssen wir dies Seelische nicht minder all-

gemein bestimmen. In dem abstrakten Merkmal der Winkelbindung die ganz spezielle Eigenschaft der Hartherzigkeit erblicken wollen, ist kaum weniger unvorsichtig, als wenn man aus der Farbe Violett eines Körpers sofort auf ein Veilchen schlösse. Man kann damit Recht behalten und wird es umso häufiger, je geringer erfahrungsgemäss die Anzahl der Objekte ist, an denen das fragliche Merkmal haftet. Aber man hätte das Richtige nur auf „gut Glück" getroffen und allenfalls mit der intuitiven Geschicklichkeit des Rätselraters. Denn, sowenig das Veilchen durch seine Farbe, sowenig wird der Ausdruck der Hartherzigkeit durch den Winkel umschrieben. Erst unter Hinzunahme weiterer Merkmale ist eine nähere Bestimmung möglich. Die darf aber ferner nicht aus Antrieben einer völlig unpsychologischen Wissbegierde erfolgen, womit wir zum zweiten der obigen Einwände kommen.

In welcher Richtung intuitiver Kenntnisnahme wir am feinsten und sichersten sind, das hängt nicht von der Deutlichkeit ab, mit der ein Seelisches zum Ausdruck gelangt, sondern vorzüglich von der Art unseres Interesses. Wie wenige erst haben ein Auge z. B. für die Sensibilität eines Menschen, indes sie sofort ihm etwa Falschheit anmerken oder die ungleich schwieriger kenntliche Freude an materiellem Wohlergehen! Der Oberkellner, so wurde gesagt, sei ein ausgezeichneter Physiognomist inbezug auf die Zahlungsfähigkeit der Hôtelgäste. Das Beispiel ist grob, aber lehrreich. Nichts wünscht so eifrig der Mensch von seinesgleichen zu erfahren, als ob er sich eines Argen zu versehen habe und allererst auf jedem Gebiete sondert er die Schafe von den Böcken. Minder das Wesen des anderen als seine Nutzbarkeit sucht er festzustellen. Sein physiognomisches Interesse geht dergestalt auf Gruppen und Zusammenhänge, die des inneren Bandes entbehren, und die ihn leitenden Begriffe haben weniger auf die Sache selbst Bezug als auf ihr Verhältnis zu allerlei Nebenumständen. Sie sind daher wissenschaftlich unbrauchbar, was leider noch nicht genügend erkannt wird.

Der Chemiker, der die Stoffe einteilen wollte in essbare und nicht essbare, stiesse auf Widerspruch; dem Psychologen hingegen sieht man es nach, wenn er das populäre Vorurteil von den „guten" und „bösen" Menschen nur wenig verkleidet herübernimmt in seine Unterscheidung der „egoistischen" und der „altruistischen". Als vorwiegend den Gesellschaftswert des Menschen befassend, müssen diese Kategorien teils disparate Charaktere zusammenwerfen, teils eng verwandte auseinanderreissen. Das nämliche Schicksal träfe an der Hand einer moralistischen Abschätzung die Physiognomien. Es gibt einen Ausdruck der Temperamentsform oder etwa der Neidfähigkeit; aber wenig aussichtsvoll wäre es, zunächst nach

der Linie des „Altruismus“ zu fahnden. Wenn praktischer Scharfblick ihn gleichwohl herauskennt (wie der Oberkellner ja sogar die Zahlungsfähigkeit), so beweist das nicht viel mehr für das Dasein eines gemeinsamen Gepräges als es für eine chemische Verwandtschaft der Speisen spricht, dass sie nach dem Zeugnis unseres Gaumens sämtlich wohlschmeckend sind.

In Wahrheit hat man dergleichen auch niemals unternommen. Noch jede Physiognomik ging mit Recht von der sinnlichen Erscheinung und nicht von der Seele aus; noch jede Physiognomik aber auch liess sich im Aufsuchen seelischer Korrelate von den volkstümlichen Wertbegriffen leiten: woraus sich der tiefere Grund der Unvollkommenheit ergibt, die beinah aller Psychodiagnostik und nicht zuletzt den Preyerschen Deduktionen graphischer Zeichen anhaftet. — Was er als psychische Ursache eines handschriftlichen Merkmals mehr vermuten lässt als wirklich aufzeigt, scheint ihm nur ein Anlass zu sein, um zwischen guten und schlechten Eigenschaften die Wahl zu treffen. Statt das wirklich Begründete in seinen Folgerungen festzuhalten, verlässt er es in der Richtung, sei es löblicher, sei es tadelnswerter Charakterzüge : dergestalt an einander reihend, was nicht so aus sachlicher Aehnlichkeit als um der Schätzung willen zusammen passt, die es gemeinhin zu geniessen pflegt. So werden nicht allein viel zu spezielle Eigenschaften, sondern diese auch noch aus einem falschen Gesichtspunkte aufgezählt. Mag die Auslese immerhin grobe Fehlgriffe mit psychologischem Takt vermeiden, so bleibt sie doch jedenfalls ein Ergebnis der Willkür und ermangelt gerade dessen, worauf es ankam: der logischen Beweiskraft. Einen Vorwurf deswegen verdient nicht so sehr Preyer als jene Reichtung das allgemeinen Urteils, die, wie sich zeigen wird, in versteckterer Form auch heute noch das psychologische Denken beherrscht. — Daneben tritt meist noch ein anderer, wenn auch minder folgenschwerer Missgriff hervor.

Man dürfe erwarten, so sagten wir, dass festen „Eigenschaften“ der Bewegungsweise solche des Charakters entsprächen; es käme nur darauf an, diese nicht weniger abstrakt zu definieren als jene. Nun weiss man aber, dass, wo Wärme ist, nicht notwendig Feuer sein muss, da mechanische Arbeit, Elektrizität oder Licht ja ebenfalls Wärme erzeugen. Aehnlich sind auch Eigenschaften der Physiognomie in den seltensten Fällen eindeutig. Schon die Wahrnehmung, dass manche sehr verschiedene Affekte ein und selbst mehrere Merkmale mit einander gemein haben (Freude und Zorn z. B. das Tempo ihres Ablaufs), sollte von vornherein den Gedanken wecken, an eine mögliche Vielheit der Ursachen. Statt dessen wollte man stets die oft weit auseinander gehenden Charakterzüge, für welche nach dem Zeug-

nis der Erfahrung ein Merkmal der Handschrift Symptom sein kann, auf einen Grundsinn zurückbeziehen. Dadurch geriet man in die grössten Schwierigkeiten, was ein Beispiel beleuchten möge.

Die habituelle Eckigkeit der Formen, um auf mehrfach Berührtes zurückzukommen, zeugt unmittelbar von einem gewohnheitsmässig plötzlichen Absetzen intendierter und einem ebenso plötzlichen Wiedereinsetzen neuer Impulse: was seinen Grund hat in mindestens zwei von einander völlig verschiedenen Dispositionen des Charakters. — Es ist erstens der Ausdruck psychischer Gespanntheit. Wer heftig etwas erwartet, wer sich „zusammennimmt", in wem das Gefühl des Zornes aufsteigt, wer mit Leidenschaft einen Entschluss fasst, wer zähe bei einem Entschluss beharrt: ein solcher neigt eher zu plötzlichen, ruckartigen als zu fliessenden Bewegungen. Prädisponiert dafür ist folglich der heftige, impulsive, temperamentvolle Mensch, nicht minder der willenskräftige und entschlossene, ferner der zähe, beharrliche, ausdauernde und schliesslich der reizbare, eigensinnige. Es kann aber ferner — und damit öffnet sich eine ganz andere Perspektive — den Konflikt der Motive begleiten und solchenfalls bei dauernder Wiederkehr zurückweisen auf die Charakterqualität der Zwiespältigkeit, Widersprüchlichkeit, Zerrissenheit, deren speziellere Voraussetzungen mit der Reihe der obigen eher divergieren. Ausdauer z. B., Widerstandskraft, „Temperament", mit denen sämtlich ein Zustand der Spannung einhergeht, stimmen nicht eben gut zu disharmonischer Gemütsverfassung oder haben doch nichts Wesentliches mit ihr gemein. Der Versuch, die aufgezählten Eigenschaften unter einen einzigen Begriff zu bringen, wäre mithin aussichtslos.

Im Vorstehenden liegt ein weiterer Grund für die Unmöglichkeit, eine Beziehung notwendiger Abhängigkeit herzustellen zwischen ganz speziellen Eigenschaften der Person und isolierten Zügen ihrer sinnlichen Erscheinung. Wüssten wir von jemandem nur, dass seine Bewegungsweise eine vorwaltend eckige sei, so hätten wir zwischen mindestens zwei „Grunddeutungen" die Wahl, deren jede uns hinwiese auf eine eigentümliche Gruppe von Charakterzügen. Nicht nur also, dass die psychischen Korrelate eines körperlichen Merkmals fast in dem Masse zahlreicher werden, aus einem je konkreteren Gesichtspunkte wir es betrachten, sondern sie können selbst ganz verschiedenen Gattungen angehören, die unter einander durch garnichts verbunden sind. Solcher Gattungen werden, bestimmter gesagt, genau soviele vorhanden sein, als es für das fragliche Merkmal unmittelbare Ursachen gibt: d. h. aber Grössen, von denen es niemals gewiss ist, ob wir sie völlig erschöpften. Es wäre etwa denkbar, dass die Eckigkeit der Bewegungen in gewissen Fällen einer Vorliebe des Geschmacks

für scharf gezeichnete Formen entspringe, die ihrerseits möglicherweise zurückginge auf eine abermals andere Gattung von Charakterzügen.. Und so könnte es endlich Agentien geben, die sich unserer Erwägung vorläufig überhaupt entzögen. Daraus folgt für die Form physiognomischer Deduktionen ein Prinzip, mit dem wir diese vorbereitende Erörterung beschliessen wollen.

Die deduktive Herleitung eines graphischen und schliesslich jedes Ausdrucksmerkmals aus einem allgemeinen Zuge des inneren Geschehens hat, streng genommen, immer nur bedingte Gültigkeit. Sie führt den Beweis, dass irgend eine Zuständlichkeit des Bewusstseins, sofern sie sich äussert, diejenige Abwandlung der Funktionen bewirken müsse, deren Sinn in Frage steht; aber sie lässt es unentschieden, ob keine andere dasselbe zu leisten vermöge. Sie stellt das psychische Korrelat nicht als die einzig denkbare, sondern nur als eine zweifellos m ö g l i c h e Ursache des physiognomischen Merkmals hin. Wenn auch selbstverständlich bestrebt, alle wirkenden Kräfte in Anschlag zu bringen, bleibt sie doch eingedenk, dass es vorderhand für erreichte Vollständigkeit kein absolutes Kriterium gibt. Als mit der Möglichkeit noch verborgener Ursachen rechnend, wird sie dem Praktiker nicht selten die Pflicht zu entsprechend vorsichtiger Fassung seiner Urteile auferlegen.[51])

II. Kapitel: Sinn und Technik des deduktiven Verfahrens.

Unsere Aufgabe, die Handschrift, sofern sie expressiv, zu begreifen durch Wiedereinfügung in das Gesamtbild der Persönlichkeit, vereinfacht sich in doppelter Hinsicht. Aus dem Ganzen des Ausdrucks fällt für uns alles fort, was nicht zur Statik und Dynamik der Funktionen gehört. Auch sein Geruch, der Glanz seiner Augen, der Klang seiner Stimme verrät ja und bezeichnet den Menschen: welches alles zur Handschrift keine unmittelbare Beziehung hat. — Ferner meiden wir den methodischen Fehlgriff, die Mimik zusammenzuwerfen mit der bewusstlosen Hälfte des körperlichen Lebens. So gewiss zwar an der Physiognomie des Menschen ebenfalls teilhat, was für gewöhnlich der Belichtung durch den Geist entzogen bleibt, wie Herzschlag, Tonus der Blutgefässe, Peristaltik des Darms etc.,

[51]) Jeder graphologische Diagnostiker kann aus seiner Handschriftensammlung eine kleine Anzahl solcher aussondern, welche, man mag sie betrachten, wie man will, charakterologisch irreleiten. Teils wird er die Ursache davon in jenen Störungen und Verschiebungen des Ausdrucks erblicken dürfen, von denen wir im vorigen Abschnitt ausführlich gehandelt haben, teils jedoch werden sie völlig unerklärlich sein. Diese Fälle sollte man genau untersuchen; denn höchstwahrscheinlich würden sie zurückleiten auf noch unerwogene, weil seltene Herkunftsmöglichkeiten gerade für solche Schrifteigenschaften, deren symptomatischer Wert um so weniger zu Fragen und Zweifeln Anlass bot, als er bereits nach jeder Richtung hin durchdacht schien. Weit entfernt, die graphologische Symptomatik zu erschüttern, dürfte die genauere Erforschung solcher Fälle vielmehr zu ihrer definitiven Vollendung führen.

so gewiss doch liegt nicht in ihm schon der Grund der Bewegungseigenart, welche die dem Willen unterworfenen Organe zeigen. Die Theorie der sog. Ausdrucksbewegungen wird daher genau nur soweit Beachtung finden, als sie zugleich Theorie der geistigen Vorgänge ist.

Aber auch an der solcherart eingeschränkten Ausdrucksform treten zwei Seiten hervor, deren jede ihre eigentümliche Begründung fordert. Die Gebärde passt sich für jede Sinneszone einem inneren Muster an und ihre Gesetze werden ergänzt und damit erst abgeschlossen durch die, welche die Wirksamkeit dieses Musters betreffen. Die behandeln wir als das „persönliche Leitbild" besonders.

Wir geben in Kürze den Urtatbestand, auf dem die ganze Physiognomik ruht. — Keine Handlung ist etwas durch und durch Bewusstes. Das Wollen determiniert, aber es beleuchtet nicht die Bewegungsabfolge, die es hervorruft. Beim Ergreifen eines Buches etwa sehen wir deutlich vor Augen kaum wesentlich mehr als die vollendete Tatsache: das will sagen den *Endpunkt* eines Weges, der uns teils „gewohnt", teils sogar völlig unbekannt ist. Zahlreiche Zwischenakte, veranlasst zwar und insofern bestimmt durch den Gedanken, werden von keinen anderen Kräften ins Werk gesetzt, als die auch dem unwillkürlichsten Vorgange unterliegen. Wenn Bewegungen überhaupt expressiv sein können, so sind es notgedrungen alle. Da Expressionen aber einem lebendigen Ganzen entstammen, ausserhalb dessen sie keine Möglichkeit des Daseins hätten, so gilt: *in jeder Bewegung liegt die persönliche Ausdrucksform.*[52])

Das Ganze trägt und umschliesst seine Teile. Ist jenes da, so müssen auch diese zu fassen sein. Den „Eigenschaften" der Persönlichkeit müssen solche der Ausdrucksform zur Seite stehen: *jede Bewegung des Menschen ist differenzierbar nach seinen Charakterzügen.*

Wenn solche Sätze zwischen Unwillkürlichem und Gedanklichem die Grenze zu verwischen scheinen, so erinnern sie in Wahrheit, an was wir zu vergessen pflegen: dass die „Persönlichkeit" in jeder Handlung des Menschen ebenso ganz und ungeteilt gegenwärtig ist wie etwa sein Körper. Eine jahrtausendelange Gewöhnung der Geister hat uns, was immer vom Menschen geschieht, zu deuten gelehrt aus dem Gesichtspunkt der Zweckmässigkeit. Sie hat unsern Scharfblick verhundertfältigt für die Wahrnehmung des Absichtlichen und lässt uns am Ende jenen Lieblingsgedanken der Philosophen glaubhaft erscheinen, dass die Weltgeschichte selber einen Plan, eine „Idee" realisiere. Aber sie verlieh uns solche Vor-

---

[52]) Siehe Anhang VII.

züge nicht ohne Auferlegung einer mindestens gleich schweren Einbusse: wir verloren im selben Masse an Schärfe und Auslegekunst der Sinne. Wie der Tag den Himmel nur dadurch wölbt, dass er mit seinem Glanze den ungeheuren Raum verdeckt, so hat der immer bereite Gedanke an den Zweck uns jede Bewegung und letzthin das Geschehen überhaupt „klar" und verständlich gemacht, indem er uns den weitaus grössten Teil davon aus den Augen rückte. Und wie die Sterne hervortauchen bei abgeblendetem Sonnenlicht, so wird hinter seinen Absichten der Mensch wieder sichtbar, sobald wir das Licht jenes Gedankens zu dämpfen lernten.

In der Tat gibt es auch heute noch solche, für die es genügt, dass jemand zu ihnen ins Zimmer trete, um ihn vollständiger und tiefer zu erraten als sich „Bekannte" durch jahrelangen „Verkehr" zu ergründen pflegen. Die Anlage dazu schlummert in jedem unverbildeten Kinde und gelangt unter „Naturvölkern" oft zu hoher Entfaltung, indes sie bei uns allerdings meist früh verkümmert. Dass sie ein Geschenk der Sinne und der Unbefangenheit zumal des „Schauens" ist, bezeugt mit dem Terminus „Intuition" auch die Sprache. Den Intuitiven steht freilich das ungleich grössere Heer der geistigen Utilitarier gegenüber, die keine Seelenhässlichkeit der Züge, ja kaum noch widriges Gebrest bemerken, geschweige denn daran Anstoss nehmen, falls nur Worte und Taten nicht Anstoss geben. Die Bereitschaft, über der Wahrnehmung eines „guten" oder eines „bösen Willens" für die Persönlichkeit blind zu sein, bildet nur einen Zug im grossen Abkehr- und Abstraktionsprozess, durch den wir die antike Leibesfreude mit einer zweifelhaften „Nächstenliebe" vertauschten.

Ob auch die Bewusstseinstatsachen einstweilen die letzte Instanz bleiben müssen, vor der sich jedes Urteil über den Charakter zu legitimieren hat, so leuchtet doch ein, dass die physiognomischen das wahre Organon der Entdeckung sind. Der Charakter ist die ununterbrochen bestehende Bedingung des individuellen Erlebens durchaus nur im Sinne eines Systems spezifischer Möglichkeiten, nicht aber wird er in jedem Erlebnis gleichermassen aktuell. Wir können „Eigenschaften" besitzen, ohne auch nur selbst davon zu wissen. Sogar starken Trieben in uns fehlt es durch Jahre vielleicht an Objekten der Motivation, um in Taten hervorzubrechen. Wie mancher erfuhr erst aus dem seltenen Anlass einer Liebesleidenschaft, welchen Grades von Eifersucht er fähig sei! Wie mangelhaft wird vollends unsere Kenntnis vom andern bleiben, wenn wir nur nach seinen Handlungen urteilen! Die deutbare Körperlichkeit aber hält uns jederzeit alles entgegen: Entfaltetes und Unentfaltetes. Sie lässt uns Wandlungen bemerken, wann sie im Geiste des Betroffenen kaum erst ihre vorauseilenden Schatten werfen. Während das wollende und meinende Wesen

des Menschen Gewohntes noch ahnungslos weiterspinnt, kündet sich in Blick und Mienen, in Stimme, Gang und Haltung schon ein kommendes Neue an: zuweilen beglückende Wiedergeburt, öfter unabwendbarer Verfall, gleich dem Alter, das aller Widerstände spottend unerbittlich seine Furchen gräbt. Indem physiognomischer Blick auch Prognosen ermöglicht, ähnelt er der Prophetie: wie denn Intuitive oft etwas v o r a u s zusehen scheinen, indes sie in Wahrheit freilich nur n i c h t ü b e r sehen, für was die wenigsten ein Auge haben.

Intuitive Einsichten sind nun zwar nicht schon Wissenschaft, wohl aber ein Boden, aus dem sie herauswächst. Was wir „im Gefühl" haben, das wird sich auch begreifen lassen. Die Aufgabe der Physiognomik besteht in nichts anderem, als das Gefühl an der Hand des erzeugenden Ausdrucks erst zu zerlegen und alsdann aus begriffenen Teilen wieder aufzubauen. Sie bringt uns nicht eigentlich Neues, sondern nur Altes auf neue Weise. Wir machen durch sie ein Stück instinktiven Wissens zu unserem geistigen Eigentum.

Solcher Aufgabe dienen einige Hilfen und Kunstgriffe. Von selbst versteht sich, dass die Analyse von mehreren Funktionen stets die unwillkürlichste bevorzugt, die zwar denselben Inhalt, ihn aber „sprechender" zum Ausdruck bringt. Als willkür-entkräftend kennen wir in erster Linie die „Gewohnheit", welche im höchsten Masse Gang und Gestikulatur und günstigenfalls beinahe ebenso stark die ungleich kompliziertere Bewegung des Schreibens beherrscht, daher die Handschrift fraglos den „leichtesten" Gegenstand der Physiognomik bildet. Ausser der Gewohnheit wirken gleichfalls automatisierend die in physiognomischer Hinsicht meist ziemlich überschätzten A f f e k t e. Während aber jene nur die Macht des Beliebens herabsetzt, fügen diese ein Neues dafür ein, das oft kaum minder transitorisch ist. Durch speziell sog. Ausdrucksbewegungen offenbart sich die P e r s ö n l i c h k e i t nicht besser als durch Handlungen. Im Affekt Geäussertes für schlechthin wahrer und bezeichnender zu halten, ist ein Irrtum, welcher aus derselben Quelle stammt wie die Verwechslung des Wesens mit dem Wollen. Die Sprache urteilt richtiger, wenn sie den Menschen von affektiven Zuständen „ergriffen", „beherrscht", ja „überwältigt" sein lässt. Von Furcht oder Schrecken ü b e r w ä l t i g t sind denn die verschiedensten Personen einander tatsächlich gleich, und der Verbrecher unterscheidet sich kaum mehr vom Heiligen. Das Gefühl der Unbegreiflichkeit einer Handlung gegenüber, die man in der Blindheit des Affekts verübte, ist mehr als nur analog dem Verwandlungsgefühl des Erwachens und jedenfalls gleich ihm eine Folge des „Wieder-zu-sich-kommens" aus relativer Selbstentfremdung. — Der psychodiagnostische Wert

der Affekte liegt wo anders: sie geben für deduktiv gewonnene Sätze ausgezeichnete Kriterien ab. Davon wird weiter unten zu sprechen sein.

Inzwischen bietet sich Gelegenheit, einige Worte vom physiognomisch fruchtbaren Moment zu sagen. Inbezug auf geflissentliche Formung der Schriftzüge wurde im Abschnitt über die Willkür dargetan, dass wir durch Häufung des Materials sie zwar einesteils nach Möglichkeit auszuschalten, zum andern aber ihre Grösse zu ermitteln hätten, indem die formende Kraft ja ebenfalls aus dem Charakter stamme. Aehnliches gilt für die Affekte. Es kann einer von Natur mehr dem affektiven oder mehr dem Willenstypus angehören. Jenem ist es gemäss, von einer Wallung ergriffen zu sein, diesem läuft es zuwider. Freiheit und „Fluss" des Ausdrucks wird bei dem einen durch Emotion gewinnen, durch völlige Nüchternheit verlieren; bei dem andern ist es gerade umgekehrt. Den „impulsiven" Charakter lernen wir besser in der Erregung, den Willensmenschen besser in der Ruhe kennen. Noch ein anderer Punkt ist hier zu berühren, der allerdings für die Graphologie vorherrschend negative Bedeutung hat. Auch ihrer Qualität nach können affektive Zustände dem Charakter bald entsprechen, bald widersprechen und daher sowohl die höchste Entfaltung der Ausdrucksform herbeiführen als auch ihre tiefste Verdunkelung. Ein reizbarer Mensch kommt bei einigem Unwillen erst wahrhaft zu sich selbst; kleine Gelegenheiten zur Entrüstung geben seinem Ausdruck erhöhte Schwungkraft. Der Sanftmütige hingegen wird vom Aerger aus dem Gleichgewicht gebracht, daher schon gelinder Groll seine Züge entstellt. Im grossen und ganzen wird man von affektiven Momenten nicht weniger abzusehen haben als vom Zweck der Bewegung, um ihrer Ausdrucksform inne zu werden.

Neben den psychischen muss die Analyse die explikativen Momente der Bewegung in Rücksicht ziehen. Als auf die Führung der Sinne angewiesen wird sie erfolgreicher dort einsetzen, wo der Ausdruck mehr in Teilfunktionen auseinander geht. Bei weitem den grössten Reichtum an Bewegungen aber bieten unter allen Organen Antlitz und Hände. Zumal die Handschrift stellt einen äusserst differenzierten Niederschlag der persönlichen Gebärde dar und zeigt uns manche ihrer Formen in klarer Geschiedenheit, von deren Dasein wir ohne sie wohl schwerlich etwas wüssten. Die allgemeine Wissenschaft vom Ausdruck hat denn mehr von der Graphologie zu lernen als diese von ihr.

Ueber die Grundform einer graphologischen Deduktion kann nach dem Vorausgegangenen kaum noch ein Zweifel bestehen. Wir gehen daher ohne weitere Erklärung zu einem Beispiel über: der von Meyer herrührenden Ableitung des habituellen Steigens und Fallens der Zeile.

Ausser etwa in verstellten Handschriften sind beide Merkmale wohl unter allen Umständen unwillkürliche und lassen sich nur schwer unterdrükken. Der Wunsch, die gerade Zeile einzuhalten, zieht fast regelmässig die von Meyer treffend als „dachziegelförmig“ bezeichnete Anordnung nach sich, wo die Wörter oder Silben geradzeilig zwar beginnen, unter- oder überzeilig aber enden. Fig. 73. Auch gibt es noch zahlreiche Varianten, wie namentlich die konkave und die konvexe Zeile, für welche sämtlich die Praxis ihre Deutungen hat. Fig. 74. In ihnen allen realisiert sich das individuell abgewogene Verhältnis zweier Tendenzen: der Tendenz zur Beugung und der Tendenz zur Streckung des schreibenden Armes. Wir betrachten vornehmlich die Abduktion.

Fig. 73. „Dachziegelförmig“ fallende Zeile.

Meyer unterscheidet sehr richtig zwischen Streckung überhaupt und Streckung speziell nach vorn. Hinsichtlich dieser genügt es, sie mit verwandten Bewegungen zu parallelisieren, um sicher zu wissen, dass sie dem fortschreitenden Streben eignet. Wir beugen den Oberkörper weiter als nötig vor, wenn das Schauspiel uns fesselt; wir schreiten unbewusst rascher und rascher aus, wenn das Ziel uns lockt; wir greifen heftiger nach dem Gegenstande, den zu besitzen uns lebhaftes Vergnügen macht. Der Zustand des strebenden Fortschreitens wirkt auf den schreibenden Arm als beständiger Anreiz, sich weiter und weiter vom Kör-

Fig. 74. Steigende (flach konvexe) Zeile: Begeisterungsfähigkeit.

per zu entfernen: die Zeile steigt.[53]) Ein solcher Zustand aber ist wenn nicht immerfort da, so doch immerfort aus geringen Anlässen bereit zu entstehen in allen intensiv „strebsamen" Charakteren. (Vergl. Fig. 74 und 75) Damit findet, streng genommen, die Deduktion ihren Abschluss. Von den Mitteln, sie zu bewahrheiten, wird noch die Rede sein.

Es liegt natürlich nahe, Umschau zu halten, welche konkreteren „Eigenschaften" eine derartige Strebsamkeit veranlassen könnten. Die Praxis hält uns etwa Unternehmungslust, Planreichtum, Ehrgeiz entgegen: Dispositionen, in deren jeder ein wichtiger Grund zum Streben beschlossen läge. Ihrer mehrere aufzufinden, dürfte nicht schwer halten, gehört jedoch in einen anderen Gedankengang.

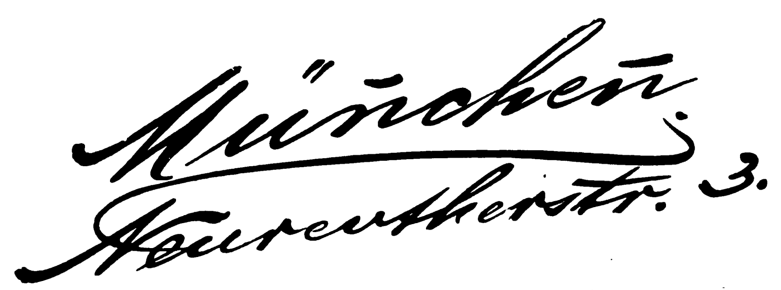


Fig. 75. Steigende Zeile: Strebsamkeit.

Unser Beispiel schickt sich zur Illustrierung auch der möglichen Vielheit der Ursachen. In der Streckung nach vorn kann ein noch Allgemeineres, nämlich die Streckung überhaupt, zur Erscheinung kommen, deren Sinn freilich schwerer erfühlt und bewiesen wird. Unter Heranziehung ihres Gegenteils, der allgemeinen Beugung, urteilt Meyer, dass sie mit einem Vorwalten freudiger, die Tendenz zur Beugung umgekehrt mit dem Vorwalten trüber Stimmungen einhergehe.[54]) Die gewohnheitsmässig steigende Zeile würde darnach dem andauernd freudig Gestimmten, dem von Schopenhauer sog. Eukolos, die gewohnheitsmässig fallende Zeile dem typischen Dyskolos natürlich sein, was sich empirisch in weitem Umfange bestätigt. So gibt Fig. 77 eine jugendliche Schriftprobe der gleichen

[53]) Man kann solchen »Anreiz«, wie es auch Meyer (Berichte 1988 Neudruck S. 1—9) im Anschluss an C. Lange (»Ueber Gemütsbewegungen«) tut, weiterhin physiologisch interpretieren durch die sog. latente Innervation. Wir gehen darauf jedoch prinzipiell nicht näher ein, weil bei graphologischen Herleitungen physiologische Mittelglieder durchaus entbehrlich sind.

[54]) Es heisst genauer darüber bei Meyer (Ber. 1898 Neudruck S. 3): »Analysieren wir die für heitere Gemütsstimmung charakteristische Ausdrucksbewegung etwas näher, so finden wir: der ganze Körper ist gewissermassen zur Inempfangnahme eines angenehmen Reizes vorbereitet. Auge, Mund, kurz alle Eingangspforten für die Aussenwelt sind geöffnet; die Arme sind aufwärts gehoben, vorgestreckt und ein wenig auseinander gebreitet. Gerade umgekehrt sitzt ein verdrossener, missgestimmter Mensch da. Als ob er jeglichen Reiz von sich abhalten wollte, senkt er die Brauen und Lider, hält die Lippen aufeinander gepresst, der Körper ist gekrümmt, Arme und Beine angezogen.«

Persönlichkeit, von der auch Fig. 74 stammt. Da inzwischen die Schwermut der Uebergangsjahre einer geistig pointierten Strebsamkeit gewichen ist, so hat die früher stark sinkende Zeile einer sogar mässig steigenden Platz gemacht, welchen Typus die fragliche Handschrift nun lange Zeit hindurch beibehält.

Fig. 76. Wesentlich gerade Zeile.

Die Deduktionen bleiben neben einander, ohne jedoch einander auszuschliessen. Beide Ursachen können gemeinsam am Zeilentyp partizipieren. „In freudiger Stimmung", sagt Meyer, „sind wir viel eher geneigt, aller-

lei zu beginnen. Wir fühlen uns leistungsfähig, malen uns den Erfolg viel rosiger aus, haben bei weitem nicht so viel Hemmungen zu überwinden als in trauriger Gemütsverfassung". Sie können aber auch nach Personen gesondert sein und es lässt sich abermals deduzieren, wie der typisch heitere sich vom typisch vorwärtsstrebenden Menschen unterscheiden wird. Die der freudigen Stimmung eigentümliche Streckungstendenz streckt ausser dem Arm auch Finger und Handgelenk und führt daher beim Schreiben zur Verstärkung des Anstrichs: die Schrift wird grösser, zeigt Vorherrschaft der Oberlängen und hochgesetzte i-Punkte. Die Expansionen der Freude haben ferner den Charakter mindestens ebenso eines Dranges nach *oben* als nach vorn und wirken auf den schreibenden Arm zugleich als Anreiz, sich von der Fläche zu *erheben*: die Reibung zwischen Griffel und Unter-

Fig. 77. Fallende Zeile: Schwermut.

lage verringert sich, die Schrift wird dünner und gleitender. In einer druckschwachen, oberlängenbetonten, kurvigen Handschrift (vergl. Fig. 74) wiese das Steigen der Zeile daher primär auf freudige Stimmung hin (Begeisterungsfähigkeit, Ueberschwänglichkeit, Leichtsinn etc.), in einer ausgesprochen druckstarken, unterlängenbetonten, winkelhaften Handschrift (vergl. Fig. 75) primär auf Strebsamkeit und möglicherweise auf Ehrgeiz.[55]

Zur Bewahrheitung solcher Deduktionen dienen einmal, wie schon angedeutet, die Ergebnisse der Empirie. Mag sie auch vorzugsweise mit komplexeren Begriffen schalten und daher oft der Korrektur bedürfen, so wird doch niemand entbehren wollen, was intuitiv synthetischer Blick gefunden und eine etwa zwei Menschenalter lange Praxis gesiebt und verbessert hat. Daneben aber kommen als überaus wertvolle Kriterien in Betracht die mehrfach berührten Ausdrucksbewegungen.

Wir haben oben den Affekt als etwas der Persönlichkeit relativ Fremdes geschildert. Das hindert doch nicht, dass er sich ihrer bemächtige nur auf

[55]) Da im Streben immer beides liegt: das zu etwas *Hin* und das von etwas *Weg*, und da der zweite Bestandteil, das Herauskommenwollen aus dem gegenwärtigen Zustande, habituell *vorwalten* kann, so ergibt sich die Möglichkeit des Zusammenbestehens steigender Zeilenrichtung mit einer Grundstimmung von nervöser Unruhe und reizbarer Unzufriedenheit: ein Fall, mit dem man in der Praxis gar nicht so selten zu rechnen hat.

Grund eines ihr innewohnenden Zuges. Auch der Sanftmütige hat offenbar die „Eigenschaft" der Zorn f ä h i g k e i t, da es sonst unmöglich wäre, ihn je zu erzürnen. Affekte sind selber — Charakterzüge, welche temporär auf Kosten des Ganzen lebendig wurden. Da solcherart, was sie Neues in seinen Ausdruck mischen, abermals von E i g e n s c h a f t e n der Ausdruck ist, so ermöglichen sie, auf viele Ableitungen die Probe zu machen nach der Differenzmethode. — Der notorisch Heitere hat seine Stunden des Grams und des Missmuts; der für gewöhnlich Mürrische solche der Gehobenheit. Die steigende Zeile des ersten müsste infolgedessen gerade oder sinkend, die fallende des anderen gerade oder steigend werden, was beiläufig gesagt ausnahmslos zutrifft. M e y e r hat die Möglichkeiten des Versuchs noch vermehrt durch Vergleichung der Schriftproben Geisteskranker. — Das erörterte Beispiel zeigt den immer wiederkehrenden Typ des deduzierenden Gedankenganges und die wichtigsten Methoden seiner Beglaubigung, welche ausführlicher zu besprechen hier nicht in unserer Absicht liegt.[56]) Statt dessen beschäftigt uns eine andere Frage oder richtiger eine andere Reihe von Fragen.

Es ist durch die Handschrift als der g e g l i e d e r t s t e n Ausdrucksform in einer Weise wie sonst nirgends der Kritik die Richtung objektiv vorgezeichnet. Wir brauchen, was sie unterschiedlich entgegenhält, gewissermassen nur aufzugreifen, um den Ausdruck in seine elementarsten Funktionen zerlegt zu haben. Viel weniger aber durch die Sache selbst gewährleistet wird die Sicherheit der Interpretationen. Wie sehr auch im Deuten des G a n z e n geschult, kann das Gefühl doch straucheln im Deuten der T e i l e. Ein wahr Gewusstes ist überdies noch nicht wahr Begriffenes und mag auf dem Wege dahin mehr als einmal entgleisen, wie denn in jedem Bereich der Erkenntnis viel weniger falsch geglaubt als falsch bezeichnet wird. Wir bleiben zum mindesten der Gefahr des Umhertastens ausgesetzt, solange wir nicht den M e c h a n i s m u s kennen, durch dessen Tätigkeit jenes Wissen uns innewohnt.

Man kann das hiermit angedeutete Problem von zwei Seiten betrachten: von Seiten des Objekts, das ist des Ausdrucks, oder von Seiten des Subjekts, das ist des deutenden Gefühls. Auf dieser Seite wird die allgemeine Form der Beseelung körperlicher Vorgänge, auf jener das Gesetz zum Vorschein kommen, nach Massgabe dessen Funktionen der Seele mit solchen des Leibes zusammengehören. Allein jene Form und dieses Gesetz sind offenbar nur verschiedene Benennungsarten ein und desselben Tatbestandes. Unser Glaube an das Dasein seelischer Potenzen ausser uns ruht ganz und einzig auf dem Gefühl, dessen Verfahrungsweise wir erfor-

[56] Siehe unsere Abhandlung »Graphologische Methoden« Ber. 1898 Neudruck S. 47—74.

schen wollen. Die Frage, ob es damit auch seine Richtigkeit habe, ist genau so sinnvoll wie die, ob das Gras auch wirklich grün und nicht vielleicht dem Augenschein entgegen etwa blau sei. Wir haben vorderhand kein anderes Organ als unser Auge, um die Farbe des Grases, und kein anderes als das unsere Wahrnehmungen begleitende Gefühl, um die inneren Erlebnisse anderer zu ermitteln. Der Modus der Symbolik, nach welchem jede Bewegung für uns einen „Sinn" erhält, begreift notwendig das Grundgesetz des Ausdrucks in sich. — Wir werden es entwickeln und seine Anwendbarkeit auf die Handschrift zeigen, um alsdann die wichtigsten graphischen Ausdrucksformen nach ihrem „Sinn" zu klassifizieren.

III. Kapitel: Das Grundgesetz des Ausdrucks.

Nachstehende Betrachtung hat es, wie nochmals betont sei, ausschliesslich mit Bewegungen zu tun und sieht dabei ab von deren Bezogenheit auf sinnliche Gegenstände. Sie lässt insbesondere auch bei Seite die Modifikationen, welche der Ausdruck durch die rückwirkende Kraft seiner räumlichen Niederschläge erfährt. Hinsichtlich dieser hat in die Graphologie der verbreitete Irrtum Eingang gefunden, dass es, um sie zu deuten, einer Art nachzeichnenden Mitbewegung bedürfe. Man hat sogar geglaubt, dergestalt die Prozesse und Impulse zu wiederholen, aus denen eine Form hervorgegangen. Allein wir werden in dem Kapitel über das Leitbild sehen, dass der Gefühlswert einer Raumform als solcher ganz und gar unabhängig ist von der sie erzeugenden Tätigkeit und dass umgekehrt genau die gleiche Bewegungsabfolge gelegentlich sehr verschiedene räumliche Gebilde bewirkt, die dann entsprechend verschiedenen Eindruck machen. Wir werden in diesem „Eindruck" eine völlig selbständige zweite (und vielleicht die wichtigste) Ursache des individuellen Schriftgepräges aufzuzeigen haben, die durchaus nicht vermischt sein will mit der uns vorerst allein interessierenden.[57])

Abgesehen von den Grenzzuständen des Geistes, dem Schlaf auf der einen Seite und dem völligen „Aussersichsein" oder der totalen „Versun-

[57]) Diese Unterscheidung zweier Ausdruckshälften hat prinzipielle Gültigkeit und wiederholt sich bei allen Expressionen, zumal auch bei allen unfixierten Bewegungen. Jede innerhalb der Willkürzone liegende Funktion des Körpers lässt sich als Verschmelzungsprodukt aus einem im engeren Wortsinn ausdrückenden und aus einem darstellenden Impulse begreifen, und von diesem allgemeinen Tatbestande ist das graphische »Leitbild« nur ein besonderer Fall. Die bisherige Theorie des Ausdrucks nun hat den malenden Charakter der Gebärde beinah völlig übersehen und vielmehr alles zurückzuführen versucht auf Zustandsimpulse. Sie folgt damit jener mehrfach skizzierten Urteilsrichtung, welche über dem Willen des Menschen die Sinnlichkeit vergessend sein inneres Wesen gleichsam als beziehungslosen Punkt betrachtet. Wenn wir sie vorläufig auf diesem Wege eine Strecke zu begleiten scheinen, so geschieht es mit dem Bewusstsein, nur einer Seite der Sache gerecht zu werden: wozu es denn freilich nötig ist, sie vorerst einmal isoliert ins Auge zu fassen.

kenheit“ auf der anderen, fehlt es keinem Inhalt unseres Bewusstseins gänzlich an einem begleitenden Tätigkeitsgefühl. Der verschiedensten Grade fähig hat es bald den Charakter der Aktivität, bald der Passivität; bald des Strebens, bald des Widerstrebens; bald des inneren Fortschreitens, bald des Stillestehens; bald des Ueberwindens von Widerständen, bald des Gehemmtseins, bald der Spannung. Es ist ferner in jeder dieser Formen zugleich ein Gefühl entweder der Stärke oder der Schwäche und demgemäss bald lustvoll, bald unlustvoll. Wir meinen im Grunde nichts anderes als dies Gefühl, wenn wir von uns selber sprechen.

Jede innere Tätigkeit nun, soweit nicht Gegenkräfte sie durchkreuzen, wird begleitet von der ihr analogen Bewegung: das ist das Grundgesetz des Ausdrucks und der Deutung, das vielleicht nur darum bis vor etwa einem Menschenalter unentdeckt blieb, weil es allzu „selbstverständlich“ war. Mangelhaft formuliert, aber richtig angewandt findet es sich unseres Wissens zuerst in Piderits 1867 erschienener „Mimik und Physiognomik“. Das zumal von Darwin und einigen Neueren ihm Hinzugefügte trägt den Charakter leider mehr einer Beschwerung mit unnötigem Ballast als des Ausbaues oder der Bereicherung.

Wir betrachten zunächst etwas genauer seinen Sinn und was es leistet, ehe wir die wichtigsten Tatsachen geben, auf die es sich gründet. Vom Mechanismus der Beseelung sagt es, dass jede Bewegung als „Tätigkeit“ aufgefasst und demzufolge gedeutet wird als hervorgebracht durch ein diese Tätigkeit bewirkendes Streben. Inbezug auf den Ausdruck lässt es uns wissen, dass ein inneres Geschehen solche Funktionen mit sich führt, welche die ihm eigentümliche Form der „Tätigkeit“ realisieren. Wir haben nur dieser uns zu besinnen, um fortan sogleich und mit voller Bestimmtheit die Bewegungen zu kennen, die sie begleiten werden. Mit ihren allgemeinsten Zustandsmerkmalen beispielsweise müssen folgende der Bewegung korrespondieren: mit dem Streben vordringende, mit dem Widerstreben rückläufige Bewegungen; mit dem inneren Fortschreiten der Bewegungsabfluss, mit dem Stillestehen die Bewegungsunterbrechung; mit den Widerstands-, Hemmungs- und Spannungsgefühlen diejenigen Funktionen, die als gegen physische Widerstände gerichtet befähigt wären, gesteigerte Kontaktempfindungen wachzurufen. (Man denke etwa an das Sich-Ballen der Fäuste!) Indem das Gesetz unsere Sicherheit zumal im Schliessen vom Inneren auf das Aeussere erhöht, befestigt es nicht nur, sondern ergänzt zugleich unser natürliches Wissen, das in der umgekehrten Schlussweite sehr viel geübter ist. Eine komplexere Bewegung mindestens dürften wir intuitiv selten völlig missverstehen, indes sogar für einheitlich bestimmte Gefühle blosse Ueberlegung den Ausdruck häufig

falsch bemisst: daher selbst begabtere Schauspieler höheren Ansprüchen meist erst da genügen, wo die Vehemenz der darzustellenden Leidenschaft ihnen erlaubt, vorübergehend einmal sich und ihr Spiel zu vergessen.

Bestätigungen des Gesetzes finden wir zuerst und vor allem in den einschlägigen Zeugnissen der Sprache. Um deren mit Erfolg sich zu bedienen, muss man zunächst einmal wissen, was von manchen Forschern nicht genügend beachtet wird, dass es in der Sprache gleichsam wimmelt von übertragenen Wendungen. Wenn sie gewisse Zustände unseres Inneren „Gemütsbewegung", andere „Gemütsruhe" nennt, so bezeichnet sie Gefühle durch sinnliche Bilder, die an sich selbst mit ihnen gar nichts gemein haben. Es leuchtet jedoch ein, dass Bild und Tatsache sich irgendwie entsprechen müssen; sonst wäre eben jenes nimmermehr für dieses der Name geworden.

Es kann aber zwischen inhaltlich durchaus unvergleichlichen Gegenständen eine Entsprechung nur darin bestehen, dass sie uns gleich oder ähnlich affizieren. Unser Erleben beim Anblick bewegter Objekte muss sich von dem, was wir angesichts ruhender fühlen, ähnlich unterscheiden wie etwa unser Hoffen, Fürchten, Wünschen von sorgloser Zufriedenheit. Wir müssen jene Gegenstände des objektiv Gegenständlichen als Bekundungsweise desjenigen Inneren aufzufassen genötigt sein, das sie bezeichnen. Anstatt der Gefühle nennt die Sprache demnach ihre (und zwar meist recht bedeutsamen) Ausdrucksweisen: nicht freilich als am Menschen beobachtet, wohl aber als wahrheitsgemäss aus der Natur des Gefühls entwickelt. Von zahllosen subtil unterschiedenen Zuständen lässt sie uns wissen, welches ihre Art des sinnlichen Daseins wäre, wofern sie sich verwandeln könnten in Körper, Formen, Farben, Vorgänge, Temperaturen oder Gerüche. Sie sagt uns, dass falls es anginge, innere „Weichheit" z. B. als ein Weiches, „Schwermut" als ein Schweres, „Trübsinn" als ein Trübes, „Kälte" als ein Kaltes, „Bitterkeit" als ein Bitteres in die Erscheinung träte,[58]) und sie wählt diese Formen ihrer möglichen Erscheinungsweisen, um die Zustände für uns festzuhalten.

Wir besitzen dergestalt an diesen Wendungen bessere Orientierungsmittel, als wir jemals durch abstrakte Selbstanalyse gewonnen hätten. Aus der fliessenden Veränderlichkeit innerer Vorgänge runden sie Vorstellbares, daran sich das Wesentliche ihrer jederzeit erneuern kann. Insonderheit für die unablässig wechselnden Stimmungslichter haben wir nun gleichsam feste Farben in der Hand, um sie durch den Vergleich damit

[58]) So gewiss wir zwar für jeden der betreffenden Zustände mancherlei andere, obwohl schwerlich prägnantere Sinnbilder angeben könnten, so gewiss doch hat die Sprache die ihrigen aus einer objektiven Nötigung des Geistes gewählt: daher auch der gleiche Zustand in den verschiedensten Sprachen an ähnlichen Bildern versinnlicht wird. Die »Schwermut« etwa kehrt im lateinischen »gravitas mentis«, der damit fast identische »Trübsinn« im französischen »sombre« (von umbra) wieder. Und wenn auch andere Völker andere Sinnesqualitäten bevorzugen, so gibt es doch keines, das mit dem Kummer etwa die Helle, Höhe und Bewegtheit, mit der Freude die Finsternis, Niedrigkeit und Bewegungslosigkeit in Verbindung brachte.

zu beurteilen. Wir wissen uns nun sicherer bald dem Kalten, bald dem Warmen, bald dem Festen etc. innerlich wahlverwandt und wir finden zumal die Tätigkeitsformen unseres Geistes an höchst charakteristischen Bewegungen erläutert. Wir ständen wohl ratlos vor den meisten unserer eigenen Erlebnisse, ohne die Fähigkeit sie mitzuteilen, wenn nicht mit ihren Gleichnissen die Sprache für uns dächte.

Wir haben an ihnen aber ferner — und das ist vor allem für unser Problem von Wichtigkeit — ein Stück wunderbar objektiver Physiognomik. Indem sie die inneren Vorgänge nach möglichen Erscheinungsweisen bezeichnen, kann es nicht fehlen, dass sie auch Züge nennen ihres wirklichen Ausdrucks. Wer „heisse" Liebe im Herzen trägt, wird darum zwar schwerlich eine Erhöhung, wer ein „kühles" Benehmen zeigt, noch keine Erniedrigung der Temperatur seines Körpers erfahren und gar, dass zwei Personen miteinander im „Einklang" seien, wurde noch niemals als Akkord vernommen: denn der Leib ist mehr und anderes als eine Folie des Geistes und dieser umgekehrt kein solcher Praxiteles, dass er jenen zum wandelbaren Sinnbild seiner Stimmungen schüfe. Wohl aber wird z. B. der von einer Gemütsbewegung Ergriffene unfehlbar wirklich zu Bewegungen mindestens tendieren müssen: wofern wir nicht glauben sollen, dass sämtliche Urteile über tatsächlich ausser uns vorhandene Seelenvorgänge falsch sind.

Man bemerkt sofort den springenden Punkt des Unterschiedes. Inbezug auf Farbe, Form, Festigkeit, Gewicht, Oberflächenqualitäten, Temperatur, Geruch etc. ist unser Körper etwas relativ Fixiertes und liegt daher wesentlich ausserhalb der Wirkungszone des Geistes. Erstaunliche Wandelbarkeit von sinnlichster Erscheinung aber zeigt er in den Bewegungen seiner Organe. Sie fast einzig, die Sprache mit inbegriffen, sind die Medien des Wollens und die blinden Vollstrecker der Leidenschaft. Durch Bewegungen zumal tritt der Geist in die Welt der sinnlichen Objekte ein. Die bildlichen Wörter und Wendungen, mittelst deren wir Geistiges versinnlichen, hören daher auf bildlich zu sein und gewinnen direkte Gültigkeit, genau in dem Masse, als sie Bewegungen betreffen. Wohl zurückbleiben mag der Körper auch hinter ihnen, immer aber wird, was er leistet, gleichsam als Versuch erscheinen einer Nachbildung mit unzureichenden Mitteln.[59]) Von der Ablaufsform und dem Modus der durch

[59]) So fliegt unser Körper zwar nicht wirklich, wenn wir »jemandem ans Herz fliegen«; aber er eilt doch wenigstens, wobei sich die Arme einem Flügelpaar ähnlich auszubreiten pflegen. Und so wird man in allen sonstigen Fällen Annäherungen des körperlichen Verhaltens an die Bewegungssinnbilder feststellen können, mit denen psychische Zustände bezeichnet sind. Dazu muss man allerdings die kinetische Seite des Bildes für sich zu betrachten in der Lage sein, und das ist in denjenigen Fällen nicht mehr durchführbar, wo sie den untergeordneten Bestandteil sehr viel konkreterer Vorstellungen bildet, welche die materielle Beschaffenheit der Dinge betreffen. Dahin gehören etwa Wörter wie »geknickt«, »verdreht«, »geschraubt« oder erst recht etwa »gerieben«, »verschlossen«, »aufgeräumt« etc.

die Namen bezeichneten werden uns die wirklichen Funktionen die bald stärkere, bald schwächere Andeutung geben.

Das angeführte Beispiel enthält nun schon, wenn auch in abstraktester Form, für unser Gesetz den Beweis. Wie sehr sich die Zustände von einander unterscheiden mögen, für die wir das Wort „Gemütsbewegung" haben, immer eignet ihnen ein höherer Grad sei es aktiver, sei es passiver innerer Tätigkeit als denen, die wir mit „Gemütsruhe" zusammenfassen. Zur Tätigkeit gehört als ihr Ausdruck die Bewegung, zum Mangel an Tätigkeit die Bewegungslosigkeit oder die Ruhe. Das können wir auch so beschreiben: die Bewegtheit nimmt zu direkt proportional der inneren Tätigkeit, womit das Gesetz prinzipiell beglaubigt und wenigstens in quantitativer Hinsicht näher gekennzeichnet ist. Im Zustande des Hoffens, Wünschens, Fürchtens, Erwartens, Strebens etc. ist demnach der Mensch geneigt, allerlei Bewegungen auszuführen und diese Geneigtheit wächst mit der Heftigkeit solcher Gefühle.

Aber auch in qualitativer Beziehung finden wir das Gesetz durch die Sprache bewahrheitet, was an zwei Fällen erläutert sei: einem äusserst abstrakten und einem sehr konkreten. — Durch ein psychisches Geschehen von umfassendster Allgemeinheit kann, wie man weiss, jeder Bewusstseinsinhalt für uns zum „Gegenstand" werden. Man erblickt darin mit Recht das Fundamentalerlebnis der „Apperzeption"[60]). Als Element jedes Denkaktes bleibt es nicht selten unserer Betrachtung entzogen. Erst wann vor der „unerbittlichen Logik der Tatsachen" unser Wünschen und Wollen einmal die Segel streicht, erst dann pflegen wir und zwar mit verwundender Deutlichkeit zu wissen, was es mit dem „Gegenstandsgefühl" auf sich habe. Es ist ein Gefühl eigenartiger Gebundenheit an ein nicht wegzuräumendes Etwas. Die innere Tätigkeit stösst auf den „Gegenstand" als auf ein Hemmnis, zu dessen Natur es gehört, vielleicht überwunden und assimiliert, nicht aber beseitigt zu werden. Damit aber müsste dem Gesetz zufolge eine besondere physische Spannung einhergehen und von einer solchen entlieh offenbar die Sprache den Namen, um jenes eigenartige Hemmnis zu kennzeichnen. „Gegenstand" ist buchstäblich betrachtet eine Sache, die einer anderen Sache entgegensteht (ins lateinische wörtlich übertragbar mit dem Partizipium „objectum"), allgemeiner ausgedrückt: „gegenständlich" ist das sinnlich Erscheinende, sofern es Bewegungen aufhält. Zur Tätigkeitshemmung gehört laut sprachlichem Zeugnis die Bewegungshemmung.

---

[60]) Das Verdienst, den Begriff der Gegenstandlichkeit aus seiner Verquickung mit dem Vorgang des Beachtens losgelöst und einwandfrei fixiert zu haben, gebührt in allem Wesentlichen Lipps, dessen ganze Psychologie auf diese Konzeption gegründet ist. Wir verweisen zumal auf seine hochwichtige Abhandlung »Bewusstsein und Gegenstände.«

Diesem etwas schwierigen, weil abstrakten Beispiel sei ein recht augenfälliges zugesellt. Wenn wir sagen, dass wir uns zu etwas „hingezogen" fühlen, so meinen wir damit ein Streben, worin sich eine fremde Macht bekunde: ein ausgesprochen passives Streben. Dem müsste die Tendenz entsprechen zu einer allgemeinen Fortbewegung von solcher Art, dass der Anstoss dazu statt aus dem eigenen vielmehr aus einem anderen Körper zu stammen schiene. Eben das aber sprechen wir ja wirklich aus mit der Wendung, dass wir „gezogen" oder „hingezogen" würden. In erheblich verstärkter und um ein weniges modifizierter Form heisst der nämliche Zustand folgerichtig „Hingerissen sein". Diesen Namen realisiert eine zumal der Liebeshingerissenheit eigentümliche Gebärde, (die zwar eine Geste ist, aber eine vom Ausdruck getragene) auf das Vollkommenste: wir meinen den aus leidenschaftlicher Wallung geschehenden Kniefall vor einer geliebten Person. Hier nähert sich wirklich als gleichsam gezogen oder gerissen ein Körper dem anderen in stürzender Plötzlichkeit, mit dem Niedersinken allerdings zugleich raumsymbolisch zu erkennen gebend, dass er sich einer fremden Macht überliefere.

Um mittelst unseres Gesetzes, so sagten wir oben, für jedes Erleben den zugehörigen Ausdruck zu finden, sei nur mehr sich zu besinnen nötig auf die dem Erleben innewohnende „Tätigkeit". Allein auch dieses vielleicht nicht immer ganz leichte Unternehmen dürfte uns in den meisten Fällen erspart bleiben. Die Sprache hat, wie wir sehen, von den allgemeinen Grundformen des Erlebens gerade den Tätigkeitscharakter oder vielmehr bereits die aus ihm folgenden Bewegungen bezeichnet. Die Analyse wird daher nicht selten in einer Untersuchung nur der Namen bestehen und der Erfolg wird wesentlich abhängen von unserer Fertigkeit im — Zeichenlesen. Mag solches Wortspiel erlaubt sein, um einen scheinbaren und doch nicht ganz nur scheinbaren Zirkel anzudeuten! Auch die Namen sind Zeichen, deren „Zweck" nur zu oft uns ihren „Sinn" verschüttet. Wer „hingerissen" zu sein bekundet, denkt dabei schwerlich an die damit ausgesprochene Bewegung: was er vorstellt, pflegt vielmehr meist nur der Name, was er fühlt, die an sich unvorstellbare „Bedeutung" des Namens zu sein. Und wenn er mit der als einer allzu landläufigen Sache nicht mehr zufrieden nach dem tieferen „Sinn" zu forschen sich anschickt, so pflegt er ihn nicht so nahe zu suchen als in der offenbarenden Wörtlichkeit des Namens. Nichts in der Tat ist uns geheimnisvoll näher und durch den es verdrängenden Mitteilungszweck zugleich entrückter als das Wort, das so leicht von unseren Lippen gleitet. Wir sprechen mit ihm Mysterien an den Tag; aber freilich ahnungsloser als das Kind, das mit Edelsteinen wie mit Kieseln schaltet.

Man könnte das Wörtlichnehmen der Namen eine Methode nennen; sicher ist es ein Kunstgriff oder richtiger ein Prinzip: wertvoll für die Psychologie und ganz unentbehrlich der Physiognomik. Einige wahllos herausgegriffene Beispiele mögen zum Schluss seinen Gültigkeitsumfang vermuten lassen. — Man erwäge, indem man die Wendungen wörtlich nimmt, was es für Sinn und Ausdruck gewährleiste, sich „gefesselt" zu fühlen oder „standhaft" zu bleiben oder mit „Spannung" auf etwas zu warten! Selbst Wendungen von kühnerer Bildlichkeit geben mit dem, was an ihnen Name einer Bewegung ist, vom Verhalten des Körpers immer noch die entscheidende Linie. Man gedenke etwa des Zustandes der „Zerstreutheit", wo die Glieder des Leibes zwar nach wie vor an ihrem Ort, ihre Bewegungen aber wirklich „zerstreute" sind, indem sie gesetzlos neben einander herlaufen, wohl gar einander widersprechen und jedenfalls nicht mehr als auf ein und denselben psychischen Grund beziehbar erscheinen. Um von der Statik der Funktionen den Uebergang zur Dynamik zu machen, wo erst die Sprache ihre Triumphe feiert, so erinnern wir gleich an den entgegengesetzten Zustand des „Sichzusammennehmens", der stets auch mit einem wirklichen Zusammenschluss der Organe einhergeht. Das zeigen besonders deutlich einige daraus hergeleitete Gesten, wie etwa das Unterschlagen der Arme oder noch besser das militärische „Strammstehen", bei welchem die Schenkel und Hacken aneinander, die Arme aber an den Körper geschlossen sind. Oder man erwäge, was es jedesmal sagen will, „bewegt", „erregt", „aufgeregt", „erschüttert", „gerührt" zu sein; welche Funktionen das „Insichgehen" und „Einkehr-Halten", welche umgekehrt das „Aussichherausgehen" begleiten. Man vergegenwärtige sich den relativ komplizierten Zustand des Zweifelns oder den ihm verwandten der Unschlüssigkeit und forsche, ob man seine Tätigkeitsform und Bewegungseigenart tiefer zu kennzeichnen wisse, als es die Sprache tut, wenn sie den Unentschlossenen einen „Schwankenden" nennt. — Damit muss es an dieser Stelle genug sein.

Die Bedeutung der Sprache für das Grundgesetz des Ausdrucks wird mit den angeführten Tatsachen natürlich keineswegs erschöpft und wir müssen wenigstens einigen Punkten noch kurz Beachtung schenken. Vorerst ist zu sagen, dass neben den mehr oder minder abstrakten eine noch weit grössere Anzahl konkreter Metaphern zur Verwendung kommt. Wir nehmen etwa Gleichnisse aus der Natur, wenn wir z. B. vor Schreck wen „zu Stein" werden lassen, wenn wir von „eingewurzelten" Vorurteilen sprechen, wenn wir eine Persönlichkeit „wetterwendisch" nennen; oder solche aus dem Menschenleben mit der Charakteristik jemandes als „ungeschliffen" oder eines anderen als „zügellos" oder wieder eines anderen als „sattelfest". —

Für die Psychologie von grösster Wichtigkeit, aber ungleich schwieriger verwertbar als die abstrakten Metaphern sind zumal die unter ihnen, welche innere Vorgänge nach bestimmten Verrichtungen und Organen des Körpers benennen. Das geschieht etwa, indem man durch die Attribution „beissend" die Ironie mit den Zähnen und ihrer Tätigkeit oder durch den Zusatz „verknöchert" pedantisches Wesen speziell mit den Knochen in Verbindung bringt oder ersichtlich zwar nicht den „Sitz", wohl aber das Organ der Beredtsamkeit substituiert in der Kennzeichnung des Redegewandten als eines, der „nicht auf den Mund gefallen". Unter derartigen Wendungen wieder die grösste Bedeutung hat die uralte Scheidung von „Kopf" und „Herz", deren dieses in zahlreichen Kombinationen mit staunenerregender Konsequenz für Gefühl und Pathos, jener ebenso ausnahmslos für Intellekt und Willen steht, womit übereinstimmend „Kopflosigkeit" die Abwesenheit der Einsicht, „Herzlosigkeit" hingegen die Abwesenheit des Gemüts bedeutet[61]). Neben gewissen Körperempfindungen (worüber sogleich Genaueres) haben zu solchen Organunterschiebungen auch noch beigetragen symbolische Vorstellungen mannigfachster Art[62]), die als aufs engste mit philosophischen und religiösen Lehren verflochten in die Vergangenheit der Geistesgeschichte und selbst auf die Besonderheiten altertümlicher Bräuche zurückweisen können. Das jetzt für Uebelreden gebrauchte „Anschwärzen" z. B. gibt von einer nicht mehr vorhandenen Sitte des gegenseitigen Schwarzmachens bei gewissen Gelegenheiten Kunde; „linkisch" hiess ursprünglich nur linkshändig und verblasste zum Synonym für „unbeholfen" erst mit zunehmender Verpönung der Linkshändigkeit; die „Einbildungskraft" führt uns den fast vergessenen Bildzauber vor Augen, indem sie früher einmal wörtlich die Kraft bedeutete, etwas „einzubilden", d. h. durch Willenskonzentration und magische Beihilfen ein sei es heilsames, sei es schädliches „Bild" (z. B. die Vorstellung einer Krankheit) auf eine andere Person zu übertragen. Man sieht, die konkreten Metaphern bergen an physiognomischen Winken zwar manchen Schatz; aber es bedarf ihn zu heben oft entlegener Studien und um nichts weniger naheliegender Erwägungen. Die drei zuletzt genannten Beispiele leiten zu einer dritten Gruppe von Bezeichnungen über, die wieder unmittelbar belehrend ist: zu den unbildlich gemeinten, den direkten Namen.

Wenn ältere Mediziner mit der Wendung, beim Erschrecken „erstarre das Blut in den Adern" oder werde „zu Eis", die Ansicht stützten, dass es tatsächlich koaguliere, so ist das zwar eine Naivität. Allein schon

---

[61]) Siehe Anhang VIII.

[62]) So bildet der Kopf zu Geist und Willen schon darum eine Analogie, weil er als den Körper überragend ihn so zu beherrschen scheint wie jene beiden die Seele.

das für verwandte Gefühle gebrauchte „Schauern" oder „Gruseln" nennt zweifellos Körperempfindungen, welche von der Blutleere der Haut herrühren[63]). Das Volksmärchen lässt durchaus folgerichtig die Wirkung greulicher Spukgesichte auf den, der „auszog das Fürchten zu lernen", übertroffen werden von einem Guss kalten Wassers, in welchem Gründlinge schwimmen. Auch die „Finsterkeit des Gemüts" und was ihr gemäss, „alles in den schwärzesten Farben zu sehen", hat noch andere als nur metaphorische Gründe. Es wird dem Erregten tatsächlich wohl einmal „dunkel vor den Augen" und längere Depressionen können unserem Weltbild dauernd die Farbe rauben, indem sie machen, dass wir Helles minder hell, Dunkles noch dunkler nicht zwar sehen, aber zu sehen meinen. Unfraglich vollends nehmen auf Wahrgenommenes Bezug viele Wendungen, die vom Herzen handeln. Aussagen wie: etwas „schneide ins Herz" oder „nage am Herzen" oder „ziehe das Herz zusammen" sind zu besonders, als dass sie nur gleichnishaft verstanden sein wollen. Dasselbe gilt von den die Atmungstätigkeit betreffenden Redensarten wie: es sei uns „beklommen" oder „schwül" zu Mute oder wir hätten ein Gefühl der „Erleichterung". Das tiefe „Aufatmen" nach überstandener Gefahr ist ja ebenfalls schon nahezu stereotyp geworden für die Stimmung des plötzlich der Sorge Enthobenen. Aus dem uns speziell belangvollen Gebiete des Bewegungsausdrucks wählt die Sprache mit Vorliebe scharf bezeichnende Gesten: einer Sache etwa, von der wir uns innerlich abwenden, „kehren wir den Rücken", wir lassen „die Hände in den Schoss legen", wen wir für träge halten; ein anmassendes Betragen bezeichnen wir als „Breitspurigkeit" u. s. w. Die volkstümliche Terminologie ist überaus reich an solchen Beobachtungsniederschlägen, an deren einigen wir endlich abermals das Grundgesetz des Ausdrucks illustrieren.

Von der Redewendung, dass ihm jemand „geneigt" sei, pflegt wohl niemand mehr den Ursinn mitzudenken, den das Wort uns bewahrt hat: die vorgeneigte Körperhaltung nämlich des freundlich Gestimmten. Auch die zwar ist nur teilweise Ausdruck, teilweise Geste, wovon wir für unseren Zweck jedoch absehen. Der Charakter der Positivität in der Tätigkeit des bezeichneten Gefühls müsste nach dem Gesetz jedenfalls zu abduktiven oder vordringenden Bewegungen führen, was ausser „geneigt" auch „zugeneigt", „entgegenkommend", „zuvorkommend", „verbindlich" bestätigen. Mit dem W i d e r streben der umgekehrten Stimmung andrerseits sollten rückläufige Funktionen korrespondieren, und in der Tat lassen Wörter wie „abgeneigt", „zurückhaltend", „ablehnend" keinen weifel übrig, dass es sich wirklich so

[63]) Einiges Material dieser Art findet man in dem schon erwähnten Büchlein von C. **Lange** »Ueber Gemütsbewegungen«, das übrigens nur in deskriptiver Hinsicht brauchbar ist, während seine Interpretationen unter tendenziöser Einseitigkeit leiden.

verhalte. — Schliesslich sei noch des Zustands der Trauer, des Kummers, des Grams gedacht. Dem inneren Druck entspricht hier laut Namenszeugnis die Gedrücktheit des Körpers: der Bekümmerte fühlt sich „niedergeschlagen", er ist „sorgenbeladen", der Kummer „lastet" auf ihm; und so sehr gibt davon seine Haltung Kunde, dass sein zuschauender Nebenmensch diese Gemütsverfassung „kopfhängerisch" taufte. — Damit verlassen wir das wichtige Gebiet der sprachlichen Belege und wenden uns flüchtig noch einigen anderen zu.

Es war bislang von Zügen des inneren Verhaltens allgemein die Rede und nur beiläufig, wie es die Sprache eben mit sich brachte, auch von Affekten. Allein auch deren jedesmal charakteristische Begleitfunktionen sollten wir an der Hand des Gesetzes aus dem Charakteristischen ihres Wesens entwickeln können. Die im engeren Sinne sog. Ausdrucksbewegungen würden dann abermals für seine Zuverlässigkeit ganz besonders geeignete Kriterien abgeben. Wir wollen es zu dem Behuf in etwas veränderter Gestalt aussprechen.

Was im Begriffskreis „Gefühl" den engeren Kreis „Affekt" begründet, ist gar nichts anderes, als das Vorwalten der „Tätigkeit" vor den qualitativen Gefühlselementen. Ein Gefühl nimmt affektive Form an, sofern und in dem Masse, als die him innewohnende „Tätigkeit" auf Kosten seiner sonstigen Züge gesteigert erscheint. Die Mannigfaltigkeit der Affekte ist im wesentlichen eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit innerer Tätigkeitsformen, zu deren Beschreibung nun zwar so allgemeine wie die bisher verwandten Begriffe nicht mehr ausreichen. Der Zorn etwa besteht noch in anderem als in einem Streben von ausgesprochenem Spannungscharakter, worin er sogar z. B. mit der Freude völlig übereinstimmen kann: er schöpft sein Besonderes aus der die Seele erfüllenden Vorstellung, dass etwas zerstört werden müsse. Er ist mit einem Wort Vernichtungsdrang wie die Furcht ein Drang zur Flucht und das Staunen ein Drang ist, sich zu orientieren. Wir müssen, wie man sieht, zu genauerer Kennzeichnung eines Strebens einen neuen Begriff, nämlich den des Ziels einführen, mit dessen Erreichung das Streben erlösche. Dann würde das Gesetz offenbar erfordern, dass die begleitenden Funktionen auf dieses Ziel gerichtet wären. Nun kennen wir aber als durch ein Ziel bestimmt schon diejenigen Bewegungen, die aus dem Willen stammen, und es liegt nahe, Zieltätigkeit überhaupt nach Massgabe der uns geläufigsten Form derselben: der Zwecktätigkeit zu begreifen. So angesehen wird der körperliche Ausdruck des Affekts der Handlung vergleichbar und sein Gesetz ist im Hinblick auf diese zu formulieren.

Es sind aber beide auch wieder fundamental von einander verschie-

den. Der Willensakt ist punktuell determiniert, der Affekt ein allgemeiner Drang, eine blosse Art der inneren Tätigkeit. Vernichten wollen z. B. kann ich nur eine bestimmte Sache: die Fliege an der Wand, den in der Ferne weilenden Feind, eine mich hemmende Institution u. s. w. Vernichtungsdrang hingegen als die Tendenz, überhaupt zu vernichten, wird ganz allgemein zum Ausdruck kommen müssen: daher ich aus Wut über eine abwesende Person etwa das Gefäss vor meinen Augen zertrümmere, ob dies gleich völlig zwecklos ist. Der Willensakt hat jederzeit ein singuläres, der Affekt ein generelles Ziel. Die „Ausdrucksbewegung“ ist ein generelles Gleichnis der Handlung.

In dieser Fassung findet das Gesetz unmittelbar auf alle Affekte Anwendung, was ein Beispiel verdeutlichen möge. Es handle sich um den Ausdruck des Entsetzens oder doch um dessen wichtigste Züge. Entsetzen ist unter anderem ein Drang, nicht nur zu fliehen, sondern dem Entsetzen erregenden Etwas zu entfliehen, aus seinem Wirkungsbereich herauszukommen, es sich „vom Leibe zu halten“ etc. Unsere Frage lautet deshalb: was tun wir, wenn wir uns von etwas abwenden wollen, etwa eine Sache nicht zu sehen wünschen? Wir schliessen z. B. die Augen oder drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder, falls die Sache uns nahe genug, so schieben wir sie fort oder auch wir gehen davon. Diese sehr unterschiedlichen Funktionen gehören dennoch zusammen in Hinsicht auf den Endzweck des Nichtsehenwollens. Und eben die treten nun ungewollt, ja selbst zweckwidrig ein (oder werden zum wenigsten intendiert), so oft wir uns innerlich von etwas abwenden, also ganz besonders im Zustande des Entsetzens. Ein geschickter Erzähler schildere in einer Gesellschaft spannend das Auftreten eines Seiltänzers, der aus schwindelnder Höhe herabfiel und zerschellte: und unfehlbar werden im entscheidenden Moment sensible Zuhörer ganz oder teilweise die Augen schliessen, den Kopf zur Seite wenden und vielleicht gar die Hände abwehrend vorstrecken, wobei der Handteller dem Erzähler zugekehrt ist, so sehr auch dies alles gar keinen Zweck hat, indem dadurch weder etwas fortgeschoben noch ein wirklicher Anblick gemieden wird. In ähnlicher Weise lassen sich, wie gesagt, die Begleitfunktionen sämtlicher Affekte ermitteln.

Einer schon berührten Richtung des allgemeinen Denkens gemäss ist die bisherige Analyse des Ausdrucks nur der zuletzt entwickelten Form des Gesetzes: der Analogie von Ziel- und Zwecktätigkeit gerecht geworden. Darwin insbesondere hat sie zur Grundlage eines kaum haltbaren Versuchs gemacht, den Ausdruck zu „erklären“. Er nimmt die Entsprechung im Sinn der kausalen Abhängigkeit: die Ausdrucksbewegungen, meint er, sind irgendwann einmal Handlungen tatsächlich gewesen, deren Bewusst-

seinskorrelat durch „Gewohnheit" erst allmählich verloren ging; sie sind kurz gesagt automatisierte Handlungen. Er verlegt in den Anfang, was überall in der Welt das Spätere ist: nämlich Plan und Zweck, und lässt instinktartige Phaenomene aus bewusster Utilität entspringen. Diese „Erklärung" mag für den Nützlichkeitssinn eines Engländers Beweiskraft haben; wir brauchen sie umso weniger anzunehmen, als die Psychologie einer Erklärung hier weder bedarf noch sie zu geben je in der Lage sein dürfte. Man findet den Grundgedanken ohne trübenden Zusatz in dem schon genannten Werke Piderits, wo er (übrigens in der Priorität) unter Zuhilfenahme sehr dankenswerter Zeichnungen an ca. dreissig affektiven Zuständen im wesentlichen einwandfrei erläutert ist.

Kapitel: IV. Psychologie der Ausdrucksquantitäten.

Jede Bewegung weist ausser ihrer Form drei quantitative Momente auf, die sich der analytischen Betrachtung immer zuerst darbieten: Geschwindigkeit, Ausgiebigkeit und Wucht. Wir werden den Ursachen zunächst nur dieser drei nachgehen, darin jedoch denjenigen Einteilungsgrund der Formen finden, um dessen Darlegung es uns vor allem zu tun ist.

Ueber die graphischen Kennzeichen der Bewegungsquanten nur das Unerlässliche. — Die Mittel- und Langbuchstaben nehmen, wie uns bekannt, eine derart besondere Stellung ein, dass sie zur Abmessung eines Mittelwertes der Ausgiebigkeit völlig untauglich sind. Das nämliche gilt aus anderen Gründen von der Weite. So bleiben nur die Grundstriche über in den Kurzbuchstaben. Fig. 78 zeigt uns demgemäss eine grössere Handschrift als Fig. 79.

Fig. 78.

Fig. 79.

Die Wucht oder Nachdrücklichkeit der Bewegung tritt unmittelbar in der Schrift überhaupt nicht, mittelbar nur zum Teil hervor. Nicht das Pressen des Unterarms auf die Tischplatte noch die Festigkeit, mit der man

den Griffel umspannt, sondern einzig der Reibungsdruck gegen die Fläche lässt bleibende Spuren und zwar vornehmlich im Breitenunterschied von Haar- und Grundstrich zurück.[64]) Fig. 80 und Fig. 81. — Von der Eile endlich zeugt grösserer „Fluss" der Linien, Einbindung sonst isolierter Schriftelemente und Abrundung der Basiswinkel. Bei nicht selten zugleich gesteigerter Z i e l l ä u f i g k e i t kommt ferner noch Weitung der Schrift, vermehrte Schrägheit, „Voreilen" der i-Punkte und zunehmende Verbreiterung

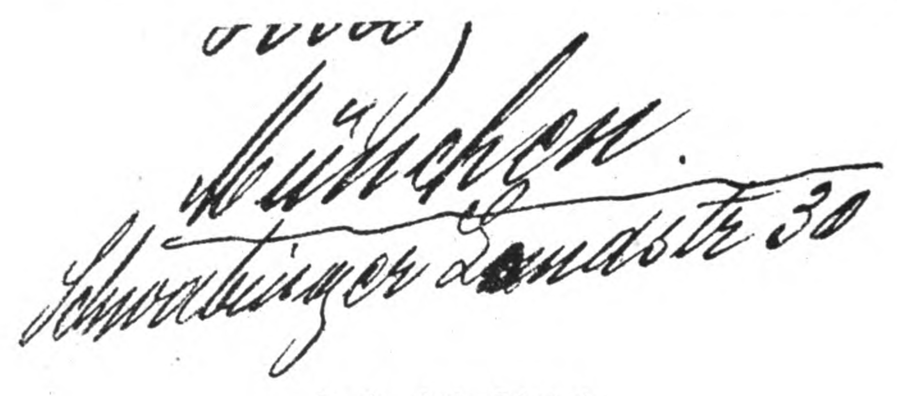


Fig. 80. Starker Federdruck.

des linken Randes hinzu. Ein gutes Beispiel von den Wirkungen wachsender Eile geben die von ein und derselben Persönlichkeit in drei Geschwindigkeitsstufen erzeugten Wörter der Fig. 82.

Fig. 81. Schwacher Federdruck.

Es liegt auf der Hand, dass für die Grösse des körperlichen Antriebs jedes der genannten Momente mit gleichem Rechte ein Mass abgibt. Wir strecken den Arm unzweifelhaft kräftiger aus, wenn wir ihn unter sonst gleichen Umständen weiter bewegen oder schneller oder mit grösserer Wucht. Der Grösse des innervierenden Impulses aber, sofern er eine geistige Hälfte hat, entspricht die Grösse der inneren „Tätigkeit." Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Wucht sind daher ein Mass auch für die

[64]) Hinsichtlich der sonstigen Kennzeichen des Federdrucks verweisen wir auf die einschlägige Literatur. Vergl. insbesondere: M e y e r, Graph. Monatshefte 1901 S. 15.

Grösse der sich aktualisierenden psychischen Kraft. So lautet in ein wenig abgeänderter Form das zuerst von Meyer[65]) entwickelte Intensitätsgesetz, wonach jedes der fraglichen Momente sich unter sonst gleichen Umständen proportional mit der Stärke des inneren Antriebs ändert. Den Beweis findet man abermals in den Affekten, deren Expressionen mit zunehmender Steigerung durchweg solange ausfahrender, schneller und wuchtiger werden, bis das Gefühl der Lähmung platzgreift.

Es mag schon hier beiläufig erinnert sein an gewisse Grenzen in der psychologischen Verwertung dieses Satzes. Teils aus Gründen des Naturells, die früher erwogen wurden, teils aus später noch zu berührenden wäre es irrig, von der inneren Stärke schlechterdings eine grosse, eilige

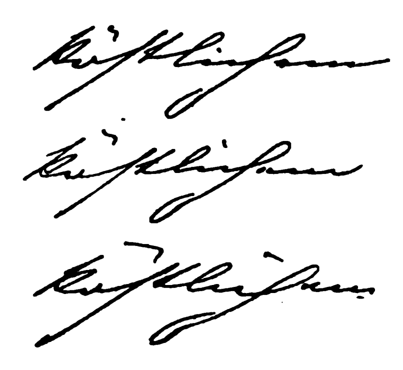


Fig. 82 Drei Geschwindigkeitsstufen.

und druckschwere Hand zu erwarten. Wozu das Gesetz in Wahrheit den Schlüssel gibt, das sind die Schwankungen der psychischen Tätigkeit im Einzelmenschen. Extreme Ungleichmässigkeit verrät uns den typisch affektiven, extremes Gleichmass den typisch unaffektiven oder aber den beherrschten Charakter.[66]) Diagnostisch ungleich wichtiger als der Mittelwert der Ausdrucksquanten ist daher ihre persönliche Schwankungsbreite.

Dass dergestalt alle drei ohne Unterschied einer quantitativen Betrachtung zugänglich sind, enthebt uns doch nicht der Notwendigkeit, sie qualitativ auseinander zu halten. Die grosse Bewegung gehört als solche einer anderen Gattung an als die eilige, und abermals zu einer andern gehört die wuchtige Bewegung, deren jeder ein besonderes Element der in-

[65]) Meyer, Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie. S. 39.

[66]) Siehe Anhang IX.

neren Tätigkeit entsprechen muss. Sei es erlaubt, mit einigen Formeln die Erörterung abzukürzen.

I. V. (Geschwindigkeit, velocitas) = J von Tx (Intensität des Triebes x.)
II. S. (Ausgiebigkeit, spatium) = J „ Ty („ „ „ y.)
III. N. (Nachdruck, nisus) = J „ Tz („ „ „ z.)

Wir ermitteln an der Hand des Grundgesetzes die drei unbekannten Triebformen x, y, z.

Beginnend mit x legen wir uns die Frage vor: wann beeilen wir uns geflissentlich? Offenbar wenn Eile zu den Mitteln der Verwirklichung eines Zweckes gehört. Dazu aber ist erforderlich, dass der Gedanke an den Zweck uns mehr beherrsche als die Vorstellung der Hindernisse. Wir durchlaufen, weil der Zug in fünf Minuten abfährt, die von ihm uns trennende Strasse nur dann, wenn der Wunsch, ihn zu besteigen, in uns mächtiger ist als der Seitenblick auf die deshalb aufzuwendende Mühe. — Wir neigen folglich zur Eile genau in dem Grade, als wir etwaiger Hemmungen ungeachtet innerlich auf etwas lossteuern. Die unwillkürliche Geschwindigkeit der Funktionen drückt (was wir als eine Ursache bereits der Abduktion erkannten) den Zustand des strebenden Fortschreitens aus oder der „Aktivität" im engeren Sinne.

Obwohl das Gesetz des Ausdrucks für hinreichend bewiesen gilt, sollen die Ableitungen dennoch jedesmal an wenigen Beispielen erhärtet werden. — Es hat sich wohl jedermann schon einmal auf zwecklos eiliger Gangart ertappt beim Ausmalen künftiger Taten. Eine Unternehmung, ein Werk, ein Wiedersehen planend, schreitet er schneller und schneller aus und erlebt die plötzliche Zügelung durch eine die Strasse sperrende Wagenkette mit weit grösserer Reaktion der Ungeduld als in einem Augenblick, wo er der Vergangenheit gedenkt. Träumerisch veranlagte Individuen pflegen sich selbst überlassen mehr langsam zu gehen, während notorische „Pläneschmieder" sogar unter Mitgängern unfehlbar in's „Rennen" kommen, wofern man sie nicht beständig zurückhält. Umgekehrt zeigt sich Verlangsamung des Tempos beim erweislichen Stocken der Gedanken. Zahlreiche Personen haben die Angewohnheit, die Höhepunkte eines im Gehen geführten Gesprächs geradezu durch Stehenbleiben zu markieren. Der Wunsch nach Eindringlichkeit hemmt mit den Forderungen an die Darstellung ihren Redefluss so sehr, dass auch ihr Körper wie vor einem Hindernisse Halt macht.

Wir wenden uns y, d. h. der noch unbekannten Triebfeder zu, welche eine spezifische Grossheit der Bewegung herbeiführt. Da lautet die Vorfrage denn: weshalb wollen wir grosse Bewegungen machen? Offenbar um ein räumlich entferntes Ziel zu erreichen. — Wir neigen demnach

zur Grösse der Bewegung zunächst einmal umso mehr, je räumlich entfernter das innerlich erstrebte Ziel ist. Wer beispielsweise immer grosse Märsche zu machen gezwungen wäre, der würde im Rahmen seiner Konstitution zur Grösse auch des einzelnen Schrittes zweifellos eher neigen, als wer in kleinen Zimmern und zwischen winkeligen Gässchen sich zu bewegen die Gewohnheit hätte. Gleich allen Eigenschaften des Raumes aber hat auch Entfernung für uns symbolische Kraft: sie repräsentiert Entfernung des Ziels überhaupt. Wir sprechen von Zeitraum, Zeitstrecke etc. und so verdichtet sich uns die Fülle alles dessen, was irgend vom Ziele uns trennt, zum G e f ü h l e i n e r z u d u r c h m e s s e n d e n D i s t a n z. Die spezifische Grossheit unserer unwillkürlichen Funktionen hängt vom Grade der Verwirklichungsnähe unserer Ziele ab. Aus ihrer habituellen Grösse spricht das „Pathos" unseres Strebens, aus ihrer Kleinheit die Pathoslosigkeit.[67]) Diese Schlusswendung bedarf noch einer kurzen Erläuterung.

Wir erleben als Ferne oder Grösse eines Zieles zunächst einmal das Quantum der zu überwindenden Schwierigkeiten. Der Gedanke, über einen schmalen Fluss zu rudern, erscheint uns „kleiner" als die Durchquerung eines grossen Sees auf gleiche Weise und beide Unternehmungen müssten als bedeutungslos verblassen vor einer Ruderpartie über den Ozean. Ebenso ist die Vorstellung eines morgen zu unternehmenden Spazierganges „kleiner" als die einer Reise, die man in einem Jahre machen will. — Mehr aber als mit der Summe der Schwierigkeiten wächst das Ziel mit der U n ü b e r s e h b a r k e i t derselben. Die noch so halsbrecherische Erkletterung einer Kirchturmspitze etwa wäre für unser Gefühl stets ein „kleineres" Ziel als die Erstbesteigung eines noch wenig bekannten Gebirges, indem nur hier, nicht aber dort die Hindernisse den Charakter relativer Dunkelheit hätten. Selbst bei mechanisch grösserer Schwierigkeit schiene jenes nur ein „Kunststück", dieses eine „Tat" zu sein. Und so verleiht denn niemals schon die genau veranschlagbare Summe der Hindernisse, sondern erst der Einschlag unbestimmter Möglichkeiten einem Ziel „Erhabenheit" und unseren darauf gerichteten Wünschen jene Schwungkraft, welche die Alten „Pathos" tauften.

Man erkennt wohl ohne weiteres die tiefe Berechtigung dieses von der Antike für alle Zeiten wahr geprägten Namens. „Pathos" heisst in wörtlicher Uebertragung etwa „Begegnis" und bezeichnet jedenfalls den Zustand

---

[67]) Man beachte, dass hier die Rede ist vom „Pathos" der inneren T ä t i g k e i t, d. h. mit anderen Worten von einem S t r e b e n, welches die Dimension des „Pathos" hat. Nur in Hinsicht darauf gilt das Gesetz von der proportional mit ihm wachsenden Tendenz zur Distanzvergrösserung der Bewegungen; nicht aber vom Pathos s c h l e c h t h i n, als welches auch o h n e jede psychische Aktivität bestehen und alsdann sogar mit steinerner Reglosigkeit des Leibes verbunden sein kann. Ein gutes Beispiel für dieses in früherer Zeit nicht einmal ausnahmshafte Vorkommnis geben die mittelalterlichen Hexenausfahrten, wo der (meist anaesthetisch gewordene) Körper in völliger Starrheit dazuliegen pflegte, während die „Seele" sich unter Schauern rasenden Fluges über weite Länderstrecken gerissen fühlte.

dessen, dem etwas widerfährt, im Gegensatz zur rein-tätigen und selbstbedingten Kraft des Wollenden. Die Wahrscheinlichkeit der Widerfahrnis auf dem Wege zum Ziel aber wächst mit der Unübersehbarkeit dieses Weges. Wer die Kirchturmspitze zu erklettern sich anschickt, der sieht und bemisst zum voraus, was er wagen will, und hat nur eines genau zu prüfen: seine Kraft und Geschicklichkeit; dahingegen wer in ein fremdes Gebirge eindringt, überdies noch unbekannten Fährlichkeiten zustrebt. Gesetzt er vermag das Endziel gedanklich vorwegzunehmen, was denn zwar nicht jedermanns Sache ist, so wird ein Gefühl des kräftigen Entschlusses in ihm unfehlbar verwoben sein mit dem gerade umgekehrten der Passivität und des unbegründeten Vertrauens vielleicht auf die Gunst des „Zufalls". Und nun nehme man vollends das Endziel des Staatsmanns, der eine Umwälzung des Gemeinwesens zu bewirken, des Strategen, welcher Armeen zu schlagen, des Eroberers, der ein Weltreich zu begründen gesonnen ist, wo vor der Unsumme der „Zufälle", der sie sich aussetzt, auch die stolzeste Willenskraft lächerlich zusammenschrumpft; und man begreift, dass solche Bahnen zu betreten minder ein Wille als ein Glaube befähigt. An den Tatnaturen aller Zeiten und Völker kommt denn das „Pathos" im Wollen am deutlichsten zum Vorschein. Kaum einer dieser Täter war und ist nicht, was die Menge abergläubisch nennt und womit in Wahrheit der Instinkt gebietet: sich Werkzeug zu glauben und vollziehende Kraft einer weltgestaltenden Notwendigkeit. Als das eigentliche Täterpathos trifft man überall ein Grundgefühl nicht des Wollens, sondern des Müssens an: bald in Form des unerbittlichen Nichtanderskönnens, bald zu wunderlich mysteriösen Systemen ausgesponnen, wie man von „höheren Mächten" geheimen Befehl erlausche. Den Sieges- oder Todeswagen noch jedes Erorberers lenkte nicht er, sondern das „Schicksal". [68])

An Bestätigungen für das Gesagte kann es nicht fehlen. Die Sprache nennt ein pathosloses Streben „kleinlich", „engherzig", „beschränkt", ein von Pathos erfülltes „weitausgreifend", „hoch" oder „gross" und zuerteilt ihm eine die Seele „befreiende" Wirksamkeit. N i e t z s c h e kennzeichnet das Wesen des Pathos schlechthin, wenn er das Kriterium der Vornehmheit in einem „Pathos der Distanz" erblickt. — Ferner d e u t e n wir gefühlsmässig als pathetisch niemals kleine, kurze, abgebrochene Bewegungen, sondern stets nur lange, ausladende, also recht eigentlich „grosszügige". Die „Majestät" des Königs etwa würde ein Schauspieler glaubhaft versinnlichen nur durch grosse, getragene Bewegungen. — Ferner sei an eine kulturhistorische Parallele erinnert. In der Antike herrschte das Pathos, das Christentum

---

[68]) Ein wenigstens z. T. verwandter Zustand kann sich beim Glücksspiel einstellen: wie denn die heftige Leidenschaft des Gewohnheitsspielers zuweilen durchaus nicht ohne Pathos ist.

schuf in immer zunehmendem Masse eine Menschlichkeit des „Fortschritts" und des Willens. Dass in Uebereinstimmung damit dem heutigen Leben Grösse der Bewegung abhanden kam, sehen wir; dass sie dem Altertum im höchsten Grade eignete, machen schon die Berichte wahrscheinlich, und es wird vollends gewiss bei Betrachtung seiner künstlerischen Hinterlassenschaften. Der grossen B e w e g u n g nämlich entspricht im räumlichen Gebilde die grosse L i n i e. Auf ihr allein wiederum beruht jener Charakter des „Monumentalen", durch den die Kulturniederschläge der gesamten Antike (von den Bauten bis zu den Gewändern) denen der Neuzeit unstreitig überlegen sind. — Endlich können wir aus dem Bereiche der Schrift dafür Belege holen. So unterscheiden sich die antiken Schriftsysteme durch geringere Gebrochenheit der Linie von ihren mittelalterlichen Modifikationen; so ist die Durchschnittsgrösse der Handschriften im Jahrhundert des Mer-

Fig. 83. Grosse Schrift (Louis XIV.): Pathos des Selbstgefühls.

Fig. 84. Kleine Schrift: Ueberlegung und Vorsicht.

kantilismus kleiner als im 18. und zumal als im 17., und 16.; und so treten hervorragend grosse Schriftformen weit häufiger bei Feldherren, Staatsmännern und Organisatoren auf als bei Gelehrten, Kaufleuten und Beamten. Fig. 83 zeigt uns in der Handschrift Ludwigs XIV. ein rechtes Monument des „grand siècle", das weit über seine Kräfte hinaus nach Pathos Verlangen trug und demgemäss nichts so gern übertrieb als den Ausdruck der Hoheit. Indem wir die vorsichtige und kluge Handschrift eines Dichters aus dem vorigen Jahrhundert daneben stellen (Fig. 84), bringen wir in der Verschiedenheit zweier Persönlichkeiten zugleich den Gegensatz zweier Epochen zum Ausdruck. —

Wir wenden uns schliesslich z. d. h. der noch unbekannten Triebfeder zu, welche die Wucht der Bewegung herbeiführt „Zweck" jeder Nachdrücklichkeit der Bewegung ist offenbar die Ueberwindung irgendwelcher Widerstände. Die Wucht nimmt zu mit deren Grösse sofern die Absicht, ihrer Herr zu werden, nicht aufhört. — Wir n e i g e n darnach zur Wucht des

Ausdrucks, wenn die auf das Ziel gerichtete Tätigkeit Hemmungen erleidet. Auf die Hemmung bezogen wird unser Trieb zu dem, was wir im engeren Sinne als Betätigung einer „Kraft“ erleben: und dies ist die Wurzel des blossen Existenzgefühls wie jeder äussersten Anspannung unseres Wollens. Indem wir „Kraft“ durch das hier noch bessere Fremdwort „Energie“ ersetzen, können wir sagen: in der Wucht der Bewegung bekundet sich die „Energie“ der inneren Tätigkeit.

Von den äusserst mannigfachen Belegen dafür sei nur ein einziger angeführt. Von allen Affekten die grösste psychische Energie entwickelt der Zorn: daher die Wucht seines Ausdrucks. Bei der Freude hingegen herrscht Abfluss und Eile bei weitem über die Spannungserzeugung: daher die so viel grössere „Leichtigkeit“ ihrer Bewegungen. Die Freude „beflügelt.“

Wir sind jetzt in der Lage, die drei Unbekannten in die algebraische Formel einzufügen.

I. V. (Geschwindigkeit) = J von A. (Grösse d. „Aktivität“ d. psychisch. Tätigkeit)
II. S. (Ausgiebigkeit) = J „ P. („ des „Pathos“ „ „ „)
III. N. (Wucht) = J „ E. („ der „Energie“ „ „ „)

Die erfreuliche Bestimmtheit dieser Deutungen verschwindet wieder, sobald wir die drei Merkmale statt isoliert in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachten, was allein schon deshalb geschehen muss, weil die wirkliche Handschrift uns nur Komplexe bietet, der besonderen Wucht der Bewegung jederzeit die besondere Eile und dem Zusammenhange beider eine besondere Ausgiebigkeit hinzugesellend.

Zwischen den fraglichen Triebqualitäten macht sich bei genauerem Hinsehen ein merkwürdiger Unterschied geltend. So das Fortschreiten der inneren Tätigkeit als die Vorwegnahme der leitenden Endvorstellung betrifft ausschliesslich das Ziel des Vorgangs, indes die Energie ein davon ganz Verschiedenes, nämlich die Hindernisse zum Bewusstsein bringt, die seinem Vollzug im Wege stehen. Nun liegt aber jeder geistigen Tätigkeit neben dem Antrieb immerdar auch ein Hindernis zugrunde. Damit es zu irgendwelchen Strebungen komme, muss zwar ein Ziel, zugleich aber etwas da sein, was vom Ziele trennt. Völlig mit der motivierenden Vorstellung eines würde jede Intention im statu nascendi bereits als befriedigt erlöschen. „Antrieb“ und „Hemmung“ sind die nicht auseinander zu reissenden Hälften der inneren Tätigkeit. Wie die Stärke des elektrischen Stromes als zerlegbar gedacht wird in die elektromotorische Kraft und den Widerstand des ihn leitenden Mediums, so ist der geistige Vorgang in jedem Augenblick das Ergebnis aus der Wirkung zweier Kräfte, deren eine treibt, während die andere zügelt, und das tat-

sächliche Erleben vollzieht sich ausnahmslos im steten Wechsel von „Stauung" und „Abfluss." Beide Funktionen sind einander vollkommen reziprok. Bei unveränderter Grösse der beteiligten Lebensenergie wird jede um genau soviel wachsen können, als gleichzeitig die andere abnimmt. Diese Einsicht schliesst Konsequenzen von grosser Tragweite in sich.

Vorerst einmal scheint sie dem Grundgesetz zu widersprechen, mit dessen Entwicklung wir dieses Kapitel eröffneten. Es sollte nämlich ihr zufolge derjenige Teil der inneren Tätigkeit, der z. B. den Nachdruck verstärken könnte, der Ausgiebigkeit und Eile gerade entgegen wirken und demgemäss in der Herabsetzung beider zum Ausdruck gelangen. Der behauptete Paralellismus aller drei Momente zur Grösse der psychischen Kraftentfaltung besteht in der Tat nur „unter sonst gleichen Umständen", womit auch gesagt ist, dass sie ohne Verschiebung erfolgen müsse zwischen ihrer zügelnden und ihrer treibenden Hälfte. Ferner tritt der tiefere Grund hervor, weshalb aus der Durchschnittsgrösse der Intensitäten in einer Handschrift kein Schluss erlaubt ist auf die Stärke des Charakters.

Ihre habituelle Bewegtheit ist nämlich offenbar aus zwei Faktoren das Ergebnis: der Stärke der persönlichen Triebkraft und der Schwäche der persönlichen Hemmkraft. Grösse der Bewegtheit zeugt daher vorwiegend bald etwa von Strebsamkeit, Zielbewusstheit, Tatkraft (Stärke der Triebkraft), bald von Ablenkbarkeit, Erregbarkeit, Haltlosigkeit (Schwäche der Hemmkraft); Kleinheit der Bewegtheit bald von Beschaulichkeit, Indolenz, Apathie (Schwäche der Triebkraft), bald von Widerstandskraft, Selbstbeherrschung, Ausdauer (Stärke der Hemmkraft)[69]. — Die mehrfach betonte Forderung, dem Einzelmerkmal zu misstrauen und jeden tieferen Aufschluss aus dem Ganzen zu erwarten, könnte uns eindringlicher wohl nicht empfohlen werden als durch das doppelsinnige Schillern so elementarer Ausdrucksfunktionen. — Ehe wir nun nach determinierenden Begleitmerkmalen Umschau halten, muss genauer ein Moment gewürdigt werden, welches bei organisierten Gebilden Auslegungsunterschiede begründet, ohne begrifflicher Indizierung erreichbar zu sein.

V. Kapitel: Das Formniveau.

Man denke sich auf Symptome Fig. 85 mit Fig. 89 verglichen. Da stände zwar rein äusserlich der grösseren Steilheit die grössere Schräge, der Rundheit die Eckigkeit, der ausladenden die enge Schrift etc. gegenüber,

[69]) Siehe Anhang X.

während Bindungsgrad, Linksläufigkeit gelegentlicher Anhängsel. Verhäkelung der Zeilen und manches sonst noch einander ähnelte. Psychologisch angesehen aber wäre das völlig belanglos. Keine noch so grosse Differenzensumme, das fühlt hier wohl jeder, ermässe den Unterschied und keine Summe von Aehnlichkeiten reichte hin, ein charakteristisch Gemeinsames auszufinden Bei so weitem Abstand der Form die Materien zu messen, bliebe täuschendes Spiel jener Blindheit, die im Säulenstrunk nur ein Stück kohlensauren Kalk erblickt.

Statt „Form" kann man „Eigenart" oder „inneres Leben" sagen: der Sinn ist stets die so völlig gefühlsbestimmte als in Begriffe nicht auflösbare Gesamtqualität. Sie hat ihre Akzidentien und Auffassungskorrelate, aus denen wir z. B. die „zweckmässige Vereinfachung" namhaft machen, während die gleichfalls wohl herbeigezogene Vorherrschaft der Kurve nur einen Typus des Geschmacks betrifft.[10]) Ihr eigentlicher Grund liegt im Gefühl; ihre Konsequenzen aber kann uns das Problem von Antrieb und Hemmung zeigen.

Form entsteht, wo bildnerische Kraft ein ihr begegnendes Material bewältigt: ihr Dasein zeugt daher ausnahmslos von einem nicht näher bestimmbaren Grade von Spannung. Auch die krauseste Eigenart der Ausdrucksprägung ist niemals Haltlosigkeit. — Unform kann zwiefache Wurzel haben. Sie stammt einmal aus der Schwäche der Gestaltungskraft und verrät uns alsdann nichts als die Uebermacht einer Regel; wovon früher die Rede war. Sie stammt anderseits aus dem M a n g e l an Innenleben, entspricht folglich der psychischen Schablonenhaftigkeit, welche Regeln einzuverleiben nicht nötig hat, indem sie ja selber deren Träger ist. Daraus folgt, dass im eigenartsloseren von zwei Charakteren ein dem Unterschied irgendwie äquivalentes Mehrmass von Kraft m e c h a n i s c h in die Erscheinung tritt. Ein diagnostischer Vergleich der Ausdrucks s t ä r k e n wäre hier ebenso irreführend als wenn man beispielsweise an der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Wut in zwei Personen abschätzen wollte deren eine darauflosschimpft, indes die andere geschliffene Bosheiten flüstert. Was dort in der Stärke des Klanges, das verbraucht sich hier in der Zuschärfung des Inhalts F o r m i s t d a s i m m a t e r i e l l e S y m b o l d e r U e b e r w i n d u n g, w i e N a c h d r u c k u n d H e m m u n g d e r e n m a t e r i e l l e S y m p t o m e s i n d.

---

[10]) Vergl. J. Crépieux-Jamin. Handschrift und Charakter. S. 367. Auch Crépieux-Jamin will im übrigen das Niveau einer Handschrift bestimmen. (Kap XII. des genannten Buches „Der Verstand und seine Abstufungen"); aber er begeht dabei den doppelten Fehler: erstens „Form" mit „Harmonie" d. h. mit aesthetischer Wohlgefälligkeit zu verwechseln und zweitens die Ursache, statt in der seelischen Lebendigkeit, vielmehr in der geistigen Begabung des Schreibers zu suchen, die ihm am Ende dabei noch zusammenfliesst mit dessen Bildungsstufe. Vergl. Anm. 1 dieses Buches.

Psychologisch vergleichbar sind folglich nur Schriften auf gleichem oder ähnlichem Formniveau und nur für sie gilt jedes Gesetz der Begleitmerkmale. Zur Charakterisierung niveau v e r s c h i e d e n e r Gebilde aber sollten wir über ebensoviel verschiedene Sprachen verfügen oder, da solches ausgeschlossen, wir sollten die nämlichen Wörter bald leicht, bald schwer, bald sehr schwer zu gebrauchen wissen: eine Angelegenheit zum Teil der Darstellungskunst, die allerdings den wichtigsten Schlüssel des Erfolgs auf dem Gebiet der praktischen Diagnostik liefert. — Dass damit die reindiskursive wieder einer Entscheidung des Gefühls unterstellt wird, ist, wenn man will ein Uebelstand: aber nicht etwa nur der Graphologie, sondern sämtlicher Wissenschaften, Mathematik und Logik ausgenommen. Jedes Problem hat einen Punkt, wo sich zeigt, dass sein Gegenstand nicht sowohl da ist, als vielmehr durch einen Akt der Abstraktion fingiert wurde: wie denn nicht das Leben spezifisch chemische oder botanische oder zoologische Wahrheiten kennt, sondern nur unsere entsprechend einseitig pointierte Betrachtungsweise. Sobald unser Geist ein als Teil Begriffenes durch das Medium des Ganzen sieht, wird das Unbedingte wieder zum Relativen, indem in irgend einer Art sich geltend macht, was wir für den Ausdruck das „Formniveau" nannten.[71])

Die Zahl der Niveauunterschiede hängt selbstverständlich von einer spezifischen Gefühlsempfindlichkeit des Betrachters ab, und es wird für jeden eine gerade ihm eigentümliche obere Grenze geben, jenseits deren höhere Steigerungen für ihn zusammenfliessen. Auch leugnen wir nicht, dass nichts so entschieden die Schranken unseres Wesens verrate als der Punkt, bis zu welchem unser biologisches Urteil reicht. Indessen eben daraus erwächst der Diagnostik der unermessliche Vorteil, dass mehr wie in sonst einer Wissenschaft geringe Geister und ungeeignete Köpfe zuletzt mit Notwendigkeit an ihr abprallen. Jede Bewertung der Erscheinungswelt unter dem Gesichtswinkel eines (noch so hohen) Z w e c k e s fällt alsbald einem Mass von Schablonisierung anheim, das der hinreichend „Gebildete" sich aneignen wird, und ist daher wesentlich Sache der Uebung und allenfalls noch der Begabung. Zum Behuf aber einer völlig unteleologischen Rangverteilung hat der Beschauer nichts einzusetzen als durchaus nur sich selbst oder das von N a t u r i h m V e r l i e h e n e: nicht klug

---

[71]) Die Psychodiagnostik als auf Erfassung des I n d i v i d u e l l e n gerichtet und darum nicht in Gefahr, mit der „Wirklichkeit" die Fühlung zu verlieren, hat den Vorzug, uns die Notwendigkeit dieses recht eigentlich „synthetischen" Schrittes aufzudrängen, während solche Wissenschaften ihn zu unterlassen pflegen, deren Aufgabe mit der Feststellung allgemeiner Züge des Verhaltens gelöst erscheint. Das aber bleibt niemals ohne nachteilige Folgen, wie allemal mit erschreckender Deutlichkeit zutage tritt, wenn aus der Beschränktheit seines künstlichen Horizontes heraus der „Fachgelehrte" einen wirklichen Philosophen bekämpft, weil er in einer Spezialfrage irrte! — Neben der Prüfung auf »wahr« und »falsch« hat jeder Gedanke noch die andere auf »tief« oder »flach« zu bestehen. Der Masstab dafür aber ist kein solcher der Logik mehr.

Fig. 85. Sehr hohes Formniveau. (Aus v. Frimmel's Beethoven-Biographie.)

Erworbenes und keine Fertigkeit des blossen Verstandes. Da hilft keine Krücke des „Schönen", „Erhabenen", „Charakteristischen" und wie andere Lieblingsbegriffe der „Aesthetik"[72]) lauten, sondern es handelt sich um das L e b e n s c h l e c h t h i n, das allein aus der Teilhaberschaft an ihm vergegenwärtigt wird und dessen Kräfte man nur graduiert bis zur Grenze ihrer optimalen Intensität in einem selbst.

Wenn nun gleichwohl auch wir zur Kennzeichnung der „Eigenart" gewisse feste Begriffe wählen, so geschieht es nicht zum Zweck der Definition und Begründung, sondern um etwas präziser hinzuweisen auf solche Imponderabilien des Sinnlichen, an die das Gefühl des Lebens am unmittelbarsten gebunden scheint. Wir zerlegen im zehnten Kapitel dieses Abschnittes die Substanz der Persönlichkeit in Element und Geist, von denen nur dieser definierbar, jenes dagegen ausschliesslich erlebbar ist. Zur Prüfung ihrer Objektivationen auf den Gehalt an L e b e n müssen wir deshalb absehen lernen von dem spezifisch g e i s t i g e n Bestandteil jeder nicht bloss „natürlichen" Eigenart, womit wir allererst Raum gewinnen für die Betrachtung ihres e l e m e n t a r e n Gepräges. Das aber stellt sich einer konformen Auffassungsgabe zumal nach drei Dimensionen, nämlich als unterschiedlich in „Fülle", „Schwere" und „Tiefe" dar: Grundkategorien, für deren je eine aushilfsweise etwa noch „Wärme" und „Dichtigkeit" eintreten mögen.

Wir illustrieren im folgenden nur fünf Niveauunterschiede, inbezug auf welche kein Urteilsfähiger die gewählten Bilder vertauschen könnte. Selbst Durchschnittsgraphologen dürften alsbald eine weit grössere Anzahl von Gruppen zu trennen imstande sein, und insbesondere wird es niemandem schwerfallen, jede neue Handschrift in den jeweils passenden Zwischenraum einzuordnen. — Als Ausdruck des relativ stärksten Lebens und zur Markierung des für unsere Zwecke obersten Niveaus geben wir die Handschrift Beethovens, welche ungeachtet mannigfacher Kürzungen qualitativ reichhaltig und bei grösster Beweglichkeit gleichwohl „gewichtig" und „tief" ist. Fig. 85. Sie hat zwar weder Gleichmass noch Festigkeit, verrät vielmehr ein hochgradig gelockertes Seelenleben, das von widerstreitenden Impulsen bewegt wird und aus seinen Kämpfen nicht immer siegreich hervorgeht, aber selbst noch in ihren Schwächen und Entgleisungen bewahrt sie eine unnachahmliche Physiognomie. Man halte daneben etwa die weit strafferen Schriftzüge Wagners (vergl. Kap. XII dieses Abschnittes), um des ausserordentlichen Abstandes inne zu werden zwischen tiefer Originalität der Formensprache und prahlerischer, aber kalter Gewandtheit.

---

[72]) Siehe Anhang XI.

Von der ungemein formbestimmten und dabei merkwürdig geistvollen Handschrift Beethovens, deren nebensächlichste Teile noch Leben atmen, steigen wir schon auf ein wesentlich tieferes Niveau herab mit der ihr in manchen Stücken nicht unverwandten von Fig. 86, die der früh verstorbenen Schriftstellerin Juliane Déry angehört. Die noch immer bemerkenswerte Eigenart hat bedeutend an Konzentriertheit verloren, sie ist leichter und flacher geworden und hat sich gewissermassen ausgebreitet, sodass es z. B. weit schwerer fiele, sie am e i n z e l n e n Z u g e nachzuweisen.[73]) Beurteiler, die ein besonders scharfes Auge haben für den Lebendigkeitsgrad

Fig. 86. Hohes Formniveau.

der Einzelformen, machen wir auf den Unterschied aufmerksam, der in dieser Hinsicht z. B. zwischen den durchaus ähnlichen f's beider Proben besteht.

Wir wählen zur Illustration der dritten Stufe absichtlich eine Handschrift von sehr viel grösserer „Harmonie", richtiger Einheitlichkeit, als die beiden vorigen. Fig. 87. Hier haben wir den durch und durch „sympathischen" Charakter, der bei viel anpassungsfähiger „Vernünftigkeit" doch die volle Selbständigkeit seiner Ueberzeugungen wahrt und dessen männlich entschiedenes Wollen der Wärme des Gefühls keinen Abbruch tut. Allein

[73]) Allerdings ist dafür bereits eine gewisse Originalitätssucht an die Stelle getreten, die in, wenn auch noch unerheblichen, Formübertreibungen ihren Ausdruck findet, wodurch zwar nicht die Eigenart, wohl aber die Auffälligkeit mancher Züge erhöht wird. Man beachte vor allem die etwas aufgebauschten Schleifen.

die Rundung und Prägnanz seiner graphischen Physiognomie täuscht uns nicht über ihre wesentlich geringere Ursprünglichkeit. Sie zeigt uns mehr einen Typus des Verhaltens als ein eigentümliches Innenleben, doch bietet sie einigen Ersatz dafür in erhöhter Einfachheit. Klarheit und Regelmässigkeit.

Solche Vorzüge entschuldigen nicht mehr das positiv formlose Bild von Fig. 88, dessen lebensdünne Spitzigkeit weder durch Haltung noch Harmonie gemildert wird. Obschon übersäet so mit besonderen als allgemeinen „Zeichen", die im Zweifelsfalle ein Wiedererkennen leicht machen würden, ist es nichtsdestoweniger derart unlebendig, dass es eher auf dem Wege zur

Fig. 87. Mittleres Formniveau (1/2 Normalgrösse).

schulmässigen Richtigkeit stehen geblieben als aus ihr herausgewachsen scheint. — Gleichwohl müssen wir noch eine weite Strecke abwärts gehen bis zur Gattung der geradezu formwidrigen Züge von Fig. 89, die von der Norm nicht irgend ein Gehalt unterscheidet, sondern allein die Verzerrung ihrer wesentlich unverändert herübergenommenen Teile.

Ueberblickt man noch einmal die ganze Stufenfolge, so wird man Vertrauen gewinnen zu einem Kriterium, das, wie sehr es auf blosser Schätzung beruhe, für das geschultere Urteil dennoch zwingend ist und nach seinem Teil von objektiven Werten zeugt, die weder der Sittlichkeit noch der „Aesthetik" angehören. Sie aber geben den letzten Entscheidungsgrund,

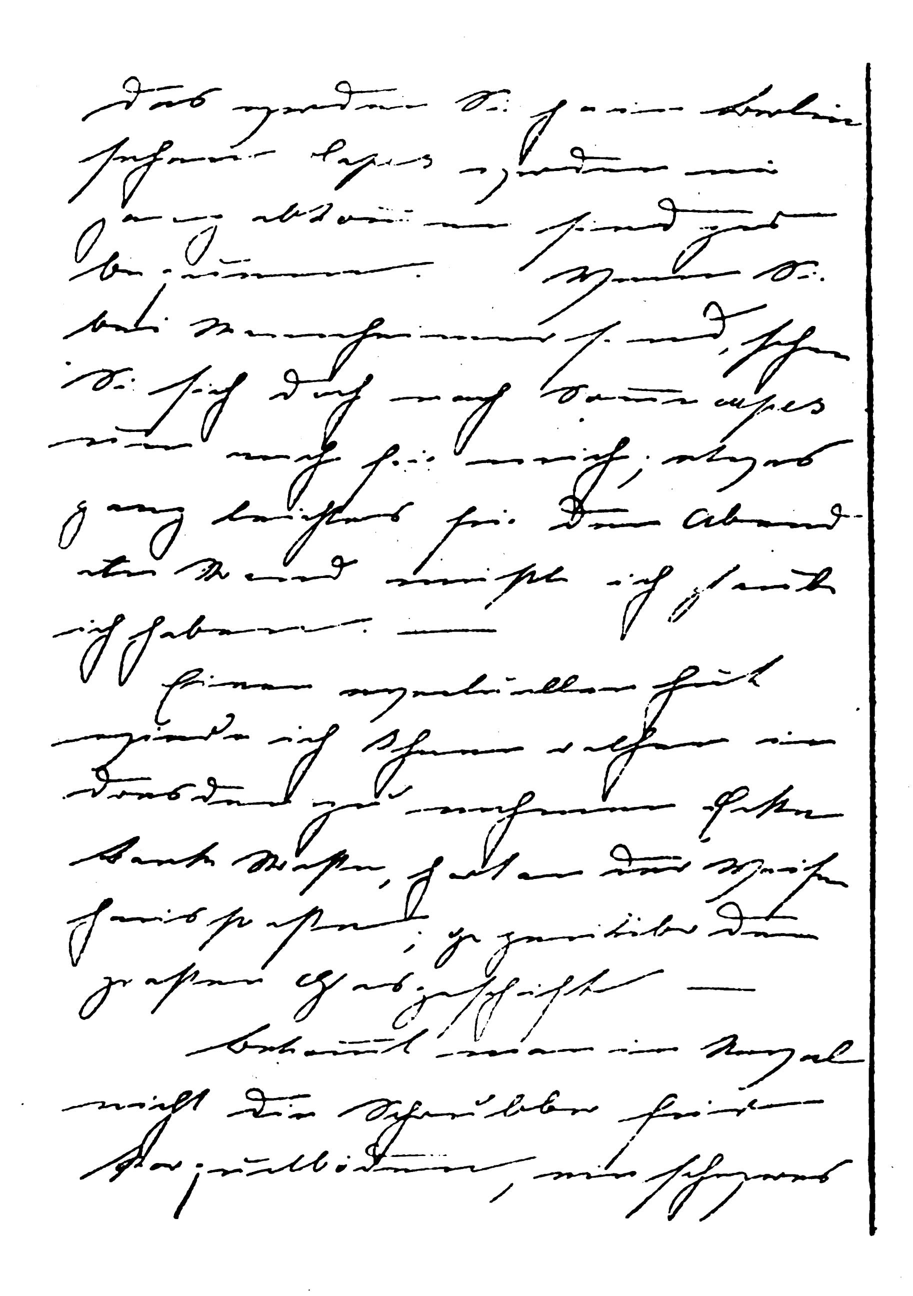


Fig. 88. Niedriges Formniveau.

Fig. 89. Sehr niedriges Formniveau.

ob die physiognomische Einzelheit affirmativ oder negativ zu verstehen sei. Sie bieten für jede Persönlichkeit das biologische Grundmass, demzufolge wir das nämliche Ausdrucksmerkmal bald aus dem Dasein organischer Kräfte deuten, bald aus der Abwesenheit entsprechender Widerstände. — Wie sich im übrigen bei der Auslegung des Bildes verschiedenartigste Einzelbefunde ergänzen, das wird zutage treten, sobald wir, wie nunmehr geschehen soll, die graphischen Ausdrucksformen an der Hand des Grundgedankens klassifizieren.

VI. Kapitel: Klassifikation der Ausdrucksformen.

Der starkbewegte und der hemmungslose Ausdruck sind aller Verschiedenheit ungeachtet vergleichsweise dynamische, der schwachbewegte und der starkgehemmte vergleichsweise statische Phänomene. Jene begleiten unter allen Umständen den Ablauf, diese ein Verharren des inneren Geschehens. Dort haben wir die psychische Kraft im Zustande der Gelöstheit, hier im Zustande der Gebundenheit. Aus diesem allgemeinsten Gesichtspunkte suchen wir jetzt für den fraglichen Unterschied Kriterien der Ausdrucksgestalt zu gewinnen.

Was den Ausdruck verlangsamt, das kann ihn, wie wir sahen, auch zum Stehen bringen; jeder Stillstand aber macht einen neuen Impuls erforderlich. Daraus folgt: mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Kontinuität, mit ihrer Bindung die Diskontinuität der Funktionen. — Von den handschriftlichen Wirkungen heben wir drei hervor. Die Linie unserer Schrift entsteht durch Bewegungsabfolgen des Schreibinstruments in ein und derselben



Fig. 90. Verbundene Schrift.

Ebene, indes der Punkt nur eine kurze Berührung mit darauf folgender Trennung von Griffelspitze und Papier verlangt. Da jeder Wechsel der Ebenen einer Unterbrechung gleichzuachten, so wird ein wachsender Fluss der Bewegung Punkte in Linien, wachsende Brüchigkeit Linien in Punkte zu verwandeln streben. — Kontinuitätsunterschiede der Fixation zeigen sich

ferner im Grade der Verbundenheit: die fliessende Bewegung neigt zur Bindung, die unfliessende zur Trennung der Schriftelemente. Fig. 90 und Fig. 91. — Endlich setzt auch der Winkel eine Intermittenz der Impulse

Fig. 91. Unverbundene Schrift.

voraus: der mehr kontinuierliche Duktus ist unter sonst gleichen Umständen kurvenreicher. Fig. 92 und Fig. 93.

Hier sei noch angeschlossen, dass jede Verlangsamung der psychischen Tätigkeit hemmend zurückwirkt auf das Spiel der Assoziationen. Der

Fig. 92. Kurvenbindung.

Fig. 93. Winkelbindung.

Wechsel der Vorstellungen ist reger bei gelöster als bei gebundener psychischer Tätigkeit. Jedem Vorstellungsvorgang aber entspricht ein Impuls. Mit der Lösung der psychischen Kraft vermehrt sich daher, mit ihrer Bindung verringert sich der Bewegungsreichtum. Fig. 94 und Fig. 95.

Da ferner die sich aktualisierende Tätigkeit den Geist zunehmend von sich abzieht, so ist die Ausdrucksbewegung je ungehemmter umso

mehr vom Körper weg gerichtet. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Zentrifugalität, mit ihrer Bindung die Zentipetalität der Funktionen. Jenes kann bewirken:

Fig. 94. Bewegungsreiche Schrift.

Fig. 95. Vereinfachte Schrift.

Ersetzung rückläufiger durch rechtsläufige Züge, Betonung der Oberlängen, Steigen der Zeile — dieses vermehrte Rückläufigkeit, Betonung der Unterlängen, Sinken der Zeile. Fig. 96 und Fig. 97.

Fig. 96. Vorherrschend zentrifugale Schrift.

Fig. 97. Vorherrschen zentripetale und steile Schrift.

Sofern die Zielvorstellung auch den „Schreibdrang" steigert, muss ihre psychodynamische Energie in der oben sogenannten Zielläufigkeit zutage treten. Das Ziel des Schreibens liegt bei unserer rechtshändigen und abduzierenden Technik in der Richtung der r-Komponente, deren Zunahme Verlängerung des An- und Schlussstrichs, Weitung der Schrift und schrägere Lage mit sich bringt. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst folglich die Ausgiebigkeit der Nebenrichtungen sowie die Weite und Schräge der Schrift, mit ihrer Bindung die Unausgiebigkeit der Nebenrichtungen sowie die Enge und Steilheit der Schrift. Fig. 97 und

98. Diese Eigenschaften nebst einigen anderen kennen wir bereits als Symptome der Geschwindigkeit. Für den in Rede stehenden Grundunterschied der Innenvorgänge bleibt ihr Sinn der gleiche, auch wenn man sie als unmittelbar expressiv betrachtet.

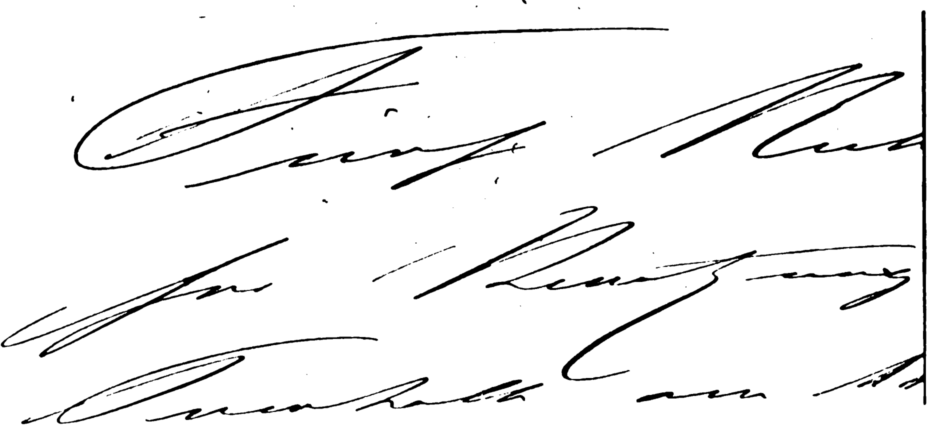


Fig. 98. Ausgesprochen schräge Schrift.

Die grössere Hemmungslosigkeit hat endlich eine grössere Sicherheit der Koordination zur Folge. *Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Gleichmässigkeit der Funktionen.* Ein besonderer Fall von Gleichmässigkeit ist die verminderte, von Mangel an

Fig. 99. Geringe Längenunterschiedlichkeit.

Fig. 100. Grosse Längenunterschiedlichkeit.

Gleichmässigkeit die vermehrte *Längenunterschiedlichkeit*: wie denn jene weit häufiger in allgemein-gleichmässigen, diese in allgemein-ungleichmässigen Handschriften auftritt. Wir erinnern an unsere Ausführungen über den hysterischen Charakter. Fig. 99 und Fig. 100.

Von der Gleichmässigkeit durchaus zu unterscheiden ist das Mass der Regelmässigkeit einer Handschrift. Die Regelmässigkeit bekundet, wie der Name sagt, das Walten einer Regel oder Maxime. Sie tritt daher auch häufig als beabsichtigt auf und es sind, wie wir wissen, keineswegs die von Haus aus gleichmässigen Schriften, die sich dem Zwange einer Regel am ehesten akkomodieren. Es wiederholt sich hier der uns wohlbekannte Gegensatz von „Form" und „Stil". „Form" oder „Eigenart" kann auch bezeichnet werden als ein System unberechenbarer Aberrationen, das bei vollkommener Regellosigkeit dennoch mit grossem Gleichmass verträglich ist: dergestalt das natürliche Gleichgewicht der einen Charakter konstituierenden Triebe verratend; wohingegen der „Stil" als die geregelte Schwankungsbreite der Abweichung selbst bei intendierter Ungleichmässigkeit den natürlichen Schwankungsspielraum der Kräfte einengt. Fig. 101 und 102. Indem er die Form mehr und mehr überwältigt, entsteht zu-

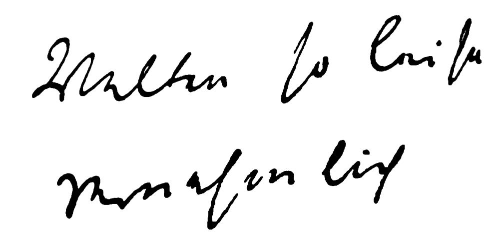


Fig. 101. Gleichmass bei relativ grossem Schwankungsspielraum.

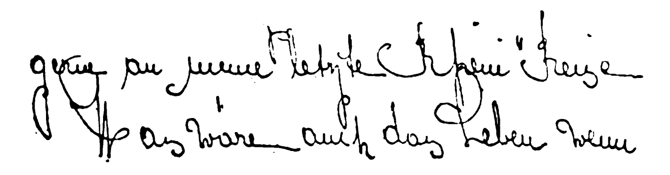


Fig. 102. Eingeengter Schwankungsspielraum bei intendierter Ungleichmässigkeit.

letzt eine Art der Formlosigkeit, die mit der absoluten Herrschaft der Regel identisch ist und gleichsam den Endpunkt einer zweiten Skale der Unform (man könnte sie die negative nennen) markiert. Das Niveau der ebenso schulmässigen als leeren Handschrift von Fig. 103 liegt daher keineswegs höher als das der positiv formlosen von Fig. 89. Als das unmittelbar Gegebene wird die Form mit dem ihr natürlichen Grade von Gleich- oder Ungleichmässigkeit umso stärker zum Durchbruch kommen, je ungehemmter ein psychischer Vorgang abläuft und umgekehrt. Mit

der Lösung der psychischen **Kraft** wächst daher unter sonst gleichen Umständen die Eigenart, mit ihrer Bindung die Regelmässigkeit der Funktionen.

Fig. 103. Leere Handschrift.

Ein vergleichsweise gelöster Geisteszustand unterscheidet sich von dem vergleichsweise gebundenen demgemäss keineswegs nur durch Intensitätsfaktoren der Bewegung, sondern durch zahlreiche Momente der Bewegungsgestalt und wir sehen, dass die Gradgegensätze der psychischen Dynamik ein Prinzip der Gruppierung abgeben für eine grosse Reihe genereller Ausdrucksformen. Alle auf der linken Seite nachstehender Tabelle vereinigten Schrifteigenschaften wachsen, alle rechts postierten nehmen ab in dem Masse als ein psychisches Geschehen dynamischer wird; umgekehrt aber wachsen diese, während jene abnehmen, in dem Masse als ein psychisches Gestehen statischer oder besser vielleicht stationärer wird. Wovon wir ausgingen: der merkwürdige Gegensatz zwischen Ausgiebigkeit und Eile auf der einen und dem Nachdruck auf der anderen Seite hat sich zu einem Gegensatz wenn nicht aller, so doch vieler Schrifteigenschaften erweitert, dessen allgemeinster Grund in einem Gegensatz der psychischen Mechanik liegt.

Die spezifische Bewegtheit ist damit zu einem Merkmal nicht nur der Ausdrucksquantitäten, sondern ebenso der Formen einer Handschrift geworden und wir können diese in beliebigem Umfange zu Rate ziehen, um ihren Sinn im Einzelfalle festzustellen. Wir sahen nun schon: die Eigenart einer Handschrift ist niemals von blosser Ungehemmtheit, ihre Regelmässigkeit niemals von blosser Schwäche des Antriebs ein Zeichen, weshalb ein „gelöster" Duktus um so mehr zum „starkbewegten" wird, je mehr „Form", ein „gebundener" umso mehr zum „gespannten", je mehr „Stil" er aufweist. — Vergleichbarkeit der Nebenumstände vorausgesetzt, lässt ferner die grössere Sicherheit der Koordination nicht nur den weniger gehemmten, sondern den positiv stärkeren Impuls erkennen, wofür ein schönes Beispiel die Exaltationen der Freude und des Rausches geben, die je stärker die von ihnen ergriffene Seele ist, um so bälder in der Erzeugung des Rhythmus gipfeln. Der Rhythmus aber muss als die absolut vollendete Koordination und damit als eigentliche Vollkommenheit des Ausdrucks erachtet werden: wo denn der Charakter zwar in einen Zustand erhoben erscheint, den wir bald nur als Ausnahme kennen, während er für die un-

Tabelle I

Lösung der psychischen Kraft.	**Bindung** der psychischen Kraft
Aus Starke der Triebkraft: Starkbewegter Duktus. Aus Schwäche des Widerstandes: Spannungsarmer Duktus.	Aus Schwäche der Triebkraft: Schwachbewegter Duktus. Aus Stärke des Widerstandes: Spannungsreicher Duktus.
Eile. **Ausgiebigkeit.** **Druckschwäche.**	**Langsamkeit.** **Unausgiebigkeit.** **Druckstärke.**
Fluss der Bewegung. Linie statt Punkt. Kontinuität der Fixation. Kurve statt Winkel.	**Intermittenz** der Bewegung. Punkt statt Linie. Diskontinuität der Fixation. Winkel statt Kurve.
Zielläufigkeit. Abstrich verlängert. Weitung. Tendenz zur Schrägerstellung.	**Retardation** Abstrich verkürzt. Engung. Tendenz zur Steilerstellung.
Bewegungsreichtum. Hinzufügungen. Schleifenausbauchung.	**Bewegungsarmut.** Fortlassungen. Schleifenverminderung
Zentrifugalität. Rechtsläufigkeit. Abduktivität. Oberlängenbetonung Steigen der Zeile.	**Zentripetalität** Rückläufigkeit. Adduktivität. Unterlängenbetonung Sinken der Zeile
Sicherheit der Koordination. Speziell: Geringe Längenunterschiedlichkeit	**Unsicherheit der Koordination.** Speziell: Grosse Längenunterschiedlichkeit.
Eigenart (Form.)	**Regelmässigkeit (Styl.)**

gebrochene Kraft heute freilich nur mehr spärlicher „Naturvölker" unzweifelhaft die Regel bildet. — Das Gleiche gilt vom Reichtum der Bewegung, wofern wir uns hüten, ihn mit blosser Ausgiebigkeit, sei es auch in den Zutaten und Nebenteilen, zu verwechseln, sondern ihn nehmen, wofür er genommen sein will, für den Reichtum der Bewegungs q u a l i t ä t e n.

Werfen wir ferner einen Blick auf die rechte Seite der Tabelle, so leuchtet ein, dass der schlechthin schwache, will sagen der leicht zu hemmende Impuls wohl zwar eine kleine, nicht aber eine enge Handschrift hervorbringt. Damit die nach vorn gerichtete Bewegung durchschnittlich grösser ausfalle als die frontale, muss der Schreibdrang auf seinem normalen Entfaltungswege aufgehalten werden; daher im Verhältnis von Höhe zu Basisbreite das Mass einer psychischen Spannung liegt. — Die unvorschriftsmässig linksläufige Bewegung vollends macht Hemmantriebe, d. h. der natürlichen Kraftrichtung entgegenwirkende, sogar dynamisch sichtbar. Auch der Winkel bleibt ohne die Annahme innerer „Stauungen" unverständlich, wenn auch seine tiefere Ursache oft im Konflikt der Impulse, charakterologisch angesehen also im Widerstreit der Triebe zu suchen ist. Die grössere Steilheit endlich setzt bei gewöhnlicher Federhaltung schon mechanisch ein höheres Mass von Anstrengung voraus und ist übrigens aus Gründen, die wir erst später hinreichend würdigen können, ohne Frage Spannungssymptom. — Wir haben ausser dem Reibungsdruck folglich noch zahlreiche Merkmale zur Ermittlung des psychischen W i d e r s t a n d e s: d. h. aber desjenigen Faktors, mit dessen Veranschlagung der Entscheid darüber gewährleistet ist, ob die Bewegtheit einer Handschrift mehr der Stärke der wirkenden Kraft oder mehr der Lockerheit des psychischen Gewebes entstamme.

Die Sache liegt demnach folgendermassen. Ein alle Schrifteigenschaften je einer Seite in sich vereinender Duktus wäre ein theoretischer Grenzfall, dem die Wirklichkeit höchstens wohl nahekommt, während die meisten ihrer Gebilde zwischen beiden Extremen mehr oder minder die Wage halten. Der tatsächliche Sinn der Ausdrucksquanten hängt nun davon ab, in welchem Verhältnis und in welcher Verteilung Schriftzüge der linken mit solchen der rechten Seite verwoben sind. Angesichts der zahllosen Gradunterschiede in der Ausprägung jeder einzelnen ist die Reihe der möglichen Zwischenstufen eine unübersehliche. Durch Hervorhebung diagnostisch gleichwertiger und für die weitere Orientierung markanter Komplexe auf ihr dürfte die Brauchbarkeit unseres Prinzips erst in vollem Umfange sichtbar werden.

VII. Kapitel: Die graphische Ausprägung des Temperaments.

Aus der Besonderheit der Mischung rechts- und linksseitiger Schriftmerkmale leuchtet zunächst hervor das Verhältnis des psychischen Widerstandes zur psychischen Triebkraft. Da nämlich nur die einen proportional mit dieser, nur die anderen proportional mit jenem variieren, so spricht ein Uebergewicht linksseitiger für ein relatives Vorherrschen der Triebkraft, rechtsseitiger für ein solches des Widerstandes, mögen die absoluten Grössen beider wie immer beschaffen sein. Mit dem Uebergewicht der Triebkraft aber wächst, mit dem des Widerstandes verringert sich die Ablaufsleichtigkeit sämtlicher Vorgänge, die von Gefühlen des Wünschens oder Wollens, allgemeiner gesagt von Gefühlen des Strebens begleitet sind.

Nehmen wir nun an, was zweifellos erlaubt, ja notwendig ist, dass ungeachtet noch so variabler Motive und Hemmvorstellungen jeder Persönlichkeit ein bestimmtes Durchschnittsmass sowohl der Triebkraft als des Widerstandes eigne, dann hat notwendig auch eine habituelle Normalform deren beiderseitiges Grössenverhältnis. Und damit verbände sich obiger Darlegung zufolge eine individuelle konstante Beweglichkeit des Strebens oder mit anderen Worten eine persönliche Reagibilität:

$$\frac{T}{W} = R$$

Von der aber wissen wir schon als dem logisch einzig haltbaren Bestandteil der „Temperamente".[74]) Der Sanguiniker, so sagten wir, sei der ausgesprochen leichtreagible, der Phlegmatiker der ausgesprochen schwerreagible Charakter und es beruhe das auf dem Wechsel im Grössenverhältnis zweier Kräfte von entgegengesetzter Beschaffenheit. Die kennen wir jetzt und damit den wahren Sinn des bezeichneten Gegensatzes. Er ist, wie wir sehen, kein solcher der psychischen Intensitäten. Leichtreagibel z. B. kann der an Triebkraft Reiche, aber auch der an Widerstand Schwache sein. Dieses ergibt den „schnell erschöpften", jenes den nicht minder häufigen Sanguiniker von unermüdlicher Rastlosigkeit. Zugleich erklärt unsere Formel diejenigen Nebenzüge beider Typen, die nach dem Zeugnis der Erfahrung hinzugehören. Dafür nur ein Exempel von Bedeutung.

Es heisst, der Phlegmatiker sei schwer aus seiner Ruhe zu rütteln, lege aber einmal aufgestachelt oft eine Energie an den Tag, wie sie unter gleichen Umständen dem Sanguiniker fehle. Unsere Formel zeigt die besondere Natur dieser Fälle und erlaubt ihre Möglichkeit vorherzusagen. Schwerreagibel ist ein Charakter aus Schwäche der Triebkraft oder

[74]) Vergl. Abschnitt III. Kap. II.

aber aus Stärke des psychischen Widerstandes. Letzteres bezeugt die Vereinbarkeit der phlegmatisch genannten Reaktionsform mit jedem Grade von Heftigkeit, Tiefe und Kraft. Damit die aber psychisch w i r k s a m werde, muss sie ein ungleich höheres Wehr der Hemmung überklettern und sozusagen weit mächtiger angeschwollen sein als im gleich intensiven Sanguiniker; woraus sich die Stärke oder Nachhaltigkeit des Strebens erklärt, sofern überhaupt hier ein Streben zustande kommt.

Ferner überzeugt uns die Formel von der Notwendigkeit, das Temperament (gleich dem Naturell) zurückzuführen auf die sog. S t r u k t u r des Charakters. Völlig unbekümmert um den I n h a l t der Willensziele und gleichgültig selbst gegen ihre Stärke betrifft es ausschliesslich das Verhältnis der strebenden Kraft zum Reibungswiderstand ihres leitenden Mediums. Es lässt uns einen Blick tun in das G e f ü g e des Stoffes, aus dem wir gewoben, in den Grad seiner Dichte und Lockerheit, in den Aggregatzustand unseres Wesens. Beim nämlichen Energiegehalt wäre der mehr sanguinische von zwei Charakteren einem Körper vom selben Gewicht, aber minderer Kompaktheit zu vergleichen, etwa einer leichter strömenden Flüssigkeit, die der gleiche Anstoss entsprechend stärker erschüttert. Und wie ein und derselbe Dichtegrad Stoffe von sehr verschiedener Qualität umfasst oder wie umgekehrt chemisch wesensgleiche manchmal von unterschiedlicher Dichte sind (man denke an Marmor und Kreide, Diamant und Kohle), so können auch ganz entgegengesetzte Triebsysteme die gleiche Reaktionsform zeigen, während andrerseits enge Verwandtschaft der Interessen verträglich ist mit grossen Strukturunterschieden.

Wir sprachen bisher vor A b l a u f des Strebens, nicht so sehr von seinem Eintritt und es könnte fraglich erscheinen, ob beides nicht wieder zu sondern sei. Man hat das wirklich hie und da angenommen, jedoch, wie sich zeigen wird, mit Unrecht. [75]) — Es wurde schon ausgeführt, dass der Strebensvorgang in jeder Ablaufphase das Ergebnis bilde aus der Wirkung b e i d e r Kräfte, dass er nur existiere als g e g e n einen Widerstand gerichtet und dass er nichts anderes sei als dessen unablässig erneute Ueberwindung. Die spezifische Leichtigkeit seines Ablaufs hängt daher gänzlich vom Grade der Leichtigkeit ab, mit der das stauende Wehr in jedem Moment überschritten wird, bei gleicher Triebkraft folglich von der Höhe dieses Wehrs oder von der Lage, wie wir es nannten, des S c h w e l l e n p u n k t e s d e r M o t i v a t i o n. Die Reagibilität wächst mit dessen Sinken, sie nimmt ab mit seinem Steigen.

---

[75]) Insbesondere geschieht das bei B a h n s e n, der mit dieser Sonderung seine Unterscheidung von „Reagibilität" und „Rezeptivität" begründet. (Vergl. „Beiträge zur Charakterologie". Bd. I. S. 18—23).

Nicht nur weil sie absieht von jedem Intensitätsbegriff, ist diese Metapher treffender, sondern zumal um ihrer Direktheit willen. Sie rückt in den Vordergrund das wirklich Entscheidende: die Entstehungsleichtigkeit des Strebens und misst dem Vollzuge nur darin Bedeutung bei, dass er von jener zu zeugen berufen ist. Und auch das hat eine praktische Spitze! Den Strebensablauf charakterisiert ja nicht nur, ob er mehr oder minder schnell, ob unaufhaltsam oder zögernd vonstatten gehe, sondern unter anderem auch ein eigener Grad von Stetigkeit, der einen Typus des gleichsam ruckweisen Strebens zu unterscheiden erlaubt von einem bruchlos fliessenden. Wer nun nicht nur die Beweglichkeit, sondern den Fortgang des Strebens im Ganzen sieht, der läuft von neuem Gefahr, das Temperament zu verwirren und zwar mit Struktureigenschaften von anderer Gattung. Das geschieht denn durchweg für den nicht allzu seltenen Sanguiniker, der zugleich Unstetigkeit der Verlaufsform zeigt, ein Symptom des Uebergewichts der Affekte, und hat zu der Meinung geführt, es gehöre notwendig zusammen das leichterregte mit dem affektiven Wollen.

Aber es gibt auch affektive Phlegmatiker, nur dass es andere Affekte sind, die dann den Ton angeben, zum Beispiel solche grämlicher Reizbarkeit, und andrerseits sanguinische Willensmenschen von jedem Grade psychischer Stetigkeit. Erst unsere Formel schliesst derlei Verwechslungen aus, da sie ohne Bezug auf den Rhythmus des Widerstandes nur das Verhältnis seiner Grösse braucht.

Auch der letzte Zweifel an ihrer Berechtigung müsste angesichts der Tatsache schwinden, dass wir durch sie in der Lage sind, das Temperament im graphischen Ausdruck abzulesen mit einer Präzision und Sicherheit, die im Umkreis der Psychologie ihresgleichen sucht. Dazu brauchen wir nur die Symptome der Lösung gegen die der Bindung abzuwägen und zwar nach ihrer erlangbar allgemeinsten Beschaffenheit d. h. unter entschiedener Abstraktion von jeder Sonderform ihres Gepräges im konkreten Ganzen des einzelnen Falles. Wir haben zu prüfen, ob und wie sehr eine Handschrift Eile, Grösse, Druckschwäche, Weite, Kurve etc. zeige oder andrerseits Langsamkeit, Kleinheit, Druckstärke, Enge, Winkel etc. Ein Temperament ist sanguinisch oder phlegmatisch, wenn die Merkmale einer Seite und je mehr sie herrschen, es hat eine Mittelform bei ungefähr zahlgleicher Mischung äquivalenter Merkmale beider.

Wir unterlassen es, im einzelnen zu untersuchen, welche der fraglichen Züge als gleichwertig gelten dürfen, und geben statt dessen ein Schema zur Bestimmung der wichtigsten Typen und zwar mit Hilfe von nur je zwei Symptomen jeder Seite, die als die wesentlichsten geeignet sind, die jeweils sinnverwandten zu repräsentieren. Das leisten für die Symptome

der Lösung Zentrifugalität und Eile, für die der Bindung Druck und Winkel. Bei festem Widerstande wiese darnach auf Schwäche der Triebkraft die langsame und zentripetale, auf ihre Stärke die rasche und zentrifugale Bewegung; bei fester Triebkraft auf schwachen Widerstand, Mangel an Nachdruck und Häufigkeit der Kurve, dagegen auf starken Widerstand kräftiger Druck und Winkelreichtum. Nehmen wir für beide zusammen nur jedesmal 10 unterscheidbare Stufen an, so ergeben sich bereits 100 Möglichkeiten der Beziehung von T zu W und darunter nicht weniger als 63 verschiedene Grade der Reagibilität, was wir algebraisch folgendermassen zum Ausdruck bringen.

In T sei das unbekannte Element mit x, in W mit y und die relative Zunahme beider durch jeweils entsprechende Faktoren bezeichnet. Dann haben wir unter der Voraussetzung, dass x gleich y, für den Ausgangsfall: langsam, zentripetal — druckschwach, Kurve:

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{y} = 1$$

Nun wachse T d. h. die Schriften seien zunächst um ein geringes, dann mit stetiger Zunahme eiliger und weniger zentripetal, aber unverändert durchschwach und kurvenreich; dann wächst auch die Reagibilität und zwar genau im gleichen Masse:

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{2x}{y} = 2$$

$$= \frac{3x}{y} = 3$$

etc. etc. etc.

bis: $$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{10x}{y} = 10$$

welches das Maximum der Reagibilität, bezw. eine Schrift anzeigt, die druckschwach, kurvenreich, zentri f u g a l und e i l i g ist. — Die andere Grenzreihe der Möglichkeiten entsteht durch sukzessive Steigerung von W bei konstantem T, graphisch also durch den Uebergang von drucklos-kurvenreichen Schriften zu druckstark-winkelreichen.

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{y} = 1$$

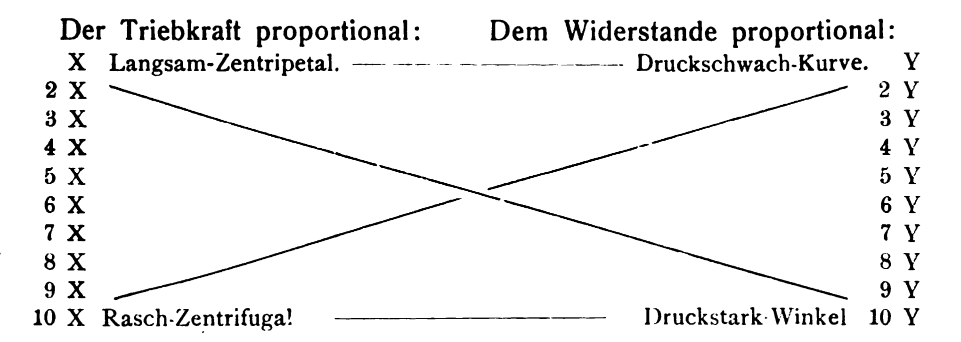
$$= \frac{x}{2y} = \frac{1}{2}$$

$$= \frac{x}{3y} = \frac{1}{3}$$

etc. etc. etc.

bis: $$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{10y} = \frac{1}{10}$$

Mit der letzten Formel wird das erreichbare Minimum der Reagibilität, bezw. eine Schrift bezeichnet vom Typus: langsam, zentripetal-druckstark, Winkel. Von R = 10 bis zur Mittelgleichung R = 1 reichen die 50 mehr sanguinischen, von dort bis zum anderen Grenzfall $R = \frac{1}{10}$ die 50 mehr phlegmatischen Reagibilitätsunterschiede, wie man aus nachstehendem Schema auf einen Blick entnimmt.



So ergibt sich in zahlenmässiger Bestimmtheit, dass mit weit verschiedenen Energiequanten gleiche, mit gleichen umgekehrt sehr verschiedene Temperamente verknüpfbar sind:

I. $\frac{x}{y} = 1$ und auch: $\frac{10x}{10y} = 1$ (Extreme Energiedifferenzen bei gleicher Reagibilität.)

II $\frac{10x}{y} = 10$ aber: $\frac{x}{10y} = \frac{1}{10}$. (Gleiche Energien bei maximaler Reagibilitätsdistanz.)

Im zweiten Fall verbraucht sich die psychische Kraft das einemal fast völlig als treibende, das anderemal als hemmende.

Die Reihe der Möglichkeiten wächst natürlich um ein vielfaches, wenn wir jedes der vier Symptome für sich verändern und vollends ins Unzählige bei folgeweiser Teilabwandlung aller gleichgewichtigen Nebensymptome. Das eröffnet den Blick auf eine praktisch unübersehliche Fülle von Gradunterschieden und zeigt für jeden eine lange Skala äquivalenter Ausdruckskomplexe gemäss unserem Satze, dass die Struktur des Charakters von seiner Spezies unabhängig sei. Als Beispiel folgt die Variation der von uns gewählten Hauptsymptome, wobei wir für die Zuordnung zur sanguinischen Hälfte die Raschheit, zur phlegmatischen die Langsamkeit der Bewegung entscheiden lassen. Um die Auffassung gleichwertiger Gruppen zu erleichtern, sind sämtliche Bindungsmerkmale schräg gedruckt. [76])

[76]) Wenn statt der Raschheit etwa die Zentrifugalität für die Zuordnung zur sanguinischen Hälfte den Ausschlag gäbe, so fiele die Verteilung der Gruppen natürlich anders aus. 2', 5', 6' und 8' kämen auf die linke, 2, 5, 6 und 8 entsprechend auf die rechte Seite, womit sich jedoch verbände eine Verschiebung der Reihenfolge, die den Unterschied wieder einigermaßen verringern würde. 2' z. B. rückte an die Stelle von 8 d. i. einer Gruppe, die zwischen beiden Temperamenten inmitten steht. Man erkennt aber wohl ohne weiteres warum nur der Raschheit die entscheidende

Tabelle II.

		Leichtreagibel.	Schwerreagibel.	
I.	1	Rasch. Zentrifugal. Druckschwach. Kurve.	*Langsam.* *Zentripetal.* *Druckstark.* *Winkel.*	1'.
II.	2	Rasch. *Zentripetal.* Druckschwach. Kurve.	*Langsam.* Zentrifugal. *Druckstark.* *Winkel.*	2'.
	3	Rasch. Zentrifugal. *Druckstark.* Kurve.	*Langsam.* *Zentripetal.* Druckschwach. *Winkel.*	3'.
	4	Rasch. Zentrifugal. Druckschwach. *Winkel.*	*Langsam.* *Zentripetal.* *Druckstark.* Kurve.	4'.
III.	5	Rasch. *Zentripetal.* *Druckstark.* Kurve.	*Langsam.* Zentrifugal. Druckschwach. *Winkel.*	5'.
	6	Rasch. *Zentripetal.* Druckschwach. *Winkel.*	*Langsam.* Zentrifugal. *Druckstark.* Kurve.	6'.
	7	Rasch. Zentrifugal. *Druckstark.* *Winkel.*	*Langsam.* *Zentripetal.* Druckschwach. Kurve.	7'.
IV.	8	Rasch. *Zentripetal.* *Druckstark.* *Winkel.*	*Langsam.* Zentrifugal. Druckschwach. Kurve.	8'.

Stelle gebührt. — Im übrigen fragt es sich natürlich, welches Mass von Raschheit, Zentrifugalität etc. man anzunehmen hat und es ist selbstverständlich, dass unsere Tabelle den jeweils gleichen Gradunterschied der antithetischen Kriterien voraussetzt. Eine Handschrift z. B. aus Gruppe 3, die etwa ziemlich rasch wäre, konnte einem minder leichtreagiblen Charakter zugehören als eine ganz besonders rasche aus Gruppe 8. Nur bei annähernd fester Grössenstufe sowohl der Lösungs- als der Bindungssymptome sind verschiedene Handschriften nach der Tabelle diagnostisch vergleichbar. Dann aber nähern sich in der Tat die Gruppen von links und rechts einander in vier Absätzen, so zwar, dass im vierten eine Scheidung kaum mehr durchführbar 8 und 8' repräsentieren beide denselben, nämlich einen mittleren Grad der Reagibilität.

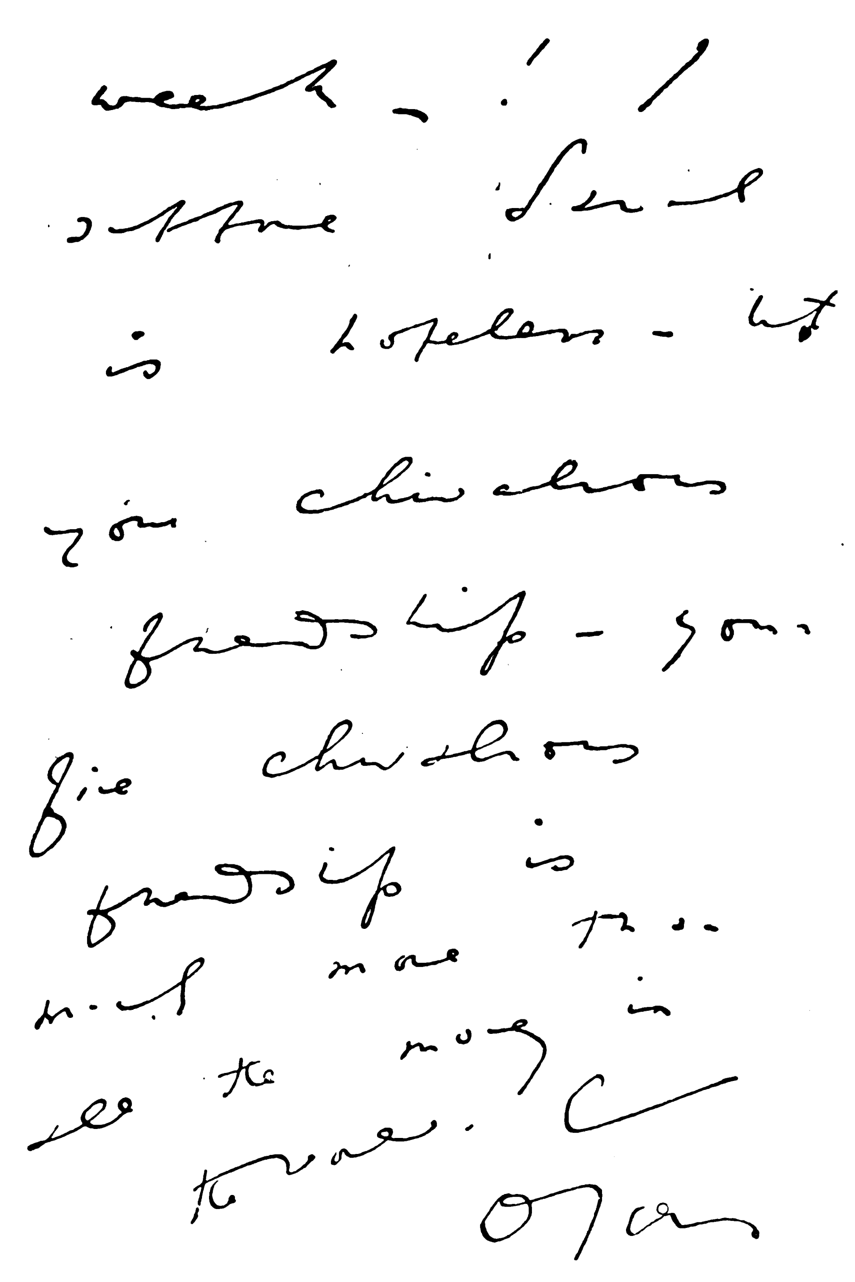


Fig. 104. Gruppe 1: Sehr leichtreagibel. (Rein „sanguinisches" Temperament)

Solcherart gewinnen wir 8 vorzugsweise sanguinische und 8 vorzugsweise phlegmatische Verhältnisformen vom T zu W und darunter jeweils 4 reagibilitätsunterschiedliche. Ein graphologischer Praktiker wird mit Leichtigkeit alle 16 Formen aus seiner Sammlung scharf exemplifizieren können. Wir tun das nur für die Grenz- und einige Mittelgruppen.

Die Handschrift Oskar Wildes Fig. 104 gibt ein fast unübertreffliches Beispiel für Gruppe 1. Die Schreibgeschwindigkeit ist, wenn auch nicht ausserordentlich, so doch erheblich, die Zentrifugalität offenbart sich in überwiegender Rechtsläufigkeit, in Betonung der Oberlängen einschliesslich hochgesetzter i-Punkte, im Steigen der Zeile und sekundär noch in der Weite der Schrift. Der Reibungsdruck ist schwach und der Bindungstyp kurven-

Fig. 105. Gruppe 1': Sehr schwerreagibel. (Rein „phlegmatisches" Temperament).

förmig. Wilde war demzufolge durchaus Sanguiniker. — Die entgegengesetzte Gruppe 1', und damit der typisch schwerreagible bezw. phlegmatische Charakter wird in voller Schärfe dargestellt durch Fig. 105. Der Duktus ist langsam, zentripetal (leichte Unterlängenbetonung einschliesslich tiefgesetzter i-Punkte, Tendenz zum Fallen der Zeile, sekundär Enge), druckstark und winkelreich.

Aus der nächstfolgenden gleichwertigen Gruppendreiheit illustrieren wir die relativ seltenste, nämlich 4 (rasch, zentrifugal, druckschwach, Winkel) und zwar mit Fig. 106, deren abgekurvt linksläufige Schlusszüge nicht

Fig. 106. Gruppe 4: Leichtreagibel. (Wesentlich „sanguinisches" Temperament).

über den wesentlich zentrifugalen Duktus täuschen dürfen (hochgesetzte i-Punkte, dachziegelförmig steigende Wortanordnung, Weite und Schrägheit der Schrift). Die Winkelbindung ist hinreichend scharf, von den ganz speziellen Schlusszügen abermals abgesehen. Den Gegensatz 4' (langsam,

zentripetal druckstark, Kurve) gibt die in ihrer Bewegung gleichsam verweilende Handschrift von Fig. 107. (Zentripetal nach ihrer Enge und relativen Steilheit, dem häufigen Fortfall der Endzüge und der viel allgemeine-

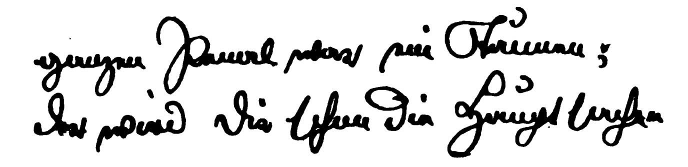


Fig. 107. Gruppe 4': Schwerreagibel. (Wesentlich „phlegmatisches" Temperament).

ren Linksläufigkeit, die eben darum hier nicht spezifisch zu deuten ist.) Die auch noch aus anderen Gründen graphologisch merkwürdige Handschrift Fig. 108 illustriert ausserdem den Fall 3' (langsam, zentripetal, druckschwach, Winkel), wozu es weiterer Erläuterung wohl nicht bedarf.

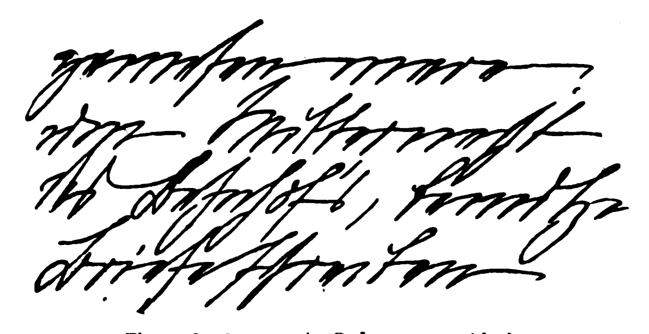


Fig. 108. Gruppe 3': Schwerreagibel.

Die schon weit weniger temperamentbestimmten Gruppen 5, 6, 7 und ihre Gegensätze kommen entsprechend häufiger vor. Fig. 109 zeigt vortrefflich die Gruppe 7, Fig. 110 deren Gegensatz 7'. Zwischen 7 und 8

Fig. 109. Gruppe 7: Relativ leichtreagibel. (Vorwiegend „sanguinisch").

inmitten steht die Handschrift Fig. 111; als zentrifugal im Steigen der Zeile und den nach rechts ausklingenden Schlusszügen, zentripetal durch die betonteren Unterlängen (besonders kenntlich an der aus der obersten Zeile

noch hereinragenden) sowie sekundär durch die erhebliche Enge. Zum Typ. 8' gehört Fig. 112.

Wer nun bei hinreichender Uebung an der Hand dieser Grundbegriffe das Temperament zu ermitteln versucht, darf sich nicht wundern,

Fig. 110. Gruppe 7': Relativ schwerreagibel. (Vorwiegend „phlegmatisch").

auf weit mehr Zwischenformen als wirkliche Typen zu stossen, die erfahrungsgemäss nur selten sind. Auch wird er mancherlei Widerspruch der Beteiligten bestehen müssen und darunter solchen, der mit der Ablehnung

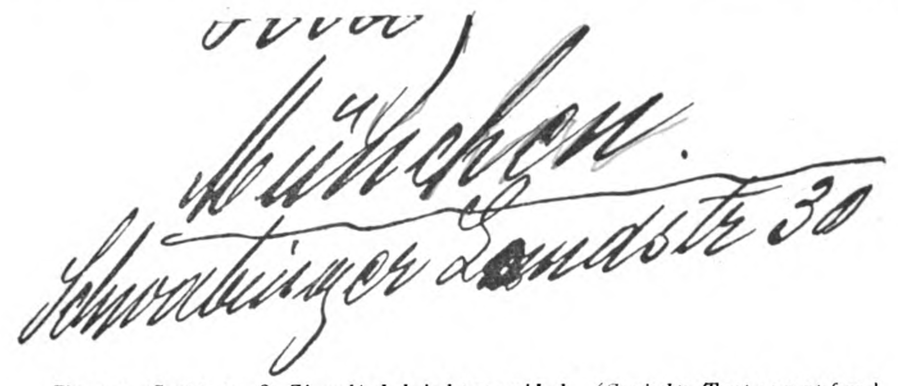


Fig. 111. Gruppe 7—8: Ziemlich leichtreagibel. (Gemischte Temperamentsform).

des üblichen Glaubens an den durchweg gehobenen Gemütszustand des Sanguinikers und den vorherrschend tristen des Phlegmatikers allein nicht

Fig. 112. Gruppe 8': Mittlere Reagibilität.

immer zu entkräften ist. Weit häufiger nämlich als z. B. für sanguinische Unzufriedenheit wird die Temperamentsform verkannt eines entweder reiz-

baren oder intensiv strebsamen Phlegmas. Man will nicht zugeben, dass derjenige „schwerreagibel" sei, der um geringer Kränkungen willen „aus dem Häuschen" kommt und man weist vollends jedes Phlegma für alle zurück, die sei es aus Ehrgeiz oder Pflichtgefühl tätigen Eifer verraten.

Prinzipiell gefasst ist das ein Irrtum von folgenschwerer Tragweite und eine Klippe sogar für die wissenschaftliche Psychologie.[77] Was meinen wir denn und was müssen wir meinen, wenn wir jemanden reizbar nennen? Dass er mehr als die meisten empfänglich sei für eine besondere Gattung von Gefühlen wie des Zornes, des Aergers, der Kränkung etc. einschliesslich dessen, dass er sich ihrer entlade. Wir lassen in ihm von einem „Interesse" getragen sein und dadurch einen grösseren Zufluss psychischer Kraft gewinnen alle Vorstellungen, die jene Gefühle zu wecken vermögen. Wir geben diesen eine mehr als normale Motivationsenergie und wir müssen folgerichtig für sie auch das Durchschnittsverhältnis von T zu W als verschoben denken und zwar zu Gunsten des Antriebs bei expansiver, zu Gunsten der Hemmung bei depressiver Erregung. Das gilt erst recht natürlich, wenn „positive Wertinteressen"[78] wie Ehrgeiz, Pflichtgefühl, Erwerbssinn in Frage stehen. Extrem und im Beispiel besprochen: auch dem langmütigsten Phlegmatiker „kocht das Blut" beim Kampf um die ihm teuersten Güter und auch der „hitzigste" Sanguiniker bleibt kalt vor „Motiven", die für ihn keine sind.

Um das Temperament mit Aussicht auf Erfolg zu bestimmen, müssen wir sonach von den „Triebfedern" absehen können, was tatsächlich leichter ist als es erscheinen mag. Ausser den Willensäusserungen, die ein Interesse bekunden, gibt es mindestens ebenso viele, wo solches im engeren Sinne wenigstens nicht mehr geschieht. Zumal das Verkehrsleben ist voll von ihnen. Man denke an die Unzahl neutraler Höflichkeitsakte wie den Gruss, die absichtslose Unterhaltung, die Invitation zum Eintritt ins Zimmer u. dgl. mehr. Auf dem Gebiete nun sondern sich die Temperamente sofort und mit einer auch für den ungeübten Betrachter merklichen Deutlichkeit.

---

[77]) An ihr scheitern auf dem heute bevorzugten Gebiete psychologischen Experimentierens alle, die z. B. durch Rechenversuche und dergl. die Faktoren der „individuellen Leistungsfähigkeit" zu ermitteln hoffen. Ganz davon abgesehen, dass ausnahmslos jedes Examen — und auch diese Experimente sind Examina — das wichtige Moment der persönlichen Begabung vergisst, so wird es stets den passionierten Charakter in Nachteil setzen gegen den Willens- und blossen Verstandesmenschen. Für jenen nämlich bedeutet die gestellte Aufgabe als ausserhalb seiner Gefühle liegend einen ungleich grösseren Zwang als für diesen, der ihr wohl gar noch den neutralen Ehrgeiz entgegenbringt, dessen der „Wille" je unbedingter desto schrankenloser fähig ist. Der leidenschaftliche Mensch wird, was man von ihm fordert, immer vergleichsweise schlechter leisten als der leidenschaftslose, den er andrerseits vielleicht mit vernichtender Ueberlegenheit aus dem Felde schlägt, wo ein Herzenswunsch ihm die Kräfte löst. — Die Anwendung auf das Temperamentsproblem ergibt sich von selbst

[78]) Der Ausdruck findet sich bei Lipps, dem, soviel wir sehen, einzigen Universitätspsychologen, der um das Dasein spezifischer Triebfedern nicht nur weiss, sondern sich dessen auch jederzeit bewusst bleibt. Wir verweisen zumal auf sein Buch „Vom Fühlen, Wollen und Denken" S. 32.

Man bitte an der Tafel um die Darreichung einer Speise den „Phlegmatiker" und man wird, bis er willfahrt, zu zweifeln begonnen haben, ob er „gehört" hat, indes der „Sanguiniker" selbigen Falles aus übergrosser Eile umwirft, was der vollziehenden Hand im Wege steht. Mit diesem Wink aus der Praxis sei die Erörterung über Temperamente geschlossen. —

VIII. Kapitel: Grundzüge der Theorie des Willens.

Ausser dem Verhältnis beider Kräfte ist uns von Wichtigkeit der Grad der Entzweiung, mit dem die Grundkraft auseinander geht, da er allein uns den Hinweis gibt auf die Grösse zwar nicht dieser Kraft schlechthin, wohl aber tatsächlich desjenigen Anteils von ihr, der im „Streben" zur Erscheinung kommt. Solche Einsicht wurde mit allem Bisherigen derartig vorbereitet, dass wir uns jetzt in ihrer Begründung kurz fassen dürfen.

Da jegliches Streben als aus Antrieb und Hemmung geboren, sinnbildlich ausgedrückt, eine psychische „Stauung" begleitet, so ändert es sich mit dem Mass dieser Stauung, bezw. es wächst, wenn bei wachsender Hemmung auch der Antrieb wächst und es erlischt vor entweder schwindender oder den Antrieb überbietender Hemmung. Unser Wollen z. B. pflegt aufzuhören unter dem Druck der Erkenntnis, dass die Verwirklichung des Zieles unmöglich sei, und es hört sicher auf, wenn das Ziel erreicht ist; es hat umgekehrt eine besondere Heftigkeit, sofern die Zielvorstellung wirksam bleibt auch gegen mächtige Hindernisse. Wiederum gilt nun das oben Erwähnte, dass Antrieb und Hemmung mit ihrer Stärke zwar von der Sonderheit des Zieles, darum nicht minder doch zugleich von der Art und dem Umfang der Kräfte zeugen, über die der Charakter verfügen kann. Prädisponiert zur Vehemenz des Strebens folglich ist, in wem die Triebkraft sich jederzeit messen muss an einer gleichgewogenen Kraft des Widerstandes, und selbstverständlich umso mehr, je grösser solchenfalls jede von beiden.

Dabei tritt im Zustand des Strebens plastisch klar das Element hervor, dass wir sofort als verwandt empfinden dem äusseren Kräftegleichgewicht und dessen sinngenauer Name psychische „Spannung" ist. Als integrierender Teil jedes Kraft- bezw. Energiegefühles hat sie, wie uns bekannt, ihre besonderen Ausdruckseigenschaften, unter denen graphisch vorzüglich zu merken sind: Druck, Winkel, Enge, Steile, Sinistrogyrität und der alle umschliessende Grad der Regelmässigkeit. Die begründen nach Dichte, Zahl und Schärfe den Unterschied des „spannungsreichen" und

des „spannungs a r m e n" Duktus, welchem psychisch entspricht der Unterschied des energiebetonten Strebens hier und des nicht zwar schwachen, wohl aber des relativ spannungslosen dort. Je nach dem Masse der Aktivität wiederum, die aus der B e w e g t h e i t der Züge entnehmbar, gabeln sich beide in die leicht zu deutenden Dichotomien: des starkbewegt-spannungsreichen und des schwachbewegt-spannungsreichen Duktus auf der einen, des starkbewegt-spannungsarmen und des schwachbewegt-spannungsarmen auf der anderen Seite.

Solche unmissverständliche G r ö s s e n zeichen der psychischen Kraftentfaltung geben uns leider jedoch nicht den mindesten Anhalt für ihren zweifellos wichtigsten F o r m unterschied und lassen uns völlig darüber im Dunkeln, ob die z. B. vorhandene Spannungsstärke aus prädominierender W i l l e n s kraft oder aus dem eher konträren Zuge stamme des Vorwaltens heftiger und wohl auch den „Willen" übermannender G e f ü h l e. In der Tat: Druck und Winkel etwa finden sich gleicherweise in der Handschrift des zornig Gereizten wie des willenstark Entschlossenen. Die Untersuchung würde fortan des sicheren Haltes entbehren, wenn wir nunmehr vorerst nicht zum Abschluss brächten und im Bilde einer vollständigen Lehre vom Ausdruck des Willens zusammenfassten, was an vorgreifenden Andeutungen darüber und mannigfach gleichsam angesponnenen Fäden im Lauf dieser Arbeit zutage trat.

Eine Vorfrage gilt dabei unerlässlich der Definition der Willenskraft. Nun gehört auch das „Wollen" den Gefühlen an so gut wie das Fürchten etwa, Hoffen oder Begehren und erfährt gleich ihnen zuweilen affektive Steigerung. Willenskräftig muss darnach heissen der mehr als im Durchschnitt für das Gefühl des Wollens Empfängliche. Willenskraft wird die Anlage oder Disposition genannt, vermöge deren besagtes Gefühl besonders leicht oder stark zur Wirkung kommt und zumal den Vorrang behauptet im Wettstreit mit anderen. Die Symptome des Willens folglich sind abzuleiten durch Anwendung des Gesetzes vom Ausdruck auf den Zustand des Wollens, wie wir solches in umgekehrter Folge für die Quantitäten der Bewegung und in völlig gleicher getan bei Gelegenheit der Erörterung des Grundgedankens durch Deduktion der körperlichen Züge des Entsetzens.

Wir warfen damals die Frage auf, welches Z i e l das Entsetzen (abgesehen von den Anlässen seiner Entstehung) habe. Wir fragen jetzt folgerichtig, wohin das W o l l e n ziele, oder: ob es ungeachtet der grenzenlosen Mannigfaltigkeit der Motive ein allen Willenszielen charakteristisch Gemeinsames gebe, etwas, das jedesmal wiederkehre, weil und sofern das Ziel als g e w o l l t erscheine. Darauf alsdann müssten die ihm unbewusst

zugesellten Bewegungen gerichtet sein. Die Antwort auf diese Frage wird uns mit den Ausdruckskriterien der Willenskraft zugleich einen Teil der Ursache sichtbar machen, wodurch das „Wollen", obschon Gefühl, von allen übrigen kategorisch verschieden ist und welche den es vom „Fühlen" trennenden Sprachgebrauch als im tieferen Sinne berechtigt erweist.

Sein unterscheidend Charakteristisches dürfte uns deutlich werden durch Vergleich mit nächstverwandten Gemütszuständen wie etwa dem „Wünschen". Was heisst es: ich w i l l ein Problem der Wissenschaft lösen im Gegensatz zu: ich w ü n s c h t e, e s s e i gelöst?[79]) Zunächst ohne Frage, dass ich mich anstrenge oder bemühe, wovon (ob gespannt oder relativ spannungslos) das Wünschen jedenfalls nichts enthält. Dieses **k a n n** zwar, das Wollen aber **m u s s** ein „sthenischer" Zustand sein, dessen physische Zeichen die der Spannung sind.

Aber damit geben wir nur als bewiesen, was ohnehin nicht in Frage stand, und lassen nach wie vor unentschieden, woran sich die Herkunft jener Symptome aus der Anspannung gerade des Willens zeige. Allein wir brauchen nur weiter nach dem Sinn der erwähnten Bemühung zu fragen, um alsbald den wesentlich entscheidenden Schritt zu tun. — Etwas „wollen" heisst hinwirken darauf, dass es ins „Dasein" trete, sei es innerlich als ein Gedanke, wie im Fall der Lösung eines Problems, sei es äusserlich in Gestalt eines Dinges oder der Form eines solchen, seiner Lage, Bewegung etc. Das vermögen wir einzig durch **R ü c k g a n g d e s S t r e b e n s v o m Z i e l o b j e k t a u f d i e B e d i n g u n g e n s e i n e r V e r w i r k l i c h u n g.**[80]) Wir konzipieren das Ziel als ein Ziel unseres „Willens", sobald wir von ihm aus gleichsam Umschau haltend nach Kräften trachten, durch die es **b e w i r k b a r** sei, und wir „wollen" es genau in dem Masse, als wir es auf dem **U m w e g ü b e r d i e M i t t e l** suchen, die zum Behuf seiner Realisierung erforderlich sind.

Nicht eine Aenderung seines Inhalts also macht das „Ziel" zum „Zweck" und lässt aus dem Wunsche das „Wollen" werden, sondern ein Wechsel in der Art des Bezogenseins der wünschenden Kraft auf die erwünschte Sache. Wir wollen sie erst, statt nur sie zu wünschen, wenn wir die ganze Kette der Wandlungen miterstreben, die vom Zustand der V o r-

---

[79]) Wir wählen hier um der Deutlichkeit willen zur Erläuterung des Wunschvorganges einen Fall des sog. „hypothetischen Strebens", das von der Tatsache entweder der Unmoglichkeit des Zieles oder des vorläufigen Nichtvorhandenseins seiner Bedingungen absieht. Das tut aber, tiefer gefasst, ein j e d e s Wünschen, auch wenn es auf mögliche und sachgemass vorbereitete Dinge der Zukunft geht. Der Wunsch ist gar nichts anderes als die das Streben stets wieder neu anfachende Kraft der Zielvorstellung, soweit sie o h n e Rücksicht auf alle Hindernisse und gleichsam blind dagegen in uns wirksam bleibt.

[80]) Ueber die allgemeine Psychologie des Willens vergleiche man L i p p s »Leitfaden der Psychologie.«

stellung ihrer überführt zu dem der Gewissheit, dass sie vorhanden sei: wozu wir die Ursachen oder die Gründe brauchen, von denen sie abhängt. Wollende sind wir, sofern unser Streben gebunden ist an die Welt der (äusseren oder inneren) „Gegenstände" und die Gesetze ihrer Verknüpfung, kurz und umfassend gesagt: sofern es Rechnung trägt der gegenständlichen Wirklichkeit. — Das bedarf noch einer Erläuterung.

„Gegenstand" heisst, wie schon dargetan, was der Geist betrachtet, d. h. als ein Eigenes, ihm nicht Gehöriges, vor sich sieht. Sofern er das tun muss (einem hier noch nicht näher zu schildernden Zwange folgend), verliert er ein Stück der seelischen Welt an die Zone der „apperzeptiven" Wachheit, in die nichts eintritt, ohne erprobt zu sein, ob es „subjektiv" oder „objektiv". Wir können fliegen, nämlich „im Geiste", wie die bezeichnende Wendung lautet. Wir können es nicht, sobald wir, statt darin „aufzugehen", es denkend dem Geist gegenüberstellen.[81]) Im selben Moment ist der Vorgang ein subjektiver, ein nur gedachter, und als solcher unermesslich verschieden vom objektiven Fluge etwa des Vogels. Gebundenheit an die Welt der Gegenstände fordert daher: die Grenze zu wahren zwischen innerer und äusserer Wirklichkeit.

Das nicht zu tun, ist ein Kriterium des Wünschens. Bei ihm liegt der Nachdruck auf dem Erfassen des Zieles, das wir nicht haben könnten ohne die Gabe, vorübergehend blind zu sein gegen die durch ihr „Dasein" Einspruch erhebende Gegenwart. Vergleichbar dem Traume, dessen Sachwelt so wandlungsfähig und fluktuierend ist wie in uns von der Welt der spiegelnde Wiederschein, läuft auch der wünschende Zustand beständig Gefahr, Gebilde der Seele für objektiv wirklich zu nehmen und, indem er sich steigert, unvermerkt einzumünden in die täuschende Imagination der Erfüllung.[82]) Demgegenüber ruht die Möglichkeit des Wollens auf dem unausgesetzt lebendigen Wissen der trennend vorhandenen Tatbestände und der als ihr Träger gedachte Wille erscheint vor der treibenden Kraft der Zielvorstellung als gleich generelle Hemmtriebfeder. — Indessen wir haben zum Teil schon vorgegriffen.

Ehe wir das Wesen der Kraft untersuchen, die das Leben in „Geist" und „Welt" zerspaltet, scheint es hier angebracht, sie zu bezeichnen nach

---

[81]) Aehnlich wie „Gegenstand" (objectum) legt auch das Wort „Vorstellung" bereits den Ton auf die apperzeptive Seite der inneren Tätigkeit, die es als ein Vor-sich-hinstellen oder Vor-die-Augen-stellen bezeichnet: darin sehr verschieden vom Worte „Bild" (imago), das keine Beziehung auf eine Affektion des Willens (sei es reagierende oder blosses Widerfahrnis) erkennen lässt.

[82]) Die imaginierende, „Luftschlösser bauende" Kraft des Wunsches wird ja vielfältig durch Legenden und Märchen bezeugt: recht populär und weltbekannt in der Lafontaineschen Fabel vom Milchmädchen, das sich ausmalt, was alles es vom Erlös der Milch erstehen will, die es in einem Kruge auf dem Kopfe trägt: erst hundert Eier, von deren Ertrag ein Huhn, durch dessen Nutzniessung schliesslich ein Schwein, dann ein Kalb, eine Kuh — hier folgt der verhängnisvolle Luftsprung, der unter den Scherben des Kruges Kuh, Kalb, Schwein, Huhn und Eier begräbt.

ihrer geläufigsten Wirkungsform, die dadurch erst ihrerseits dem Verständnis erschlossen wird: nach der Tätigkeit des Erfahrens. Das gängige Vorurteil sieht im Erfahren nur die passive Seite, das blosse Hinnehmen einfach „gegebener" Sachbestände und vergisst dabei völlig, dass diese selbst schon gebildet sind von der nur der Ratio eigenen „Fassungskraft". Wir treffen nicht irgendwo etwa „das Feuer" an, geschweige denn seine „Eigenschaften": erlebt wird einzig dieses bestimmte Feuer an der von ihm untrennbaren Oertlichkeit und als umrahmt von einem Zustand des Schauenden, der genau so zum zweiten nicht wiederkehrt. Ohne die Gabe, im sinnlich nur Aehnlichen und mithin Verschiedenen ein begrifflich Identisches festzuhalten, kännten wir keine Welt der „Objekte", sondern einzig der „Bilder", in der jeder Tag eine neue Sonne, jeder Abend neue Gestirne brächte und wo der volle ein anderer ist als der halbe Mond: wie solches auch heute zum Teil noch Gültigkeit hat für das Bewusstsein mancher „Naturvölker".

Erfahrbar ist, kurz gesagt, nur das irgendwie Feste. Wir lernten es nie, dass Feuer brennt oder Wasser kühlt, wenn jedes für uns nicht unwandelbar eines und immer die gleiche „Sache" wäre, wie unermesslich verschieden auch die Bilder seien, als deren Bruchstück sie erscheinen möge. Erfahrung setzt Vergegenständlichung und Fixation,[83]) d. h. die „Dasein" schaffende Potenz voraus, die wir an ihr genauer erläutern wollten und ist selbst nur deren erweiterte Wirkungsform. Indem überhaupt den inneren Fluss unser Geist verlässt und ihm gegenübertritt, vollzieht sich zugleich und davon untrennbar jenes „Beachten", welches den Kernvorgang der Erfahrung bildet und wesentlich unbewusst das im höheren Denken dann auch Bewusste leistet: Sonderung dessen, was im „Blickpunkt des Bewusstseins" steht vom Rest des Erscheinenden, Isolation der erlesenen Züge und ihre Verbindung endlich zur fortan das Bild ersetzenden Einheit. Dass deren Urgestalt in uns gelegen und wie sie zu denken sei, wird uns später beschäftigen. Hier richten wir unser Augenmerk vorerst auf den wichtigen Tatbestand, dass jedes Erfahren den psychischen Inhalt, auf den es bezogen ist, unbewusst ärmer macht. Aus singulären Augenblicksbildern von absoluter Veränderlichkeit entstehen der Messung zu unterwerfende „Dinge", sofern wir innerlich uns genötigt finden, davon mit scharf aufhellendem Geistesstrahl nur jedesmal einen Punkt zu treffen, indessen das übrige fast oder völlig in Schatten sinkt. Nur weil vom Erlebnisinhalt irgend ein Bruchteil fortwährend ver-

[83]) Auch das erläutert die Sprache überaus passend durch die Redensart „etwas mit den Augen fixieren" oder auch einfach „etwas fixieren", die wörtlich besagt „etwas fix d. h. fest machen" und damit meint, es besonders beachten.

schwindet, wiederholt er sich uns und wird uns vergleichbar, da denn in Wahrheit wieder und wieder Neues geschieht. Erfahrung geht nicht auf die Welt als solche, sondern auf deren geistiges Gegenbild, das statt ihrer ruhelos wechselnden Bilderflucht[84]) ein blosses Variieren beharrender Elemente zeigt. Auf die aber gründet sich, wonach wir erfahrend „uns richten": die bleibende Regel im Fluss des Geschehens.

Wir kennen damit den Charakter der hemmenden Kraft des Wollens. Die Welt, der es Rechnung trägt, ist die zu erfahrende, d. h. eine solche, die das regelnde Medium der Apperzeption durchmisst und darum, soweit sie uns eigen ward, auch ihrerseits Gleichförmigkeit, Wiederholung und „Gesetz" aufweist. Ohne die Konstanz der „Eigenschaften" gäbe es keinen „Rückgang" vom Zielobjekt auf die Bedingungen seiner Verwirklichung", kein Erstreben des „Mittels" um des „Zweckes" willen, kurz eben kein „Wollen". Wie solches im ganzen an diese Konstanz geknüpft erscheint, für die das Gesetz der Kausalität nur ein anderer Name ist,[85]) so stellt es in jedem einzelnen Akte die innere Tätigkeit vor eine als objektiv gültig erkannte Regel hin: ihren weiteren Fortgang an deren Befolgung bindend. Zum Objekt des Wollens wird uns ein Ziel, sofern wir im Streben darnach zugleich die Regel wahren, durch die es besteht als dauernder Teil der erkennbaren Wirklichkeit. Wie fast völlig im Traum, wo wir mühelos fliegen können, und oft kaum minder im Drange des Wünschens, so weicht alternierend die Schranke des Wissens in jedem Gefühl und zwar nach dem Grade seines „Pathos" oder der Hingegebenheit an den Zug des Inneren, der „assoziativ" und daher unberechenbar weiterstrebt und nicht nach dem Kanon geistiger Forderungen. Das Wollen hingegen kann zwar Affekt, aber nie pathetisch werden: es ist unter

---

[84]) In der Auffassung dieses Gegensatzes wurzelt das Eleatenproblem vom fliegenden Pfeil, der logischer Weise nie ans Ziel komme und von der nicht einzuholenden Schildkröte: Beispiele, die recht verstanden, nicht etwa nur spielerisch, sondern treffend und unwiderleglich die Unanwendbarkeit des Begreifens auf die Sinnenwelt deutlich machen, (woraus allerdings nicht folgen muss, dass Bewegung und Vielheit nur täuschender „Schein") — Uebrigens zeigt die Geschichte des Denkens, dass mit der Innigkeit des Zusammenschlusses von „Geist" und „Welt" stets auch die Neigung wuchs, ein Irratinales, begrifflich nicht zu Umgrenzendes als Element des Seins zu fassen. So bringt die Philosophie der Romantik, die gern metaphorisch und in sinnlichen Analogien dachte, die tiefe, aber wissenschaftlich unmögliche Lehre vom Kontinuum wieder auf und nennt ganz folgerichtig den Inhalt des von ihr hochgeehrten künstlerischen Abbilds der Welt das „Unendliche"

[85]) Zu den lehrreichen Irrtümern aus der Geschichte des Denkens gehört eine Ansicht des Philosophen, der in der Erforschung des apperzeptiven Vermögens zu bleibenden Resultaten kam, die Ansicht Humes vom Wesen der Kausalität. Der Glaube an die Notwendigkeit gewisser Sukzessionen rühre, so meint er, von ihrer Häufigkeit und einer daraus sich ergebenden Nötigung her, beim antezedierenden Vorgang den zu erwarten, der ihm erfahrungsgemäss zu folgen pflege. Weil wir im „Ding" oder sonst „Gegenständlichen" unweigerlich auch seine „Eigenschaften", d. h. aber Modi des Wirkens haben einer im Wandel der Bilder mit sich identischen Kraft, so folgert Hume, dass es umgekehrt eine Regelmässigkeit des Geschehens sei, die jenen Begriff in uns erst erzeuge. Wenn irgend etwas, so wirft dieser Irrtum ein Licht auf die aktive Hälfte in der Tätigkeit des Erfahrens, als welche ein unbewusst diktatorisches Setzen des Gleichen oder ein Ordnen und Regulieren ist des an sich selbst „unendlichen" Weltverlaufs. Dem gibt auch die Sprache Ausdruck, wenn sie die Gattung gerade der Regeln von unverbrüchlicher Gültigkeit „Gesetze" tauft, was doch wörtlich eine vom Geist gegebene Vorschrift oder Maxime wäre.

allen Gefühlen das einzige **absolut** **wache** und **unbedingt** **nüchterne**.

Wir vergessen es meist, dass auch die einfachste Handlung wie Gehen, Sprechen, Heben von Gegenständen etc. eine grosse Summe von Erfahrungen voraussetzt oder vielmehr beruht auf der latenten Wirksamkeit von einverleibten Erfahrungs**regeln**, die als solche freilich wir nicht zu kennen brauchen. Dass es gleichwohl so **ist**, wird uns eindringlich fühlbar gemacht, wo unser Wille ein tatsächlich Unbekanntes nach der Art des Gewohnten behandelt. Eine geschwärzte Papphülse von der Form einer Hantel mit dem Vermerk „50 kg" laufen wir Gefahr, bei dem Versuch des blossen Ergreifens aus falsch bemessenem Kraftaufwande hoch in die Luft zu schleudern; wie umgekehrt der Unkundige ein ihm überreichtes Medizinglas voll Quecksilber unfehlbar fallen lässt, da die greifende Hand sich unbewusst eingestellt findet auf eine allgemeine Regel vom Verhältnis wahrgenommener Flüssigkeitsmengen zu ihrem Gewicht, die auf das etwa eisenschwere Quecksilber aber nicht anwendbar. Insonderheit letzteres Beispiel für Entgleisung des Wollens aus Erfahrungsmangel zeigt auch noch dies, dass der Rückschlag der Gegenstände vor allem empfindlich wird im Bereich der **äusseren** Wirklichkeit, d. h. der **Dinge**. Eine falsche Ansicht im rein Theoretischen kann sich behaupten und häufig wiederkehren, weil hier der Trugschluss nur **logischen** Widerspruch und nicht **materiellen** sich sträubender Kräfte erfährt. Man hat denn auch mehrfach mit Recht hervorgehoben, dass der Irrtum besser gedeihe und länger beharre auf dem Boden der reinen Wissenschaft als der angewandten, d. h. der Technik. Das vorwaltend **äussere** Wollen muss also anspannungsfähiger als ein vorwaltend **inneres** sein: und das ist der Grund der meist kräftigen Druckbetonung und häufigen Winkelbindung in den Handschriften typischer Praktiker sowie der dünnen und kurvigen Züge des Theoretikers. — Indessen, wir bleiben noch beim Grundgedanken, den wir nunmehr anzuwenden haben auf die Theorie des Ausdrucks.

IX. Kapitel: Symptomatologie des Willens.

Auf die Frage, was sämtlichen Zwecken gemeinsam sei, lautet die Antwort folglich: Tendenz der **Regelung**. Dann fordert das Grundgesetz, dass allen Funktionen, die dem Willensakt unbewusst zugesellt, die **Regelmässigkeit** innewohne. Der Zustand des Wollens wirkt auf den Ausdruck regulierend oder: **die Vorherrschaft des Willens spricht sich im unbewussten Walten einer Regel aus.**

Wir beglaubigen diese Formel zunächst durch Hinweis auf den fundamentalen Unterschied der aussermenschlichen von der Natur, die durch den Willen hindurchgegangen: es ist genau der wiederholt herangezogene Gegensatz von Eigenart und Gesetzlichkeit. Die Gebilde der Natur sind einzig und unwiederholbar. Nicht zwei aller Wasserwellen, Kristalle, Blätter, Tiere oder menschlichen Körper gleichen einander völlig. Kein Stern hat die Form der mathematischen Kugel und keine Bewegung findet genau im Kreise statt. Ein steter Umlauf zwar und ewiger Pendelschwung kennzeichnen das Ganze, wie er im Wechsel von Tag und Nacht und im Wandel der Jahreszeiten uns sowohl am eindrucksvollsten deutlich wird. Aber wie unausdenklich jedesmal neu und völlig unberechenbar in ihrer sinnlichen Erscheinungsform ist diese Art der Wiederkehr! Es wird jeden Morgen ein wenig früher oder später hell als der Stand der Sonne erwarten lässt, und kein „natürlicher" Herbst beginnt und endigt nach dem Kalender. Sogar das scheinbar absolute Gleichmass der astronomischen Erscheinungen ist nicht nur periodischen „Störungen" ausgesetzt, sondern einer zwar ungemein allmählichen, aber nichtsdestoweniger unablässigen Gesamtverschiebung, als deren Folge nach freilich riesenhaften Zeiträumen eine zunehmend grössere Verkürzung des Erdentages in sicherer Aussicht steht. Einen festen Massstab, sei es des Raumes, sei es der Zeit gibt nicht die Natur, ihn fordert und setzt und zwar in jedem Akt des Erfassens ausschliesslich der Geist.

Ihren irregulären Rhythmus aber begleitet auch oder vielmehr bildet ab das Bewusstsein, soweit Vernunft und Willkür noch nicht Herr geworden. Genau mit dem täglichen Wechsel des Lichtes wechselt bei den Tieren Wachen und Schlafen und dem Wandel der Jahreszeiten folgt, um nur eines zu nennen, der Instinkt der Zugvögel, deren Kommen und Gehen ebensowenig bestimmbar ist wie ein Umschlag des Wetters. Man halte daneben die Tages- und Jahreseinteilung des arbeitenden Städtebewohners mit ihren unwandelbar fixierten Zäsuren der Ess- und Arbeitspausen, der „festen Tage"[86]) und Wochenlängen, um augenblicklich einzusehen, dass dem Willen die Regel zur Seite steht oder die den Rhythmus durchbrechende und ihn schliesslich zerstörende Mechanisierung der Lebensprozesse.

Wenn die Antike, wie bereits ausgeführt, und vollends erst jedes „Naturvolk" den Vorrang des Pathos, das Christentum den des Willens bezeichnet, dann sollte jenen die Neuzeit überlegen sein durch Züge der

---

[86]) Auch hier ist die Sprache lehrreich. Sie hat in dem Worte „Festtag" das Bewusstsein davon erhalten, dass jede öffentliche Feier eine festgesetzte Einrichtung ist. Gegen diese Tyrannei der Mathematik über die Freudentage des Lebens wehrt sich der „gesund. Menschenverstand" mit der Redensart: „Man soll die Feste feiern, wie sie fallen."

Regelung und Gesetzlichkeit und wiederum ärmer an Arten und Modalitäten, sei es im Typus der Werke oder der allgemeinen Bewegungsformen. Dass es so ist, braucht kaum noch bewiesen zu werden. Dort sehen wir eine urwaldartige Fülle der sinnlichen Lebensbezüge, das wahre Getauchtsein jedes Tages in den Born eines uns fremd gewordenen Bilderdienstes, an dem gemessen unsere Theaterfreuden und sonstigen Schaugenüsse auf die Stufe gleissnerischer Imitationen sinken und als dessen Folge eine Blüte der Raumkunst, die man nie auch nur annähernd wiedergewann; hier aber freilich den Triumph des Maschinellen, die spielende Beugung ehemals bloss angestaunter Naturphänomene unter das Joch des Kalküls, d. h. der Regel, und eine bis ins einzelne durchgeführte Disziplinierung der Gesamtheit, die bisher nicht ihresgleichen hatte und welche die Volkskraft etwa eines ganzen Erdteils mit unglaublicher Schnelle in vorbestimmter Bahn sich entladen zu lassen ermöglicht.[87]) — Wie der antike Mensch stolz auf die Schönheit seines Leibes war und regelmässige Arbeit als eine ihm unzukömmliche Sache nahm, so ist es der moderne umgekehrt auf seinen „Beruf", d. h. auf das Wissen, mittätig brauchbarer Teil zu sein an der Riesenmaschine der staatlichen „Ordnung". Hier und nur hier hat er s e i n e Art der Würdigkeit, wie er umgekehrt, was er v e r l o r, verrät, wo er geschmacklos genug ist, Feste zu feiern.

Da die Macht der Regel nicht in der Schönheit oder Vollendung eines Gebildes, sondern darin liegt, dass sie deren viele indifferent gegen ihre Bedeutung verbindend zusammenfasst, so stellt sich ihr Dasein im Leben der Oeffentlichkeit zumal durch Steigerung der Mobilität bezw. aller Funktionen dar, welche Raschheit des Verkehrs bewirken. Nun weiss aber jedermann, dass nie noch, solange es Menschen gab, die Instrumente der Verkehrsmechanik solcherart ausgespannt und vollbesaitet waren wie in der Gegenwart und dass ihr erfolgverbürgendes Zusammenspiel von der peinlich genauen Disposition abhängt des alles Leben umfassenden Mediums selber, nämlich der Zeit. Nichts öffnet uns unmittelbarer die Kluft zwischen Welt und Willkür als der Vergleich des lebendigen Wellenschlages, der alles Kommen und Gehen dort — man denke der Wandervögel — unberechenbar macht, mit der ausgemessen starren Pünktlichkeit, nach der es sich hier — im Herzen etwa eines Bahnhofs — abrollt.[88])

---

[87]) Ein gesundes Gefühl für den zweifellos feindlichen Gegensatz von organischer Rhythmik und disziplinierter Utilität gab schon mehrfach Anlass zur nicht nur berechtigten, sondern ganz unvermeidlichen Scheidung zweier Begriffe: der „Zivilisation", als allgemeiner Verstandesherrschaft, von der „Kultur", als sozial sich vollendender Wachstumseinheit.

[88]) Von allen Erfindungen der Neuzeit ist sicherlich keine in der Antike unmöglicher und für unseren Abstand von ihr entscheidender als die Taschenuhr. Derselbe Hiatus tritt auch begrifflich hervor durch Paarung der Redensart „time is money" mit dem Wahrwort des Gegenteils: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde".

Schwerer vielleicht als die Deutung dieser kaum misszuverstehenden Gegensätze dürfte der Nachweis wiegen, dass das mittelalterliche Christentum, weil es die Uebermacht des Willens vorbereitet, bei aller uns fremden Eigenart seiner Jenseitswünsche nichtsdestoweniger den Weg bezeichnet zur uniformierenden Würde der Beruflichkeit. Seine Praktiken nämlich im Mönchs- und Ordenswesen zielen unter rücksichtsloser Missachtung des Charakters der „Persönlichkeit", dessen Revolten als Regungen sündhaften „Hochmuts" gelten, auf eine bis dahin ganz unerhörte Schematisierung des Einzellebens. Auch wenn uns die Lehren des Christentums abhanden kämen und wir nicht mehr wüssten, dass es der heidnischen Sinnlichkeit den „weltüberwindenden" Willen entgegenhielt, erschlösse ein Blick auf die selber den Schlaf nicht schonende Zucht der Klöster seine tatsächlich eingeleitete Vorherrschaft, wie umgekehrt jene den Beweis erbringt, dass jedes Wollen — selbst das von „transzendentalen" Motiven geleitete — regelnd und normierend wirkt.

Ferner wird unsere Formel bestätigt durch alltägliche Erfahrungen eines jeden. Um beispielsweise irgendwo „Ordnung" zu schaffen, bedarf es nur eben des Entschlusses dazu (der denn manchem ja freilich schwer genug fallen mag!): wohingegen künstliche Unordnung, damit sie nicht unecht wirke, zu ihrer Erzeugung Erfindungsgabe, ja einige Phantasie erfordert.[89]) — Hier lässt sich die Handschrift zu Hülfe nehmen. Auch diese nämlich muss jenem Satze gemäss umso regelmässiger beschaffen sein je mehr wir uns schreibend im Zustand des Wollens befinden. Das tun wir z. B. so oft wir uns „Mühe" geben oder wohl gar unsere Schrift zu verstellen trachten. Nun wissen wir aber, dass unter den unbewussten Begleitmerkmalen ausnahmslos jeder Verstellungsabsicht zum mindesten auch die Tendenz auftritt, nach erhöhter Regelmässigkeit, dass letztere ihrerseits unschwer erworben wird sogar von Personen mit einem ursprünglich eher schwankenden Duktus und dass zumal sie unter Umständen das entscheidende Indizium bildet für die Mitbeteiligung der Willkür am graphischen Ausdrucksbilde. Die Verengung des Spielraums zahlreicher Schriftelemente, vor allem des Neigungswinkels, bleibt sogar dann nicht aus, wenn die Absicht des Schreibenden gerade umgekehrt auf Reichtum und Wechsel der Formen geht, was wir schon früher und durch ein besonders typisches Beispiel noch im sechsten Kapitel dargetan. (Vergl. Fig. 102.)

---

[89]) Der Fall, dass jemand Unordnung schaffen möchte, ist nicht eben selten, indem sie zunächst allerdings von Zerstreutheit und einem Mangel an Achtsamkeit auf das Naheliegend-Tatsächliche, zugleich aber sekundär zeugen kann von nach innen gekehrter Lebensfülle, von Begeisterung oder Versunkenheit. Man weiss aber auch, wie schwer es gelingt, die „geniale Unordnung" glaubhaft zu erkünsteln. — In einem Lehrbuch der graphologischen Technik wäre hier eine Exkursion auf das Gebiet der habituellen Ausdruckseigenschaften der Berufe geboten. In dem Masse als ein Beruf die Uebung speziell des Willens erfordert, wird er der Handschrift eine Norm aufprägen und die Regelmässigkeit überwiegen machen. Davon ein Maximum müsste deshalb z. B. die Handschrift des Kaufmanns, ein Minimum die des Künstlers zeigen, sofern sie hier nicht als aus ästhetischer Schulung erworbener Zug figuriert.

Prinzipiell gesprochen: da die „Zeichen" der Willkür allgemeiner Erwägung und, wie wir wissen, auch experimentellen Befunden zufolge stets zugleich solche des Wollens sind und da die Enge der Schwankungsgrenzen unter ihnen in vorderster Reihe steht, so muss sie notwendig wenigstens eines der Ausdruckskriterien des Willens sein.

Wenn nach alle diesem an der Richtigkeit unserer Deduktion kein Zweifel mehr möglich ist, so wirft ihr Ergebnis zugleich ein klärendes Licht auf die ganz spezielle Funktion zurück, die wir von vornherein der Regelmässigkeit zuerkannten. Wir konfrontierten sie im System der Schrifteigenschaften mit der Eigenart, d. h. jenem Zuge des graphischen Ausdrucksbildes, der durch keine Analyse abstrahierbar ein Merkmal des Ganzen und folglich ein Merkmal auch sämtlicher Teile bildet. Wenn auch nicht dieses gilt von der jedem Schriftelement b e s o n d e r s zukommenden Regelmässigkeit, so ist allerdings nur sie befähigt, die Freiheit der Züge nicht sowohl aufzuheben als vielmehr abzulösen. Soweit sie sich ausdehnt, geht, wenn nicht die Form überhaupt verloren (das ist schliesslich Sache der Namengebung), so doch unzweifelhaft ihr Naturcharakter und es tritt an die Stelle ein Mechanismus von zwar bald mehr persönlicher, bald traditioneller Beschaffenheit. Dem entspricht nun ein seelisch nicht minder grundsätzlicher Unterschied. Je normierter die Handschrift, umso mehr ist die psychische Eigenart zwar nicht schlechterdings ausgelöscht — auch ein „Stil" kann unfraglich „Charakter" haben — wohl aber in gleicher Breite nur mittelbar, nämlich als Träger da einer Wirksamkeit in dem an sich ganz unpersonellen Bereiche des Wollens. Der vorwiegend triebhafte verhält sich zum Willensmenschen in der Tat etwa so wie das Feuer, womit man den Kessel heizt zu der dadurch in Bewegung gesetzten Maschine, und was von Impulsen zu Akten des Willens wird, verbraucht sich nicht anders, wie die Wärme umgesetzt und als solche vernichtet wird, soweit sie zum Treiben der Räder dient.

X. Kapitel: Die individuellen Typen der Energiebeschaffenheit.

Wir kehren zu dem Begriff zurück, von dem die Erörterung ausgegangen, der psychischen Spannung, als deren Symptome wir kennen lernten: Druck, Winkel, Enge, Steile, Sinistrogyrität und Regelmässigkeit. Wir stellten die Frage nach ihrer Beschaffenheit, im Fall sie primär für den Willen sprächen. Darüber entscheidet das Dasein des letztgenannten. Nun k a n n die Regelmässigkeit eine grosse sein bei sonstiger Spannungsa r m u t: dann herrscht zwar noch immer der „Wille" vor, aber nicht weil

Fig. 113. Affektiver Typus. (Napoleon.)

er stark ist, sondern weil es an starken „Gefühlen" mangelt. Energie im engeren Wortsinne als Spannungsstärke speziell des Willens geht also nicht aus dem Grad der Geregeltheit, sondern daraus hervor, dass es ein an Spannungen reicher Ausdruck ist, der sich die Schranke der Norm gesetzt. Fehlt umgekehrt diese und etwa auch noch das natürliche Ebenmass einem mit Nachdruck und Winkeln beladenen Ausdrucksbilde, dann ist zwar im weiteren Wortsinn ebenfalls Energie vorhanden, aber keine des Willens, sondern unmittelbarer Gefühlsimpulse. Der entsprechende Duktus verriete den affektiven, der entsprechend andere aber den Willenstypus. Wir illustrieren diesen Gegensatz vorweg an einem Beispiel, welches zu zeigen erlaubt, wieso er verträglich ist mit relativ gleicher Grösse der Spannkraft.

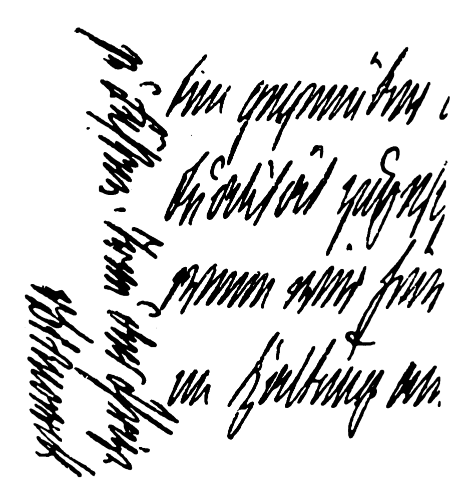


Fig. 114. Willenstypus. (Bismarck.)

Geprüft auf Symptome der Spannungsstärke sind die Handschriften Bismarcks und Bonapartes einander nahezu äquivalent. Fig. 113 und Fig. 114. Der maximale Reibungsdruck dürfte bei Napoleon ungeachtet der, wie es scheint, etwas weicheren Feder erheblicher als bei Bismarck sein, wohingegen bei diesem sich schärfere Winkel finden. [90]) Die Lage (wenigstens in den Grundstrichen der beiderseitigen Unterschriften) ist wenig verschieden. Im Abfluss der Rechtsbewegung ungleich gehemmter erscheint der Bismarcksche Duktus durch seine weit grössere Enge und die wiederholt gekürzten Wortabschlüsse. Dafür hat Bonaparte eine Paraphe

[90]) Die hier vorgelegte Probe von Bismarcks Hand ist eine relativ zarte; nicht selten schrieb Bismarck kräftiger. Doch treten die typischen Grundeigenschaften wie wohl fast in allen Schriftstücken Bismarcks unverkennbar hervor.

aufzuweisen, die an gewaltsamer Zentripetalität ihresgleichen sucht. Nun ist zwar Bismarcks Handschrift unverhältnismässig banaler, weshalb ein Vergleich der Intensitäten streng genommen nicht ausführbar, allein das hindert nicht festzustellen, dass in beiden Persönlichkeiten der Zug der Spannkraft relativ gleich stark hervortritt gegenüber sonstigen Formeigenschaften. Soll ihrer eine hochgradig energisch heissen, so muss es nicht weniger auch die andere.

Anders fällt das Ergebnis einer Ermittlung des Willens aus. Der Bismarcksche Duktus ist zweifellos regelmässig (enger Schwankungsspielraum des Neigungswinkels und abgewogene Zeilenweite), überdies auch noch rhythmisch, was wir hier jedoch übergehen können. Die psychische Spannkraft ist eine disziplinierte: sie tritt in Erscheinung vorzüglich als Willensspannkraft. — Der Duktus Napoleons ist nicht nur unregelmässig (grosser Schwankungsspielraum beinah sämtlicher Grundelemente), sondern wesentlich auch ohne Gleichförmigkeit. (Vom Kleinerwerden der Wörter abgesehen sind ziemlich alle Schwankungen unperiodisch. Man beachte z. B. den graphischen Widerspruch zwischen der sinistrogyren Paraphe und den nach rechts verlängerten Wörterenden.) So paradox es klingen mag: Napoleon war **kein** Willensmensch. Seine psychische Spannkraft wirkt nicht nach dem Gesetz des Willens; er gehört der an Spielarten reicheren Gruppe der **affektiv** Energischen an.[91])

Die nunmehr folgende Typenentwicklung nimmt ohne weiteres auf die Tabelle III Bezug, zu deren rein äusserlichem Verständnis folgendes diene. Die unter den graphischen Kategorien jeweils erste Reihe psychologischer (die durch besonderen Druck hervorgehoben) gibt die notwendig dazugehörigen Eigenschaften. In gewöhnlichem Druck fortlaufend

[91]) Merkwürdig, ja mysteriös ist die Handschrift Napoleons in mehr als einer Hinsicht. Mit dem auf fast haltlose Hinreissung weisenden Mangel an Gleichgewicht kontrastiert eigentümlich die Verbundenheit aller Schriftelemente, die angesichts einer Federführung von ganz ungewöhnlicher Schwerfälligkeit gewiss nicht als „Fluss“ der Bewegung und Folge der Eile verständlich wird. Da die Schrift überdies reduziert und schwunglos ist, so hätten wir überaus **nüchternes Kombinationsvermögen**! Die Vereinigung derart gegensätzlicher Züge würde den Schluss auf eine das ganze System beherrschende **Leidenschaft** nahelegen. Die sollte jedoch den „Pathos“ genannten Gefühlszustand zur Entfaltung bringen, der z. B. Grösse der Schrift zur Folge hat. Statt dessen liegt eine wesentlich kleine vor: beständig in Fadenform übergehend. Dem widerspricht nun wieder die abduzierende Zeilenbehandlung, widersprechen zumal die hoch hinausgeschleuderten i-Punkte! Vulgärer Ehrgeiz (denn der Duktus ist im engsten Wortsinne „schmierig“) und phantastische Begeisterung kreuzen sich; aber keines von beiden trägt den Charakter. — Die Handschrift wird nur verwickelter, je tiefer man in sie dringt, und sie gibt uns fast immer verneinende Antwort, wenn befragt nach jenen Charakterzügen, die man gern einem grossen Strategen beimisst. So zeigt sie uns nichts von vorbedachter Besonnenheit, sondern **blindes** Wollen, unwiderstehliches **Getriebensein**; nichts von „Organisationstalent“, sondern Herrschaft brutaler Impulse des Augenblicks. Niemand entnähme aus ihr die Gaben des vielleicht grössten Schlachtenlenkers! Und dabei ist sie die innerlich lebendste, tiefste von allen, welche wir kennen. Ihre Rätsel zu lösen, soll hier nicht unternommen werden. — Einen Vergleich mit den so gar nicht sphinxhaften Zügen Bismarcks findet man angedeutet, obschon leider nicht durchgeführt, in der Broschüre von **Busse**, Bismarcks Charakter. S. 32—33.

daruntergesetzte sind rücksichtlich der durch sie mitbezeichneten Grösse der Spannung wesentlich sinngleich mit den vorangestellten und sollen wenigstens vermuten lassen, dass ein abstrakt gewonnener Teilbegriff charakterologischer Unterschiede in Wörtern der Umgangssprache nie für sich, sondern bestenfalls als orientierender Stamm von häufig sehr verzweigten Gebilden lebt und daher fast immer gleich getreu durch mehrere bezeichnet wird. Nach einem trennenden Abstand weiter noch angefügte geben sinnverschiedene Struktureigenschaften (zumal auch solche des „Naturells"), zu deren Ursachen jedoch unter anderem auch die fragliche Form der Energie gehört. In eckigen Klammern aufgezählte Wörter endlich bezeichnen spezifische Triebfedern und Intellektualqualitäten, die nicht logisch notwendig, wohl aber erfahrungsgemäss gern mit jener verbunden sind.

Wir betrachten zunächst den starkbewegt-spannungsarmen Duktus (A), der gleich den übrigen weiter zu teilen ist nach dem Grade der Eigenart einerseits, der Regelmässigkeit andrerseits. Für den Grenzfall der möglichst durchgebildeten Eigenart ist die Regelmässigkeit ausgeschlossen wie umgekehrt jene bei ausgebreiteter Regelung. Wir stellen der einen daher als begrifflichen Gegensatz nur einfach die andere zur Seite; zu beiden tritt endlich als drittes Extrem die regellose Unform hinzu. Mit solchen Begriffen sind selbstverständlich nur End- oder Richtpunkte festgelegt. Die wirkliche Handschrift liegt jederzeit zwischen ihnen auf einer nicht abzuschliessenden Reihe, aber bald nach der einen, bald nach der anderen Seite mehr oder minder vom Gleichgewichtspunkte abgerückt.

Fig. 115. Gruppe AI: Tätigkeitstrieb.

Grosse Bewegtheit deutet positiv auf Grösse der strebenden Kraft und bei gleichzeitig unausgesprochenen Spannungszeichen auf Uebergewicht der Tendenz zum Abfluss des Strebens über die den Trieb durch „Stauung" vergrössernde Kraft eines inneren Widerstandes. Dem graphischen Tatbestand entspricht der psychisch genau analoge des spannungslos-starkbewegten Strebens oder mit dem bei weitem passlichsten Worte der Umgangssprache der inneren Lebhaftigkeit. Die Gruppe der Form

Tab. III. — Formtypen

A. BEWEGTHEIT : GROSS. — SPANNUNG : GERING.

Lebhaftigkeit.

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig	IV. Formlos
Tätigkeitstrieb Aktivität Unternehmungsgeist Initiative Rührigkeit Betriebsamkeit Geschäftigkeit Emsigkeit Regsamkeit Ausgelassenheit (Elastizität) [Anpassungsgabe] [Nachgiebigkeit]	**Erregbarkeit** Eindrucksfähigkeit Impressionabilität Hinreissungsfähigkeit Aufgeregtheit Ablenkbarkeit Beeinflussbarkeit Unbeherrschtheit Ungebundenheit Bestimmbarkeit Mangel an Konzentrationskraft Ungeduld	**Strebsamkeit** Eifer Planlust (Fleiss) [Theoretisch. Wollen]	**Planlosigkeit** Mangel an Zielbestimmtheit Ziellosigkeit Inkonsequenz Launischkeit Unberechenbarkeit Flatterhaftigkeit Verführbarkeit (Leichtsinn Leichtfertigkeit) [Unbeständigkeit Wetterwendischkeit Wankelmut] [Unzuverlässigkeit Gewissenlosigkeit Treulosigkeit]
[Abwechslungsbedürfnis Veränderlichkeit] [Unbesonnenheit Sorglosigkeit Unvorsichtigkeit]			

[Abstraktionsvermögen. Kombinationsgabe. „Weiter Horizont". — (Spekulationstrieb) — Vergesslichkeit. — Flüchtigkeit. Oberflächlichkeit. — Phantasie. — Schwärmerei Ueberschwänglichkeit. Ausschweifendes Wesen. — „Ideenflucht".]

C. (B'.) BEWEGTHEIT : GROSS. — SPANNUNG : GROSS.

Expansionsdrang.

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig.	IV. Formlos
Tatendrang Entschlossenheit Entschiedenheit Zielbewusstheit Resolutheit [Selbständigkeitsbedürfnis Unabhängigkeitssinn]	**Affektivität** Impulsivität Ungestüm Stürmischkeit Heftigkeit Hitzigkeit Mangel an Selbstbeherrschung Rücksichtslosigkeit [Aktiver Eigensinn Oppositionslust Widerspruchsgeist Rechthaberei Aufsässigkeit] [Aufbrausendes Wesen Jähzorn] [Kampflust Aggressivität Streitsucht Unverträglichkeit]	**Akt. Willenskraft** „Energie" Arbeitskraft Unermüdlichkeit Fleiss Selbstbeherrschungsvermögen [Praktisches Wollen] [Ehrgeiz] [Berechnung „Politik"]	**Zwiespältigkeit** Widersprüchlichkeit Zerrissenheit Zügellosigkeit Schrankenlosigkeit Fessellosigkeit Masslosigkeit
[Leidenschaftlichkeit] [Kühnheit] (Tatkraft)			

der Energiebeschaffenheit.

B. BEWEGTHEIT : GERING. — SPANNUNG : GERING

(Mangel an Expansionsdrang.)

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig	IV. Formlos
Gleichmut „Passivität“ Bedächtigkeit Ruhe Beschaulichkeit Sinnigkeit Gelassenheit [Vorherrchaft des Intellekts] [Leidenschaftslosigkeit]	**Empfindlichkeit** Sensibilität Empfänglichkeit Feinfühligkeit [Empfindsamkeit Verletzlichkeit Kränkbarkeit Uebelnehmerei]	**Mangel an Initiative** Indifferenz Untätigkeit Eindrucksunfähigkeit Unempfänglichkeit (Fleiss) [Teilnahmlosigkeit] [Interesselosigkeit Lauheit Mattherzigkeit Trägheit Apathie] [Befangenheit]	**Labilität** „Schwankendes Wesen“ Unentschlossenheit Unschlüssigkeit Unentschiedenheit Energielosigkeit Willensschwäche Willenlosigkeit „Schwacher Charakter“ Haltlosigkeit [Unbeständigkeit] [Furchtsamkeit]

D. (A'.) BEWEGTHEIT : GERING. — SPANNUNG : GROSS.

(Mangel an Lebhaftigkeit).

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig	IV. Formlos
Spannkraft Festigkeit Standhaftigkeit Unablenkbarkeit Unbeeinflussbarkeit Unbestimmbarkeit Unbeugsamkeit Unlenksamkeit [Anpassungsunfähigkeit] [Unnachgiebigkeit] [Unveränderlichkeit Stätheit Beständigkeit] [Verlässlichkeit Besonnenheit Vorsicht Ueberlegung Berechnung Misstrauen]	**Irritabilität** Reizbarkeit (Krittelei) [Passiver Eigensinn Halsstarrigkeit Starrsinn Widerspenstigkeit Querköpfigkeit] [Unfügsamkeit] [Trotz]	**Passive Willenskraft** Widerstandskraft Beharrungsvermögen Beharrlichkeit Zähigkeit Hartnäckigkeit Unerschütterlichkeit Ausdauer Fleiss Selbstbeherrschungsvermögen Mässigung Zurückhaltung Konzentrationskraft (Geduld) [Treue] [Gewissenhaftigkeit] [Ernst]	**Gedrücktheit** Gehemmtheit Missverhältnis zwischen „Wollen und Können“ Zaudersucht Bedenklichkeit Krampfhaftigkeit Gezwungenheit [Unzufriedenheit]

[Konkretes Denken. Tatsachensinn. Sachlichkeit. Genauigkeit. — Gründlichkeit. — (Konservativimus.) — Gedächtnisstärke. — Kurzsichtigkeit. „Enger Horizont.“ Verbohrtheit. — „Fixe Idee“.]

oder Eigenart ist jedesmal weiter zu klassifizieren nach dem Gegensatze der Gleich- und Ungleichmässigkeit. Je mehr ein Ausdrucksbild in seinen Schwankungen periodisch ist, umso mehr erscheint der Charakter als ein von i n n e n justierter, negativ ausgedrückt: als ein der Störung von a u s s e n relativ n i c h t unterworfener. Dem Mangel an Rhythmus andrerseits entspricht seine Störbarkeit, die psychologisch betrachtet Anlage zur Herrschaft mehr oder minder starker „Gefühle" ist.

Ein lebhaftes, aber nicht von Gefühlen beherrschtes Streben heisst wohl am besten Tätigkeitstrieb, womit in der Hauptsache sinngleich Aktivität und Unternehmungsgeist. In seinen Aeusserungen wird der tätige Mensch gern rührig, betriebsam, geschäftig, zuweilen auch mitteilsam und gesprächig sein und unter Umständen Initiative zeigen. Fig. 115.

Fig. 116. Gruppe A II: Erregbarkeit.

Für die von Gefühlen beherrschte Lebhaftigkeit hat die Sprache kein völlig genau umschreibendes Wort. Am besten ist wohl Erregbarkeit oder als wesentlich damit identisch: Eindrucksvermögen. Ein hoher Grad von Erregbarkeit birgt die Tendenz zu affektiven Entladungen in sich, die man Hinreissungsvermögen zu nennen pflegt. Das Fehlen grösserer Widerstände zeitigt Beeinflussbarkeit, Bestimmbarkeit, Ungebundenheit und erschwert die einheitliche Zusammenfassung. — Wohl mit jeder undisziplinierten Lebhaftigkeit ist ferner der W u n s c h verknüpft nach häufigem

Wechsel motivierender Reize, dem „Veränderlichkeit“ entspringen mag. Im Handeln wird der lebhafte Mensch eher unbesonnen und sorglos als mit wägender Vorsicht behaftet erscheinen. Fig. 116.

Ist der spannungsarm-starkbewegte Duktus im ganzen regelmässig, so herrscht jenes Wollen mit stark überwiegender Kraft der Zielvorstellung, das sich leicht in ein planendes Wünschen verliert und durchweg besser Erfolg verbürgt auf geistigem Boden als zwischen den Härten des praktischen Lebens. Wir nennen es Strebsamkeit, welches Wort allerdings auch im weiteren Sinn zu gebrauchen ist. Fig. 117. — Fehlt endlich noch die Geregeltheit, betrachten wir, besser gesagt, den Bewegungstyp unter dem Gesichtspunkt des Mangels an orientierender Gesamtstruktur, dann liegt ihm zugrunde Planlosigkeit und Inkonsequenz. Die Gefahr dazu besteht für die Lebhaftigkeit überhaupt: wie denn die vierte Kolumne jeder Gruppe die negative Spitze sämtlicher Züge bildet, die in den übrigen positiv bezeichnet sind. Fig. 118. — Inkonsequenz kann der Ausdruck lediglich der Lockerheit des psychischen Gewebes sein, sie kann aber auch auf Diskrepanzen im System der Triebe weisen und dergestalt zeugen von Wankelmut oder gar Treulosigkeit.

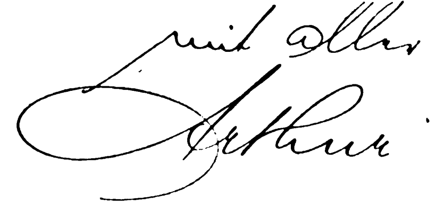


Fig. 117. Gruppe A III: Strebsamkeit.

Fig. 118. Gruppe A IV: Relative Planlosigkeit.

Wenn auch naturgemäss kein festes Band besteht zwischen Formen des Strebens und reinen Intellektualqualitäten, so lässt sich doch sagen, welche als miteinander korrespondierend bei ihrer Verknüpfung sich wechselseitig steigern müssen. Das Abstrahieren z. B. erfordert Vergleichung und Fortbewegung, konkretes Erfassen umgekehrt Beharrung des Geistes bei ein und demselben Gegenstande. Der für die Gruppe charakteristischen Be-

weglichkeit entspräche daher von Verstandesgaben mehr das Vermögen abstrahierender Kombinationsgewandtheit als Tatsachensinn und Genauigkeit. Die Eile der Denkbewegung führt dabei leicht zu mangelnder Rücksichtnahme auf die Natur der Gegenstände, d. h. zur Flüchtigkeit. — Die Mobilität insonderheit der Assoziationsprozesse kann bei genügend reichem Vorstellungsschatze als „Phantasie" in Erscheinung treten, die, falls unkorrigiert durch Erfahrungswissen, in schwärmende Ueberschwänglichkeit zu

Fig. 119. Gruppe BI: Gleichmut.

verfallen gefährdet ist. Von pathologischen Störungen würde hierher gehören die sog. Ideenflucht.

In der zweiten Gruppe (B) fällt auch die Bewegtheit fort; das entsprechende Streben ist also ein spannungsarm - schwachbewegtes Streben, wofür in der Umgangssprache kein Terminus auffindbar. Bei vorhandenem Ebenmass wird der psychische Grund am richtigsten Gleichmut heissen (Fig. 119), beim Mangel daran Sensibilität oder etwa Empfindlichkeit, will sagen Anlage zum Uebergewicht passiver „Gefühle". Die nahe Beziehung dieser Strukturgestalt zur Qualität der Empfindsamkeit und Verletzlichkeit liegt auf der Hand. Fig. 120. — Ist der Duktus regelmässig, so herrscht ein zwar anspannungsarm passiv verharrendes, aber nichtsdestoweniger ein Wollen vor, dessen besondere Eigenart wir freilich nur negativ schildern können. Unter den zahlreichen Ursachen und Begleiteigenschaften des „Mangels an Initiative" kommt auch die Befangenheit vor und unter den möglichen Folgen, was anfangs verwunderlich, dann aber plausibel erscheint, ein etwas schablonenhafter Fleiss. Beides erläutert Fig. 121. — Zu

einem wesentlich formlosen Duktus endlich gehört das labile oder haltlose Streben, das für den Willen dessen Abwesenheit, also Energielosigkeit und Schwäche bedeutet. Fig. 122.

Tritt umgekehrt zu starker Bewegtheit Stärke der Spannung (C), so ist das Streben lebhaft und gleichzeitig angespannt, d. h. es erfährt auf dem

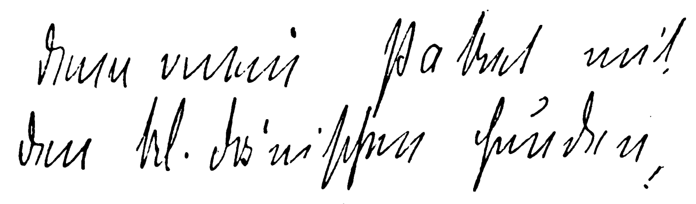


Fig. 120. Gruppe BII: Sensibilität.

Wege zum Ziel mit voller Wucht auch das Hindernis, aber nicht als Schranke, vor der es Halt macht, sondern als Sporn zu gesteigerter Kraftentfaltung. Es erscheint also hier in besonderem Masse als **gegen** die

Fig. 121. Gruppe BIII: Mangel an Initiative.

Hemmung gerichtet und doch nicht beharrend, sondern in steter Aktion begriffen. Wir haben das primär energische und typisch männliche Streben,

Fig. 122. Gruppe BIV: Labilität.

das unter Vermeidung jedes Bezuges auf seine Willensform **Expansionsdrang** zu nennen wäre. — Spontaner Entspannungstrieb ist allemal Tatendrang, der sich folglich auch graphisch als scharf unterschieden erweist von blosser Tätigkeitslust und Unternehmungsfreude, wie denn andrerseits er erst die Basis gibt für zielbewusste Entschlossenheit. Figur 123. — In einem System, das von den Gefühlen beherrscht wird, begründet dagegen die Expansionstendenz eine Art intensiverer und mehr zum Ausdruck geneigter Erregbarkeit, die wir von der unter A verzeichneten als „Affektivität" unterscheiden. In der Wirkung nach aussen stellt die sich nicht selten als impulsive Heftigkeit dar, die dann häufig Mangel an Mass

zur Folge hat. Von erzeugenden Triebqualitäten wäre der Jähzorn zu merken, der rechthaberisch opponierende Eigensinn und endlich die Streitsucht. Hier vergleiche man wieder die Handschrift Napoleons (Fig. 91); daneben auch Fig. 124. — Zuweilen wurzelt sie wohl in der tieferen Wesensschicht

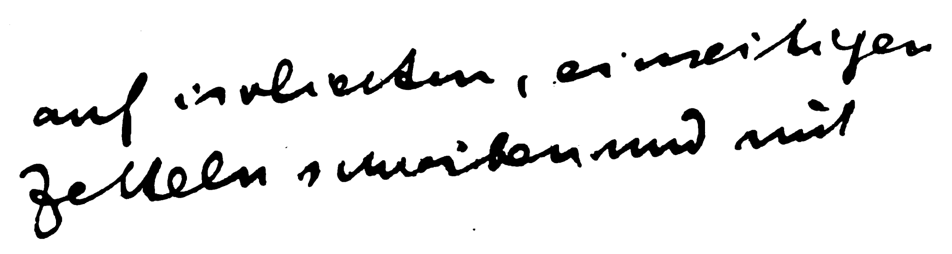


Fig. 123. Gruppe CI: Tatendrang.

einer herrschenden Leidenschaft und bietet dann durchweg Gewähr für entschiedene Tatkraft. — Der disziplinierte Entspannungstrieb ist aktiver Wille, ein Wille zugleich, der nicht nur wünscht, sondern tatsächlich handelt, der „keine Mühe scheut“, deshalb auch kurz „Energie“ genannt, nach innen gekehrt Tendenz der Selbstbeherrschung, welche beide zusammen den passenden Boden des äusseren Handelns bilden und daher gewöhnlich verschwistert sind mit einer auf praktisch Erreichbares tätig abzielenden Geistesrichtung. Zu der tritt häufig der Ehrgeiz hinzu, die

Fig. 124. Gruppe CII: Affektivität (aus Leidenschaftlichkeit).

kluge Berechnung, die „Politik“. Fig. 125. — Planlose Expansionstendenz kann andrerseits nur zustande kommen auf der Grundlage miteinander

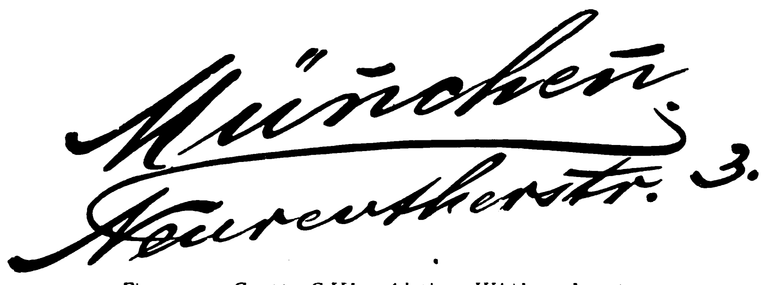


Fig. 125. Gruppe CIII: Aktive Willenskraft.

streitender Triebe und weist daher unmittelbar auf innere Zwiespältigkeit oder äussersten Falls auf Zerrissenheit. Fig. 126. Weicht in solchem System der Damm der Selbstbeherrschung, so nimmt der Affekt leicht jene zerstörerischen Formen an, die man zügellos, fessellos, masslos nennt.

In der vierten und letzten Gruppe (D) haben wir schliesslich das schwachbewegt-spannungsreiche Streben, den Gegentyp von A, für den ein

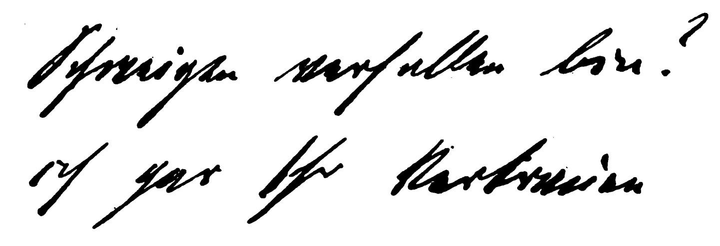


Fig. 126 Gruppe C IV: Zwiespältigkeit.

alle Unterformen mitbezeichnender Name wiederum fehlt. Bei ausgesprochenem Ebenmass mag er schlechtweg der Typ der „Spannkraft“ heissen, der inneren Festigkeit, die im Gegensatz zur gleichen Kolumne der ersten Gruppe verminderte Lenkbarkeit und Mangel an Anpassungsgabe in sich schliesst. Fig. 127. Auch wird ein standhafter Mensch ohne Mühe beständig und eher besonnen als leichtsinnig oder sorglos sein. —

Fig. 127 Gruppe D I: Spannkraft (Margarete von Angoulême)

Das affektive System wird durch ein Uebergewicht von Spannungszeichen zu einem solchen vorherrschender Reizbarkeit, sthenischer „Irritabilität“,

Fig. 128 Gruppe D II (nicht typisch): Irritabilität (Papst Alexander VI.)

in die sich gern jener störrische Eigensinn kleidet, der „nicht von der Stelle will“. Fig. 128. — Der vor allem anspannungsfähige oder wesentlich passive Wille endlich wird von der Tatlust und Entschliessungskraft

terminologisch abgesondert durch viele Wörter der Umgangssprache wie etwa Beharrlichkeit, Ausdauer, Zähigkeit, Widerstandskraft, Unerschütterlichkeit, mit denen sämtlich mehr oder minder verknüpft erscheint die Gabe der Mässigung und Reserviertheit im A u s d r u c k des Innenlebens. Dem initiatorischen Manneswillen tritt dieser zur Seite als Grundform des weiblichen, der seine jenem oft weit überlegene Stärke hat im Harren und Tragen (z. B. der Sorgenlast), im stillen Bemeistern, in starrer Geduld, im Boden-fassen und Wurzeln-schlagen, (wie darin denn der Frauencharakter auch mehr zur persönlichen Treue neigt). Fig. 129. Von kor-

Fig. 129 Gruppe D III: P a s s i v e W i l l e n s k r a f t.

respondierenden Intellektualqualitäten kämen wieder im Gegensatz zu den unter A genannten konkreter Tatsachensinn und Genauigkeit, aber auch geistige Enge in Frage, Kurzsichtigkeit und „fixe Idee". — Die Kehrseite der Sache, wie hiermit schon angedeutet, wird an der Hand der Erwägung deutlich, dass jeder Widerstand immer auch Hemmung ist, die, wenn nicht überwunden, das Streben erfolglos macht. Das habituell ohnmächtige Streben, meist Missverhältnis zwischen „Wollen und Können" genannt, führt im Betragen bald zur Gezwungenheit, bald zu krampfhaft ener-

Fig. 130 Gruppe D VI: M i s s v e r h ä l t n i s z w i s c h e n W o l l e n u n d K ö n n e n.

gischer Selbstbetonung und bringt beinah immer chronische Verstimmtheit mit sich. Ein äusserst extremes Beispiel gibt Fig. 130.

Die erste (A) und letzte (D) Gruppe der Formen des Strebens bilden ersichtlich auch darin Gegensätze, dass jene „sanguinisch", diese vorwaltend „phlegmatisch" ist. In der Tat muss die immer bewegliche Lebhaftigkeit zum relativ leichten, die schwerbewegliche Festigkeit zum relativ

langsamen Reagieren neigen. Alle namhaft gemachten Paralleleigenschaften sind daher solche zugleich der Temperamentsextreme: ohne das Band der Ausdrucksgleichheit wohl nicht ohne weiteres vermutbare Zusammenhänge, die uns weiterführen zu wichtigen Problemen der Charakterkunde, deren Erörterung aber nicht hierher gehört.

XI. Kapitel: Das persönliche Leitbild.

Wir haben im deduktiven Teil, wenn auch mit vollem Bewusstsein der darin liegenden Einseitigkeit, die Schreibbewegung ohne jede Rücksicht auf ihr Ergebnis, die Schrift, zergliedert, die doch ihr Zweck bleibt, auch wenn das Schreiben längst zu einer vorherrschend automatischen Tätigkeit wurde. Wir wissen bereits, dass sie den Spielraum der Impulse einengt durch das Medium des Willens. Der Wunsch, sei es „feste", „ordentliche", „aparte", sei es auch nur leicht leserliche Formen zu erzeugen, wirkt fort und fort normierend auf die Schreibbewegung und zeigt uns das zu fertigende Bild wenigstens indirekt lebendig im Abfluss der Akte, die es hervorbringen. Wir werden nicht fehlgehen mit der Erwartung, dass es auch unmittelbar an ihrer Gestaltung beteiligt sei.

Da nach ihrer sinnlichen Beschaffenheit die Schrift den räumlichen Gebilden angehört, so wird von den mannigfachen Gegenstandsgefühlen zumal der individuelle Raumsinn das Schreiben beeinflussen. Dafür spricht schon die Tatsache, dass unsere Auffassung der Schrift ganz im Bann räumlicher „Einfühlungen" steht. So ist etwa die Rede von „schlanken" und „fliessenden" Zügen, von „offen stehenden" und „geschlossenen" Buchstaben, von Knickungen, die wie „Trauerweiden" wirken und dergl. mehr. Es tritt das besonders zutage an Beurteilern mit jener naiven und unreflektierten Empfänglichkeit, die aus den Lettern dramatisch bewegte Gestalten macht. Der Historiker Woltmann z. B. erzählt von der Handschrift eines Freundes, dessen „Buchstaben so schief auf der Linie lagen wie englische Pferde, wenn sie wettrennen." Bei Adolf Henze lesen wir: „Kleine, schweigsame und dürr reisige Züge, die herumtrippeln und gern nach dem Wetter sehen."

Wir fragen nicht, ob so weitgehende Ausmalungen geschmackvoll und wieweit sie im einzelnen Falle berechtigt sind: mindestens kommen sie jederzeit vor und es wurden einige gut gesicherte graphische „Zeichen" gewonnen durch Auslegung nicht etwa des Schreibaktes, sondern des räumlichen Eindruckes der fertigen Formen: was für den

Gedanken seiner Mitwirksamkeit an der Schriftbildung einnehmen muss. Wir sehen zugleich, dass für das naive Gefühl die tatsächlich liegende Schreibfläche steht.[92]) Auch spricht man ja streng terminologisch von Ober- und Unterlängen, liegenden und zurückgelehnten Buchstaben, steigender und sinkender Zeile etc. Der Schrift gegenüber orientiert sich das Raumgefühl in einer Vertikalebene und das ist für die Entstehung zahlreicher Formen von entscheidender Bedeutung.

Einen anderen Wahrscheinlichkeitsgrund für unsere Annahme erblicken wir in der Geschichte der Schrift, sofern nämlich jede ursprünglich den Charakter der Darstellung trägt. In ihrer ältesten Gestalt ist sie überall eine symbolische Malerei und durchmisst ihre ersten Etappen aus wesentlich instinktiven Formabschleifungen unter dem Einfluss des Raumsinns. Ein so mächtiges Bildungsprinzip aber kann nicht völlig verschwunden sein, sondern wird auch heute sowohl die Züge der Vorschrift als die Schreibgewohnheiten des einzelnen mitbestimmen. In der Tat verwenden wir sogar noch ideogrammatische Zeichen: die Sicheln, die im Kalender die Mondphasen angeben, die Kreuze bei den Namen der Verstorbenen, die pfeilspitzenartigen Linien, die einen Hinweis bedeuten, und manches dergl. mehr. — Ehe wir jedoch der Kompassnadel des Gedankens zu weit gewichtigeren Beweisstücken folgen, scheint hier der Punkt gekommen, um ihn zu verknüpfen mit derjenigen viel allgemeineren Ausdruckstatsache, deren Name das laufende Kapitel bezeichnet und von welcher der „Raumsinn in der Handschrift" nur ein besonderer Fall ist.

Wie es nämlich darstellende Willensakte gibt, so gibt es erst recht darstellende Impulse, und zwar ist deren einer der sog. Nachahmungstrieb. Mit einer für jedermann kontrollierbaren Stärke bezeugen das die Bewegungsvorstellungen. Beim Anblick etwa des dahinjagenden Eisenbahnzuges fühlen wir uns selber innerlich dahinjagend, vor dem sich drehenden Karussell werden wir möglicherweise schwindlich. Was innerlich auch der Erwachsene tut und wovon sich der Ausdruck für ge-

---

[92]) Unsere Geneigtheit, liegende Formen apperzipierend aufzurichten, hat schon in seiner „Geschichte der Aesthetik" Lotze hervorgehoben, der als der wichtigste Vorläufer der modernen Raumanschauungstheorieen gelten muss. Es heisst darüber Seite 77 und 78: „Für die natürliche Anschauung ist der Raum unzweifelhaft orientiert. Durch die Erinnerung an die Schwere sind Vertikale und Horizontale, die in der Geometrie nur einen relativen Sinn haben, absolut verschiedene und feste Richtungen geworden von bestimmtem aesthetischen Wert, und jede schräge oder geknickte Linie ist nur der Ausdruck einer mit bestimmter konstanter oder veränderlicher Kraft ansteigenden oder fallenden Bewegung, die aus der Richtung, in welcher die Schwere wirkt, in die andere übergeht, nach welcher diese Wirkung nicht stattfindet. Niemand kann sich dieser Gewohnheit entziehen, die wir selbst auf Ebenen übertragen; ein rechtwinklig begrenztes Blatt hält keiner in schräger Lage vor dem Auge, es gehört sich, dass zwei seiner Seiten senkrecht, zwei wagerecht liegen; ein elliptischer Rasenplatz erscheint schöner vom Endpunkt seiner kleinen Axe; denn so gewährt er den Eindruck des Ruhigen und Liegenden, weniger vom Endpunkt der grossen, denn von da scheint er gegen seine Bestimmung in die Höhe zu steigen."

eignete Apparate selbst bei ihm verrät, das zeigt uns deutlicher das noch unbefangene Kind, wenn es vor dem Karussell alsbald um sich selber kreist oder beim Anblick des Zuges zu laufen beginnt. Es will damit nichts, sondern es folgt nur mit seinem ganzen Bewusstsein der innervierenden Kraft des Eindrucks.

Wir verweilen noch beim Nachahmungstriebe, um eine Anwendung davon auf die Schrift zu machen, die nach ihrer Herkunft für das Walten imitatorischer Impulse gewissermassen vorbestimmt erscheint. Individuell oder ethnisch betonte Bildgedanken könnten in ihr eine Art von Ausprägung finden und es wäre insbesondere denkbar, dass die charakteristischen Grundformen einer Landschaft, dass zumal hervorstechende Züge menschlicher Gebrauchs- und Kunstgegenstände die jeweils kontemporäne Schriftengruppe beeinflussen würden. Wirklich scheint für solche Zusammenhänge der manchmal überraschende Parallelismus zu sprechen zwischen dem Typus der Schrift und z. B. dem herrschenden Baustil eines Zeitalters.[93]) — Hier sei nur des einen Falles Erwähnung getan, dass Schriften selber sich gegenseitig modeln, worin der Schlüssel liegt zum Verständnis der „Berufshandschrift".

Trotz der relativen Zufälligkeit der Berufswahl unterscheidet man noch heute an der Handschrift gar oft den Beamten vom Gelehrten und beide hinwiederum vom Kaufmann. Die teilweise selbst erst auf dem Wege der Nachahmung erworbenen „Berufseigenschaften" sind, um ein beliebtes Gleichnis zu brauchen, Resultanten aus mehreren und variablen Komponenten und reichen nicht hin, so auffällige Duktusähnlichkeiten zu erklären. Es verhält sich vielmehr mit dem Schrifttypus wie mit Berufsgepflogenheiten überhaupt, welche einer dem anderen ablauscht. Mit dem Lernen der Sache erwirbt der Neuling und zwar rascher und sicherer noch die Art und Weise, wie er sie ausgeübt sieht: daher der „Elan" nicht selten schon da ist bei noch anfängerhaften Fähigkeiten. Traditionelle Berufsattitüden haben wir in dem üblichermassen „salbungsvollen" Ton der Geistlichen, in der „Schneidigkeit" vieler Militärs, der „Flottheit" des typischen Reisenden. Auch das charakteristische Etwas in den Handschriften der Berufsgenossen bildet für den Lehrling ein graphisches Ideal, woran nicht weniger zwingend der Geschmack von Generationen beteiligt war wie an festgestellten Praktiken geschlechterlange Erfindungsgabe. Der Berufsduktus ist ein zwar unbestimmtes, aber deshalb nicht minder wirksames Leitbild, dem sich die einzelne Handschrift

---

[93]) Eine Seite der Sache hat bereits Michon angeführt (Système de Graphologie. S. 288) und Preyer zu erklären versucht (Zur Psychologie des Schreibens. S. 133—134): nämlich die Beeinflussung, welche die Buchstabenformen durch Zahlenvorstellungen erfahren bei solchen, die viel zu rechnen haben.

angleicht.[94]) — Die Neigung zur Reproduktion empfangener Eindrücke durch wiederholende Gebärden macht aber sinnfällig offenbar, dass analog den Gefühlen auch jede Vorstellung die Tendenz zu Bewegungen birgt. Da nun auch ihr eine Seite des Gefühls entspricht, so sind wir damit auf einen neuen Ausdrucksbestandteil der Gefühle selbst gestossen. Hier ist die Einschaltung gewisser Grundtatsachen der generellen Psychologie notwendig.

Man unterscheidet mit Recht am psychischen Vorgang den das Bild erzeugenden Teil von dem, der den zugehörigen Gefühlston trägt. Letzterer wiederum hat eine vergleichsweise subjektive und eine vergleichsweise objektive Hälfte, deren jeweils die eine ausschlaggebend vorwalten kann, niemals aber völlig für sich besteht. Den Uebergang des ausgesprochen gegenständlichen Gefühles in einen wesentlich subjektiven Affekt kann uns das Erlebnis eines Menschen zeigen, der trotz seiner Vorliebe für die Farbenverbindung Schwarz und Weiss lebhaftes Missvergnügen empfände angesichts eines mit Tinte begossenen Tafeltuches. Die Freude, die bei ihm eintreten sollte aus Anlass der Wirksamkeit des sinnlichen Eindruckes würde hier ausgelöscht von unerquicklichen Nebengedanken, die nicht so sehr das Objekt beträfen als dessen augenblickliches Verhältnis zur Person des Betrachters. Kein noch so „aesthetisches" Gefühl bleibt gänzlich ausserhalb des Zusammenhanges subjektivistischer Bedingungen, auf denen ein Affekt beruht, aber auch kein Affekt entbehrt total der Beziehung auf ein herrschendes Bild und dessen sinnliche und gedankliche Qualitäten: wie wir denn unschwer obigen Aerger uns beliebig gemildert, ja selbst aufgehoben denken dürfen durch die lustauslösende Erscheinungsform seiner Ursache.

Bisher nun haben wir in der Theorie des Ausdruckes nur den subjektiv bedingten Faktor des Gefühls gewürdigt, dagegen diejenigen Züge ausser Acht gelassen, die einen Hinweis enthalten auf den das Gefühl erregenden Gegenstand. Wir haben vom Affekt, z. B. der Wut die „Mimik" entwickelt, d. h. die typisch immer wiederkehrende Bewegungsweise, die den Zustand der Wut begleitet, nicht aber nach Zeichen gefragt für den jeweils besonderen Zornesanlass. Man beachtet im Ausdruck gemeinhin nur diese Zustandskurve, die doch notwendig nicht

---

[94]) Gingen wir weiter der Genealogie dieses Duktus nach, so träfen wir dabei abermals auf die Wirksamkeit eines Leitbildes. Es würde sich zeigen, dass der graphische Niederschlag beruflicher Eigenschaften verarbeitet wird von dem Bestreben, das Gesamtbild der Schrift einer Vorstellung vom Typus des Berufscharakters anzupassen. So wenig der herkömmliche Schreibstil z. B des Kaufmanns tatsächlich nur auf die gepriesene Kürze hinausläuft, wohl jedoch bei allerlei sprachwidrigen Fortlassungen fast immer den Eindruck zeitsparender Eile hervorruft, genau ebenso erweist sich die vorbildlich flotte Handschrift als mit überflüssigen Kurven reichlich versehbar und zugleich doch wie keine andere befähigt, ein unaufhaltsames Fortschreiten zu verbildlichen. — Vergl. ferner noch Anhang XII.

einmal im Affekt alleinherrscht und gegen den malenden und erzählenden Einschlag sogar zurücktritt bei allen mehr objektiven oder besser vielleicht reflektierenden Gefühlen. Wie sehr auch jene schildernde Gebärdensprache der „Naturvölker" mit ihrem selbst abstrakte Begriffe vermittelnden Ausdrucksreichtum Abbruch erlitt unter der Herrschaft des Wortes, ganz ist weder sie selbst, noch die bildnerische Kraft dahin, die den Gedanken aus der Unräumlichkeit des Geistes in die wärmende Haft der Leiber bannt und die allzu nüchternen Formen des blossen Wirkens in die Lichter und Farben eines spiegelnden Schauens kleidet. Grösstenteils unverständlich gewordene Rudimente ihrer Vorzeit besitzen wir in den von der Wissenschaft kaum untersuchten „Gesten" (wie dem grüssenden Darreichen, dem segnenden Auflegen, dem betenden Falten der Hände,[95]) dem bejahenden Nicken, dem verneinenden Schütteln des Kopfes, dem beteuernden „Hand aufs Herz" legen, der ehrfürchtigen Verneigung, dem anbetenden Niederknieen etc.), ihre verzerrende Uebertreibung aber in der stummen Mitteilungstechnik der theatralischen „Pantomime".

Wenn die, wie wir es nunmehr nennen wollen, pantomimische Bewegung einen Teil im Ausdruck der Gefühle bildet, so illustriert der Nachahmungstrieb nur eine Seite der Sache; denn weder sind es nur abbildliche Vorstellungen, an denen der Gefühlston haftet, noch muss die ihm entsprechende Vorstellungsverbindung fertig im Bewusstsein vorhanden sein. Nicht nur unsere sog. aesthetischen Werturteile, sondern zahllose Sym- und Antipathieen anderer Art, sei es gegenüber Menschen und menschlichen Leistungen, sei es vor Tieren, Pflanzen, Gegenden u. s. w. bezeugen das Walten des Spiels der Vorstellungen, die unbegrenzte Mannigfaltigkeit ihrer Konsonanzen und Dissonanzen und fordern eine ebenso grosse Vielartigkeit des motorischen Wirkens der Gedanken. Die meisten solcher Urteile ferner gehören den instinktiven an, zu denen die Einsicht in ihre Gründe immer erst nachträglich und oft überhaupt nicht hinzutritt, ungeachtet das begleitende Gefühl (z. B. des Widerwillens vor der sinnlichen Erscheinung eines Tieres) jeden Grad von Entschiedenheit zeigen kann. Und wie Gefühle immer auch Strebungen sind, so werden diese zugleich die Gestalt von Bedürfnissen haben nach einem der herrschenden Vorstellungsrichtung wahlverwandten Gepräge der Erscheinungswelt. Vom allgemeinen Prinzip der darin begründeten Auslese eine Seite behandelt die heutige „Aesthetik", seine persönlichen Differenzierungen dagegen hat man wohl nie-

[95]) Die Handlung, von welcher das Hände-Falten als symbolisches Rudiment erscheint, war das Zusammenlegen und Darreichen der Hände des Unterworfenen zum Behuf des Gefesseltwerdens.

mals einer strengen Analyse unterzogen. Wir bezeichnen die individuelle Selektionskonstante als das **persönliche Leitbild.**

Gesetzt nun, dass ein Leitbild hinreichend kenntlich wird, so gibt es den Schlüssel zu Charakterzügen, die aus der Mimik teils unvollkommen, teils garnicht sprechen. Insbesondere, wie schon das Beispiel vom Berufsduktus dartut, gewährt es uns Einblick in entweder von Natur vorhandene oder durch Uebung akzentuierte **Vorstellungsanlagen und apperzeptive Gewohnheiten**, die wir im letzten Abschnitt einer eigenen Region der Persönlichkeit zuweisen werden und deren volkstümlich bekannteste Erscheinungsform die spezifische „Begabung" ist. Nur auf Grund eines leitbildlichen Elementes im Ausdruck vermöchten wir, falls überhaupt, zu schliessen auf Farben- und Formensinn, auf vorwaltend theoretische oder mehr praktische Denkbegabung, auf „Materialismus" und „Idealismus", auf Mass und Richtung der Phantasietätigkeit, auf spezielle Liebhabereien sowie, ob einer zumal in sinnlichen Bildern schwelge oder sich vorwiegend in abstrakten Gedanken ergehe. Aber auch manche der im engsten Sinne ethischen Dispositionen, von denen die Zustandskurve nur ganz selten und immer erst mittelbar etwas verrät, könnten als unabtrennbar von der Bevorzugung gewisser Denkgegenstände aus darstellenden Impulsen entnommen werden. Wichtige Gattungen des Egoismus (z. B. die Eigenbezüglichkeit und die Herrschlust), die Neigung, sich mit dem eigenen Ich zu beschäftigen, ganz besonders aber die repräsentativeren Formen des Ehrgefühls äussern sich bildhaft.

Eine prinzipielle Beantwortung der nicht unwesentlichen Frage nach dem Verhältnis des darstellenden Teils der Bewegung zu ihrem unmittelbar ausdrückenden dürfen wir uns sparen, weil alles davon für uns Erforderliche vorgetragen wird bei Gelegenheit der Einzelanwendungen des Grundgedankens auf die Handschrift; dagegen ist nicht zu umgehen ein erläuterndes Wort über die Art der Beziehung zwischen dem an sich selbst **unbewussten Leitbild und der Tätigkeit unseres Willens.** Man hat eine Schwierigkeit für unsere Auffassung erblicken zu müssen gemeint in der Tatsache, dass nicht wenige Menschen z. B. ihre Handschrift abscheulich finden und dennoch unbestreitbar ausserstande sind, sie passlich abzuändern; das müsse gegen die Annahme eines psychomotorischen Leitbildes skeptisch machen. Der Einwand hätte Recht, wenn mit dem Leitbilde stets auch zusammenfiele der **bewusste Geschmack**, was vollständig niemals und selbst ungefähr nur geschieht in mehr oder minder produktiven Naturen.

Der reich gewordene Emporkömmling, der sich von Möbeln, Kleidern, Bijouterien etc. die am meisten überladenen auswählt, folgt nicht sei-

nem Leitbild, sondern dem Wunsch, Gegenstände zu besitzen, denen man den Kaufpreis ansehen möge. Und was hier das Uebergewicht praktischer Interessen, das bewirkt für den Geschmack weitaus der meisten eine aesthetische Ueberzeugung, die mehr als im Geiste ihres Trägers in Zeit und Umwelt wurzelt. So liefert z. B. für die Schönheit ihrer Handschrift Unzähligen die Schulvorlage jenen Masstab, mit dem ihr unwillkürlicher Hang zeitlebens in Fehde liegt. Aber auch abgesehen vom Einfluss der Mode, der stärker die „ungeweckten“ Geister trifft, kann unser Schönheitssinn sich vom bildnerischen Triebe unseres Wesens beliebig entfernen. Wir streifen damit eine Frage von grösster Allgemeinheit und Bedeutung: die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem **Charakter jemandes und seinen Idealen.**

Der Durchschnittsmeinung, die beides konfundierend an den Idealen den Charakter abliest, hält der Scharfsinn entgegen, dass man erfahrungsgemäss vielmehr solche Vorzüge schätze und suche, die man **nicht** besitze: welche Ansicht unstreitig den grösseren Schein des Rechtes für sich hat. Gerade das zarte Weib will vom Manne Tapferkeit, Stärke, kriegerisches Wesen und umgekehrt; der Poet, der mit überzeugender Glut messalinische Feste schildert, haust bei Wasser und Brot zufrieden in der Dachstube; ein Forschergenie wie Mommsen zergliedert mit überlegener Kritik die Taten auch der grössten Staatsmänner und ist selbst ein äusserst mittelmässiger Politiker. — Dennoch lässt sich mit Bestimmtheit behaupten, dass niemand etwas würdigen könnte, das zu erleben ihm durchaus versagt wäre. Der Furchtsame, der sich an Räubergeschichten ergötzt, **lebt** in seinem Helden und dessen todverachtender Tapferkeit, und das vermöchte er nicht, wenn nicht auch er vom Stoff dieses Helden bärge. In der Wirklichkeit allerdings überwöge die Furcht; dahingegen lesend weiss er sich, ob noch so sehr gefesselt, vollkommen sicher und darf seiner Kühnheit frönen **ohne Rücksicht auf seine noch grössere Aengstlichkeit.** Und ebenso geht es in allen ähnlichen Fällen. Zu den „guten Vorsätzen“, „frommen Wünschen“ und sonstigen Illusionen gelangen wir durch **Abstrahieren** von den Schranken so des äusseren als des inneren Lebens. Die Ideale sind zwar Elemente des Charakters, aber losgelöst aus dem natürlichen Zusammenhange aller übrigen und darum entledigt ihrer tatsächlichen Fesseln. Die Bahn ihrer stärksten Entfaltung wird ausser von Forderungen des Zeitgeschmacks offenbar bestimmt durch ein **Gesetz des Ausgleichs,** kraft dessen solche Triebe am üppigsten Ideale bilden, die in der Wirklichkeit am schlechtesten befriedigt werden. Mit seinen Träumen hält sich der Mensch für manche Entsagungen und Verluste schadlos. Seine Ideale sind recht eigentlich der Reichtum seiner Armut.

Auf Grund seiner Gabe, denkend abzusehen von allen Hemmungen eines Triebes, muss er naturgemäss sich selbst und was er hervorbringt, auch missbilligen können. Es steht ihm frei, das Ziel seiner Wünsche weit ausserhalb der Grenzen seines Vermögens zu suchen: eine Diskrepanz, von der die chronische Verzweiflung urteilsfähiger, aber unbegabter Künstler mit peinlicher Deutlichkeit redet. — Nicht die Gründe für die Annahme eines psychomotorischen Leitbildes werden durch obigen Einwand abgeschwächt, wohl aber darf er uns Vorsicht empfehlen in der psychodiagnostischen Verwertung des bewussten Geschmacks und der willkürlichen Auslese. Und in der Tat wissen wir ja von der Handschrift schon, dass ihre indirekten Symptome zu den führenden Trieben des Charakters ebenso häufig im Gegensatz stehen als damit harmonieren. Auch der Geschmack ist verräterisch und zwar umso unmittelbarer, je impulsiver seine Entscheide fallen, für gewöhnlich aber wird es zur Auslegung der vom Schönheitssinn diktierten Handlungen eben derselben Grundsätze bedürfen, mittelst deren wir auch sonst bewusste Strebungen interpretieren, und welche uns niemals zu vergessen erlauben, dass mit seinen Taten der Mensch nicht nur vorhandene Qualitäten offenbart, sondern zugleich empfundene Mängel kompensiert. —

Wenn nun auch sicherlich unser sog. Leitbild nur eine kurze Bezeichnung für denjenigen Komplex unbewusster Tendenzen ist, durch die das individuell spezifische Vorstellungsvermögen im Gefühlsleben zur Wirksamkeit gelangt, so wird doch der Deutlichkeitsgrad seines Hervortretens im Ausdruck zweifellos mitabhängen von dem Grade der **Gegenständlichkeit des Ausdrucksgebietes für unser unmittelbares Erleben.** Mit anderen Worten: ein selektiver Impuls kann umso eher zur Geltung kommen, als die betreffende Ausdruckssphäre bewusst zu werden geeignet ist.

Nehmen wir etwa den Gang. Da man sich selbst nicht gehen sieht, sondern der Beihilfe von wenigstens zwei Spiegeln bedürfte, um vom eigenen Gange eine annähernd adaequate Vorstellung zu gewinnen, so führt das Leitbild hier gewissermassen im Dunkeln und ohne die Möglichkeit, den Erfolg seiner Führung zu kontrollieren. Darum ist der Gang den selektiven Impulsen nur wenig erreichbar und zeigt das Vorherrschen des mimischen Elements der Bewegung über das darstellende.[96]) Ganz anders verhält es sich schon mit der eigenen Stimme, die wir doch immerhin hören, wenn auch nicht völlig genau so wie andere. Der von

[96]) Damit hängt vielleicht seine ausserordentlich geringe Beeinflussbarkeit zusammen, derzufolge selbst jahrelang fortgesetzter militärischer Drill die individuelle Gangart eines Menschen kaum zu verändern vermag.

uns ausgesprochene Laut fällt als objektiver akustischer Reiz der Bewertung durch unseren Klangsinn anheim und wird daher im Entstehen bereits gemodelt von der akustischen Komponente unseres Leitbildes. Davon wissen wir im allgemeinen nicht das mindeste, werden es aber augenblicklich gewahr, wenn infolge einer Störung das gewohnte Ergebnis einmal ausbleibt. Wir bemerken mit Unbehagen das Zittern unserer Stimme in zorniger Erregung, ihr Aussetzen im Zustand der Verlegenheit, ihre Klangarmut bei katarrhalischer Heiserkeit. Dass bei fehlender Gehörskontrolle das Organ sich verändert, bezeugt mit den Jahren jeder Taubgewordene.

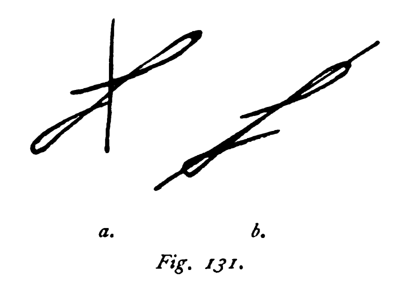
Was aber vom Sprechen, das gilt erst recht von der Bewegung des Schreibens, die sich ja dadurch von allen übrigen unterscheidet, dass sie im statu nascendi bereits fixiert wird. Sie ist nicht sowohl ein kontrollierbares Geschehen als vielmehr die erzeugende Kraft eines **bleibenden Gebildes**. Weit mehr noch als unsere Stimme zu hören sind wir genötigt, nicht zwar unser Schreiben, wohl aber dessen Ergebnis, nämlich die Handschrift, zu **sehen**. Es gibt keine Zone des Gebärdenlebens, die in solchem Masse Gegenstandscharakter gewänne wie die Schreibbewegung; wenn irgendwo, so muss in ihr das persönliche Leitbild deutlich werden. — Die Handschrift ist nun aber ein optisches oder, enger gefasst, ein räumliches Gebilde. So gewiss sie uns hundertmal klarer vor Augen steht als die in ihren Einzelheiten überhaupt nicht vorstellbare Schreibtätigkeit, so gewiss werden es zumal Postulate unseres Raumsinnes sein und nicht etwa Bewegungsvorstellungen, die das Schreiben beeinflussen. Mit einigen allgemeinen Gründen für diese Tatsache haben wir das Kapitel eröffnet;[97]) den evidenten Beweis dafür erbringen jedoch erst die einzelnen Anwendungen, zu denen wir nunmehr übergehen.

XII. Kapitel: Das individuelle Raumgefühl in der Handschrift.

Die Durchstreichung. — Wir beginnen mit einigen unscheinbaren Tatsachen aus der allgemeinen Schreibtechnik. Seit Jahrhunderten wird wenigstens in der Kursivschrift ein Buchstabe als ungültig gekenn-

[97]) Dass ganz allgemein sowohl die Muskelempfindungen wie die Bewegungsvorstellungen beim Schreiben abhängig sind vom Gesichtsbild der Buchstaben, dafür den experimentellen und logischen Nachweis erbringt **Baldwin**. Die Entstehung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse (in deutscher Uebertragung von **Ortmann**, Seite 87—98), mit dessen psychologischen Grundanschauungen wir uns übrigens nicht identifiziert haben wollen.

zeichnet mittelst „Durchstreichung".[98]) Dass nicht durch blossen Zufall eine gewöhnliche Gerade zum Symbol der Vernichtung wurde, stände ausser Frage, selbst wenn es nicht, was wirklich der Fall ist, streng zu beweisen wäre. Wir verstehen nämlich die Linie auch ohne Kenntnis ihrer Bedeutung einzig auf Grund eines unmittelbaren Eindrucks. Von den beiden h's der Fig. 131 löscht sie sicher das erste, nicht mit gleicher Deutlichkeit das, obschon in ganzer Länge getroffene, zweite aus: ein Unterschied, der unbegreiflich bliebe, wenn die Konvention des Durchstreichens nicht auf einem Bedürfnis des Raumsinns beruhte.



a. *b.*

Fig. 131.

Die Beweiskraft eines Faktums hängt zwar nicht ab von seiner Erklärbarkeit, wird aber mit ihr erst völlig befriedigend. Erfreulicherweise bietet nun eine ihrer glänzendsten Leistungen die moderne Wissenschaft gerade auf dem Gebiet der Raumanschauung und zwar in Gestalt der überraschend „selbstverständlichen" Theorie des Raumgefühls von Theodor Lipps.[99]) Ihr zufolge liegt im Akt der Auffassung einer Form zugleich die Ursache des sie begleitenden Gefühls. Das sukzessive Fortschreiten der inneren Tätigkeit beim Apperzipieren z. B. der Geraden lässt mir diese selbst erscheinen als etwas Fortschreitendes; die apperzeptive Zusammenfassung etwa des Kreises macht mir den Kreis zum Träger eines Konzentrationsvorganges. Die Gerade streckt sich, die Kurve krümmt oder schlängelt sich, der Winkel bricht oder er biegt sich gewaltsam, die Fläche dehnt sich, die Grenze begrenzt und so fort. Indem dann das eigene Lebensgefühl zum Leben der Formen ein ent-

[98]) Es mag hier nur beiläufig daran erinnert sein, dass die Sitte des Durchstreichens natürlich nicht immer bestand. In mittelalterlichen Handschriften z. B. wurde ein Buchstabe dadurch ungültig gemacht, dass man einen Punkt darunter setzte (woher expungere = auslöschen).

[99]) Man vergleiche insbesondere sein umfassendes Werk „Raumaesthetik und optische Täuschungen". Wir lassen dahingestellt, inwieweit Lipps den Schönheitswert räumlicher Formen zu erklären vermochte: dass er — und zwar als erster — den geistigen Mechanismus richtig beschrieben hat, an den unser ob nun „aesthetisch" oder wie immer beschaffenes Gefühl bei der Vorstellung räumlicher Formen gebunden ist, unterliegt schon heute keinem Zweifel mehr; wie denn alle dagegen erhobenen Einwände sich als Ueberlebsel erweisen jener älteren höchst unfruchtbaren Denkrichtung, die als „naturwissenschaftliche" oder „physiologische" Psychologie auch jetzt noch bisweilen von sich reden macht.

weder positives oder negatives Verhältnis hat, muss uns ihr „Eindruck" erfreuen oder verstimmen. Soweit vorerst die Theorie von Lipps.

Mit ihrer Hilfe erkennen wir als notwendig auch den Sinn der Durchstreichung. Unsere Vorstellung der Schrift bezieht sich vornehmlich auf die sog. Grundstriche, was allein schon aus folgenden Erwägungen hervorgeht. Man lösche vom grossen deutschen M oder einem gleich charakteristischen Buchstaben die Haarstriche aus und man wird es zumal im Zusammenhange dennoch lesen können, wohingegen bei Auslöschung der Grundstriche der Rest unkenntlich wird. Ferner: aus dem Bestreben, ihre Schrift zu verstellen oder auch nur zu verschönern, ändern die meisten Menschen instinktiv den Neigungswinkel der Haupt-, nicht aber der Nebenrichtungen, die von solcher Abwandlung nur wenig betroffen werden. — Zumal also die Grundstriche erscheinen als Träger jener Kräfte, die unser Gefühl dem empfangenen Eindruck gesetzmässig unterlegt. Ihrer Tätigkeitsrichtung, ob von oben nach unten oder von unten nach oben verlaufend gedacht, begegnet nun aber schneidend oder durchkreuzend diejenige Kraft, die uns die Linie Fig. 131a verkörpert, dahingegen sie eher begleitet wird von der ihr fast parallelen der Fig. 131b: weshalb die Bedeutung zwar der ersteren, nicht aber der letzteren uns erlebbar wird. — Ein Strich, der durchweg ganz impulsiv zustande kommt, entspricht sonach einer raumästhetischen Forderung oder vielmehr hat in ihr den Grund seines Daseins: womit die Teilnahme raumästhetischer Tendenzen an der Schreibbewegung unwiderleglich beglaubigt ist.

Wir könnten sogleich zu diagnostischen Konsequenzen übergehen und an der Art der Durchstreichung wenigstens mitunterscheiden z. B. den vor allem deutlichkeitsbestrebten vom mehr ästhetischen Kopf, den Rücksichtslosen vom ausgesprochen Zartsinnigen, den Verschlossenen vom arglos Offenen.[100]) Allein, da wir zunächst den Hauptbeweis zu befestigen wünschen, unterlassen wir das und erwähnen statt dessen noch, dass auch die andere Methode der Eliminierung, nämlich das Einklammern, raumästhetische Bedeutung hat. Die Klammern sind das Rudiment und stellvertretende Symbol einer Linie, die den Wortkörper einkreist und damit räumlich isoliert. Sie leisten zum Zweck der Aussonderung das Nämliche, was zum Behuf der begrifflichen Zusammenfassung die einfachen oder doppelten Linien leisten, welche die Königsnamen zahlreicher ägyptischer Hieroglypheninschriften umschliessen. Das führt uns zu einer zweiten, nicht minder beweiskräftigen Tatsache.

[100]) Das derbe (entweder horizontale oder schräge) Streichen kampflustiger oder kritischer Naturen findet sich nicht selten durch die bezeichnende Wendung erläutert, dass man den Buchstaben „auf den Kopf streiche".

D e r Z w i s c h e n r a u m. — Für die Gebundenheit der Schrift an Forderungen des Raumgefühls gibt es wohl kein simpleres und zugleich grundlegenderes Dokument als die unvermeidliche Korrespondenz zwischen Begriff auf der einen und räumlicher Einheit seines Symbols auf der anderen Seite. Das einfachste Mittel aber, um aus einer Vielheit von Figuren die einzelne oder eine Gruppe sinnlich herauszuheben, ist ausser der umkreisenden Linie ein sie von den übrigen trennender Zwischenraum. Die Kontinuität der Auffassungsbewegung findet sich durch ihn unterbrochen und der Geist verknüpft solchem Rhythmus seiner Tätigkeit gemäss enger mit einander, was dicht beisammen steht, als das durch leere Flächen Geschiedene. Es erklärt sich so nicht nur der Zwischenraum überhaupt, sondern auch die unterschiedliche Art seines Vorkommens. Abgesehen von den Anfängen der Schriftentwicklung, wo L a u t zeichen noch nicht vorhanden sind, bildet erst eine Gruppe von Buchstaben das Wort, das Begriffssymbol. Wenn nun fast ohne Rücksicht auf Wort- und Satzenden die Buchstaben einfach neben einander stehen, wie in der skriptura kontinua der Alten, so spricht das für ein relatives Uebergewicht des sinnlichen Vorstellens über das abstrakte Denken: wie denn die Schrift während dieser Phase auch sonst noch mancherlei zu bewahren pflegt von ihrem ursprünglichen Charakter der Bildlichkeit. Mit der Verbreiterung des Abstandes zwischen dem Endbuchstaben des einen und dem Anfangsbuchstaben jedesmal des nächsten Wortes vollzieht sich umgekehrt der entscheidende Schritt in der Geschichte der Unterordnung der graphischen unter die sprachliche, was hier so viel sagen will, als unter die begriffliche Einheit. Das nämliche Motiv liegt der Normierung sog. Absätze zugrunde und führt zur graphischen Kennzeichnung des Satzbaues durch eine grammatikalische Interpunktion.

Die Anwendung davon auf die Psychologie der Handschrift ist die, dass die Neigung zur Vergrösserung des Abstandes zwischen den Wörtern und sekundär den Zeilen, bisweilen auch den Sätzen und Satzelementen, mit dem Grade der T e n d e n z n a c h b e g r i f f l i c h e r U n t e r s c h e i d u n g wächst. Die empirische Deutung besonders der weiten Wort- und Zeilentrennung auf „geistige Klarheit" bewegt sich in gleicher Richtung, ist aber teils nicht präzis genug, teils zu eng, da das Urteilsvermögen nicht notwendig Schritt halten muss mit jenem gedanklichen Orientierungsdrang, der gar nicht so selten zugleich eine Unsicherheit des Instinkts verrät.

Fig. 132 gibt das Bild einer typisch „klaren" Handschrift. Man beachte die nur mittlere Gebundenheit und, dass sich intraverbale Ab-

Fig. 132. Weite Zwischenräume: *Vorwaltend kritische Intelligenz.*

stände bis zu 3½ mm finden. Mehr als doppelt so gross sind aber diejenigen zwischen den Zeilen und Wörtern, daher sich jedes innerhalb eines leeren Areals befindet, das auch seine ausfahrenderen Züge mitumspannt. — Noch entschiedener zeigt das Uebergewicht der Tendenz nach gedanklicher Gliederung über die sinnliche Verknüpfung der Vorstellungen die Schriftprobe Fig. 133, wo zu den schon durchweg überaus weiten Zwischenräumen noch die Markierung des Satzbaues durch Vergrösserung des Abstandes bei Gelegenheit von Punkt oder Komma (vgl.

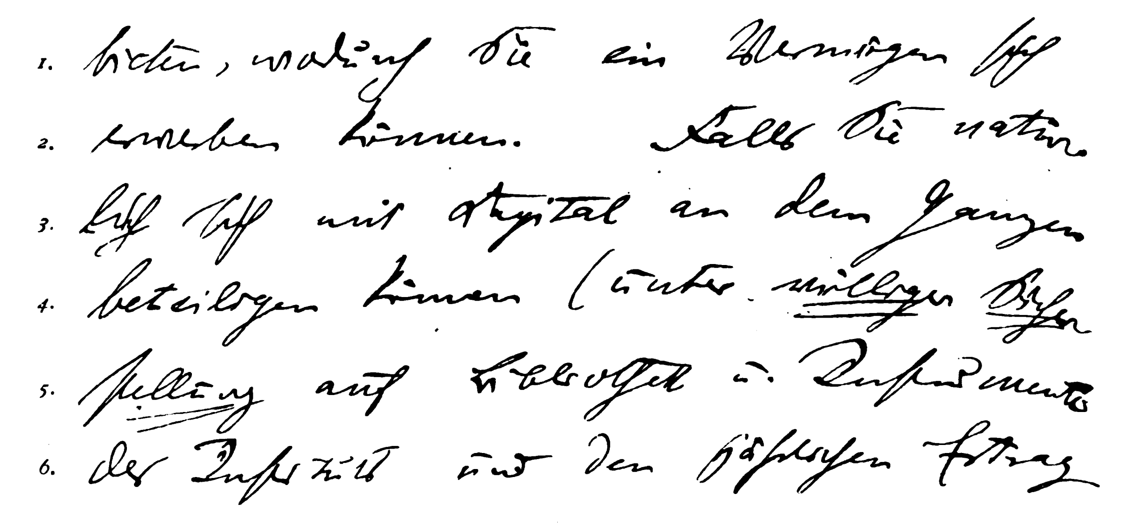


Fig. 133. Weite Zwischenräume: Leidenschaftlicher Erkenntnistrieb.

Zl. 2), sowie die das Wesentliche hervorhebende Unterstreichung (Zl. 4 u. 5) hinzukommt. Auch zahlreiche sonstige Merkmale dieser ungemein lebendigen Handschrift, wie der hohe Verbundenheitsgrad, die Vervollständigung stark reduzierter Lettern durch ergänzende Striche, die scharfe

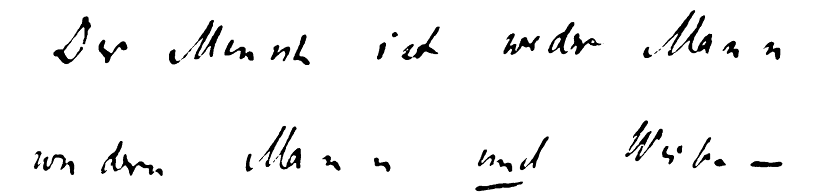


Fig. 134. Weite Zwischenräume bei zerteilten Wörtern: Prätention auf Geistesklarheit.

Zuspitzung verschiedenartigster Schlusszüge bezeugen die ausgeprägt kritische Intelligenz und sprechen in Verbindung mit der mehr als gewöhnlichen Eile und der schrägen Lage der Grundstriche für einen fast leidenschaftlichen Drang nach begrifflicher Deut-

lichkeit, dem hier allerdings (trotz unverkennbarer „Nervosität" des Schrifturhebers) das entsprechende „Vermögen" in reichlichem Masse zur Seite steht. — Mehr den Wunsch nach gedanklicher Schärfe als die zugehörige Denkbegabung enthüllt dagegen die Probe Fig. 134, wo die weitgehende Isolierung der Wortkörper als mit dem Gesamtbild der Handschrift wenig im Einklang künstlich und gezwungen wirkt. (Man beachte u. a. die sprunghafte Art der Buchstabentrennung und die Weite der Binnenzwischenräume bei eng zusammengehörigen Lautzeichen.) Das Bild kennzeichnet den Uebergang zu den nicht allzu seltenen Schriften von nur scheinbarer Klarheit, deren teils krampfhafte und ängstliche, teils mehr oder minder zur Schau getragene Differenziertheit in erster Linie zur Annahme einer gewissen Furcht vor der logischen Entgleisung nötigt.

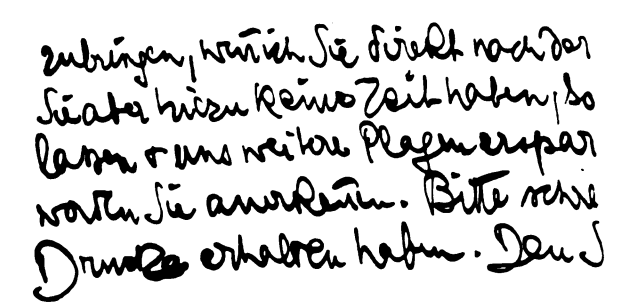


Fig. 135. Enge Zwischenräume: Vorwaltende Sensualität.

Einem ganz anderen Typus des Raumgefühls und seiner unbewussten Forderungen gehört auch abgesehen von ihrer etwas grösseren Absichtlichkeit die Schrift Fig. 135 an, die, ohne etwa unklar zu sein, durchaus kein Gewicht auf die Trennung der Wörter legt, sondern einzig auf ein sinnlich ansprechendes Arrangement abzielt. Schreiber ist, beiläufig gesagt, ein sehr genau beobachtender Portraitmaler, dem aber die Gabe begrifflicher Fixierung seiner Wahrnehmungen nahezu völlig abgeht. — Dagegen können wir kein ästhetisches Bedürfnis geltend machen für die merkwürdige Verteilung der Abstände in Fig. 136, wo wir z. B. das Wort „gepuderten" derart in vier Bestandteile zerlegt finden, dass jeder ein Wort für sich zu bilden scheint: „g- ep- u- derten". Der Zwischenraum hat in dieser durchaus zwanglosen Handschrift nicht so sehr eine scheidende als dislozierende Funktion, wozu auch das Ineinandergreifen der Zeilen stimmen würde, und fordert insofern eine mehr negative Deutung. Wir müssen annehmen, dass die

wohl zweifellos vorhandene Tendenz nach logischer Gliederung gelegentlich e r f o l g l o s w a l t e t, indem einzelne und zwar jedenfalls gefühlsbetontere Vorstellungen sich dagegen auflehnen. In Rücksicht auf das relativ hohe Formniveau und die ausladenden Kurven, über die weiter unten noch zu sprechen ist, vermuten wir die Ursache in einer zu regen Einbildungskraft; und in der Tat gibt der mit ausserordentlicher Phantasie begabte Schrifturheber ein extremes Beispiel für die Präponderanz

Fig. 136. Unabgewogene Zwischenräume: V o r w a l t e n d e r P h a n t a s i e t ä t i g k e i t.

der träumerischen Innerlichkeit über ein sogar kräftiges Apperzeptionsvermögen in den Uebergangsjahren. — Zu w e s e n t l i c h negativer Deutung hingegen verpflichtet uns das bei grosser Nüchternheit und relativ geringer Niveauhöhe nichtsdestoweniger ungemein verworrene Bild von Fig. 137, dessen gewissermassen verschobenen und rücksichtslos durch-

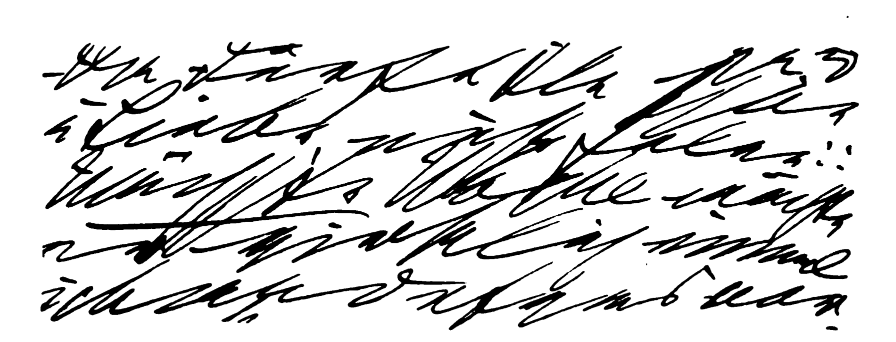


Fig. 137. Verworrene Schrift: K r i t i k l o s e P a r t e i l i c h k e i t.

einander geworfenen Wortkörpern die intellektuelle Konfusion entspricht. Wenn wir die schräge und schwankende Schriftlage und die teilweise recht spitzigen Winkel mitbeachten, so werden wir annehmen dürfen, dass Schreiberin aus unduldsamer Parteilichkeit selbst diejenige Sachlichkeit des Urteils vermissen lasse, deren man sich niemals ohne Schaden begibt.

Die Anfangshöhen. — Die Zwischenräume schneiden nun aber tiefer als nur trennend in die skriptura kontinua der Alten. Sie schaffen neue Gelegenheiten und zwar doppelt soviele als ihre eigene Anzahl zu unterschiedlicher Gestaltung der Typen. Jeder räumlichen Reihe gegenüber besteht nach den Ausdruck von Lipps ganz allgemein „eine Tendenz der Initial- und Finalbetonung“. In den Grenzörtern liegt der Anstoss teils zur Wirkungsverdichtung schon vorhandener, teils zur Entstehung ganz neuer Bewegungsgewohnheiten. Die genaue und erschöpfende Untersuchuung handschriftlicher Eigentümlichkeiten durch die Graphologie hat denn wirklich ergeben, dass die individuelle Behandlung der Schluss- und Anfangszüge eine eigene und nicht wenig umfangreiche Gruppe von Merkmalen bildet, von denen wir als die wichtigsten anführen: Verlängerung oder Fortfall des Anstrichs, Höhenvergrösserung der ersten Hauptrichtung, Verbreiterung der Majuskeln, Verlängerung (mit und ohne Richtungsveränderung) oder Fortfall des Schlussstriches, Bereicherung desselben durch rückläufige Hinzufügungen, deren wieder mindestens drei verschiedene Gattungen vorkommen. Wir sehen also die Mannigfaltigkeit der Formen ganz wesentlich mitbedingt durch die räumliche Gliederung der Schrift, woraus allein schon mit Sicherheit folgen würde, dass unsere Vorstellung von ihr auf die expressiven Bewegungen unbewusst dirigierend wirkt. Wir fassen zunächst und vor allem ins Auge die überragenden Anfangshöhen und verdeutlichen daran zugleich die Art der Beziehung zwischen dem mimischen und dem darstellenden Teil der Bewegung.

Man unterscheidet grosse und kleine Schriften, sowie solche mit grosser und geringer Längenunterschiedlichkeit der gattungsverschiedenen Typen und man erblickt die Ursache solcher Artunterschiede in habituellen Bewegungstendenzen von entweder quantitativer oder rhythmischer Besonderheit. Sie bilden gleichsam ein festes Kräftekapital, an dessen Realisierung die Expressionalität des Charakters gebunden ist; aber es leuchtet auch ein, dass sie nicht zureichen können, um Impulse zu erklären, welche wie die funktionellen Substrate der überragenden Anfangshöhen nur bei ganz bestimmten Gelegenheiten, nämlich an raumästhetisch bevorzugten Oertern, einsetzen. Diese „Stellenwirkung“, wie wir es nennen möchten, weist besonders zwingend auf ein Prinzip zurück, das, ohne den Energievorrat zu verändern, nur die Art seiner Verausgabung regelt oder, schärfer gefasst, eine spezifische Verteilung der verfügbaren Kräfte anstrebt. Eben darin besteht die Tätigkeit des Leitbildes und zwar nicht nur für den Fall der Stellenwirkung, sondern in der Handschrift überhaupt, ja ganz allgemein in jeder Ausdruckszone.

Was nun die Anfangshöhen anlangt, so genügt es, die Vorstellung davon voll in sich wirken zu lassen, um das Gefühl zu kennen, das darin sich ausspricht. Sie machen den Eindruck der Ueberlegenheit und verkörpern sozusagen einen Rangunterschied (vgl. Fig. 138 bis Fig. 144), was wiederum aus sehr allgemeinen Gründen verständlich ist. Immer nämlich erscheint unter sonst vergleichbaren Umständen das räumlich Grössere, sofern es Objekt einer grösseren Apperzeptionstätigkeit, ganz vorzüglich aber das räumlich Höhere als Sitz oder Form entsprechend grösserer Macht, woher sich schon bei Kindern die Vorliebe schreibt für den grössten Erdteil oder Ozean auf der Landkarte, für die breiteste

Fig. 138. Typus der Initialbetonung.

Pfütze auf der Strasse, für den höchsten Baum im Walde und ihr Respekt vor dem längsten Spielkameraden.[101]) Aus keinem anderen Grunde hat für den Touristen besondere Anziehungskraft der höchste Punkt einer Bergkette, mit dessen Besteigung man des Gebirges „Herr" wird. Ein Rundblick gestattender Hügel „beherrscht" die Gegend, die Kirche das Städtchen, der Turm die Kirche. Da die Schrift, wie wir wissen, als s t e h e n d erlebt wird so zeigt die Tendenz zur Vergrösserung der Anfangshöhen die Stärke des Vergnügens an, welches der Schreiber an dominierenden Formen empfindet. Das aber wurzelt notwendig in einem Erlebnis des Selbstgefühls. Wer die Ueberlegenheit

---

[101]) Ein Respekt, der bei mehr naiven Menschen auch im späteren Lebensalter fortbesteht, wofür es selbst welthistorische Belege gibt. Als im dritten nachchristlichen Jahrhundert die Ermordung des jeweiligen römischen Kaisers zur Regel wurde und die Neubesetzung des Throns häufig in den Händen der Soldaten lag, kam es nicht selten vor, dass die Wahl einfach auf den Grossten und Starksten fiel. Das gilt besonders von Maximin, dem Nachfolger des Alexander Severus. Er war ein thrakischer Hirt, Sohn eines Gothen und einer Alanin, also völliger Barbar. „Aber die Armee", heisst es in B u r c k h a r d t s »Zeitalter Konstantins« S. 15 „welche hier selbst die letzte Rücksicht bei Seite liess, bestand auch aus lauter Barbaren von der Ostgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Kandidat von Antoninen abstammte, in hohen Aemtern sich gebildet hatte, Senator gewesen war oder nicht. Dafür war Maximin a c h t h a l b F u s s h o c h, riesenstark und ein Korporal, wie vielleicht im ganzen romischen Heer kein zweiter."

seiner selbst nicht erfahren könnte, sei es über fremde Willenssphären, sei es über Teilansprüche der eigenen, für den wäre die Tatsache der Herrschaft überhaupt unerfahrbar. Im Sympathisieren mit dem Bilde der Ueberlegenheit offenbart sich der Hang nach dem Bewusstsein der eigenen, den wir das Bedürfnis nach Selbstschätzung nennen, wenn er ohne Pathos auftritt, dagegen Wunsch nach Grösse, wo ihm ein tieferes Lebenspathos verschwistert ist.

Unser Ergebnis findet eine Stütze in der empirischen Deutung der Anfangshöhen auf starkes Selbstbewusstsein, wenngleich wir kaum fehlgehen mit der Annahme, dass zur Einmütigkeit dieses Urteils die raumästhetische Wirkung der zu erklärenden Form entscheidend beigetragen und dass es minder aus der Erfahrung stamme als aus unbewusster Anwendung des von uns geschilderten Gesetzes. In Wirklichkeit sind nun die Bedingungen des Selbstgefühls keineswegs identisch mit dem Bedürfnis nach Selbstschätzung und es entwickelt sich für die Initialbetonung ein grosser Reichtum konkreter Bedeutungsspielarten gerade aus der Mannigfaltigkeit des Verhältnisses beider Züge zu einander. Bei starkem Selbstgefühl wird das Selbstschätzungsverlangen leicht zu (naiver oder bewusster) Selbstbetonung führen und häufig mit tonangebender Sicherheit des Auftretens verbunden sein, bei schwachem oder labilem dagegen eher Verlegenheit mit sich bringen, Unbeholfenheit des Betragens sowie auch jene künstliche Bescheidenheit, in die sich ein heimlicher Hochmut kleidet.[102]) Wir beschränken uns auf die Illustration weniger Hauptformen.

Ein zwar kräftiges, aber „gesundes" und deshalb durchweg unbewusstes Selbstgefühl spricht aus Fig. 139, deren Initialbetonungen sich zusammenfinden mit ausgiebiger und fester Federführung. Schreiberin wird sich nicht leicht etwas „bieten" lassen und hat unter den Bedingungen ihres seelischen Wohlbefindens die Befriedigung eines natürlichen Stolzes. — Schon nicht mehr ganz in gleichem Masse mit dem Gesamtbilde der Handschrift einstimmig sind die sehr überragenden Anfangs-

---

[102]) In vortrefflicher Weise wird der letztgenannte Typus sowohl graphisch als auch psychologisch gekennzeichnet von Preyer. Es heisst darüber in seiner „Psychologie des Schreibens" S. 93 u. 94 „Sind aber die Riesenbuchstaben sehr schmal, indem ihre Längslinien ganz nahe zusammenrücken, dann ist falsche Bescheidenheit und sehr leicht Verlegenheit vorhanden, d. h. die betreffende Persönlichkeit zeigt sich im Verkehr, eigene Verdienste geflissentlich verschweigend, bescheiden, ehrerbietig, ehrfurchtsvoll, fast schüchtern, obgleich ein starkes Selbstgefühl sie beherrscht. Dieses wird leicht verletzt und führt zu einer Ueberschätzung der eigenen Kenntnisse und Leistungen. Mit solchen ist es schwer, sich zu verständigen, da sie trotz des zur Schau getragenen, bescheiden sein sollenden Wesens rechthaberisch, empfindlich und übelnehmerisch zu sein pflegen. Selbst dann, wenn die Majuskeln nicht auffallend gross, aber durchweg gestreckt und sehr eng und steil sind, kann man auf diesen Charakterfehler schliessen. Er ist bei begabten, strebsamen jungen Gelehrten häufig."

höhen der Fig. 140, welche in Ansehung gleich zu berührender weiterer Merkmale auf intellektuellen Ehrgeiz deuten und ein gelegentlich etwas

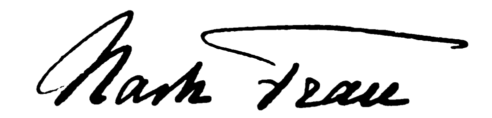


Fig. 139. Initialbetonung: Selbstvertrauen

prätentiöses Verhalten des Schreibers nicht ganz ausgeschlossen erscheinen lassen. Doch bewahrt ihn — entnehmbar aus der grossen Einfachheit seiner Schriftzüge und ihrer bedeutenden Klarheit — vor Selbstüberschätzung ein Urteilsvermögen von ungewöhnlicher Schärfe. — Das ist

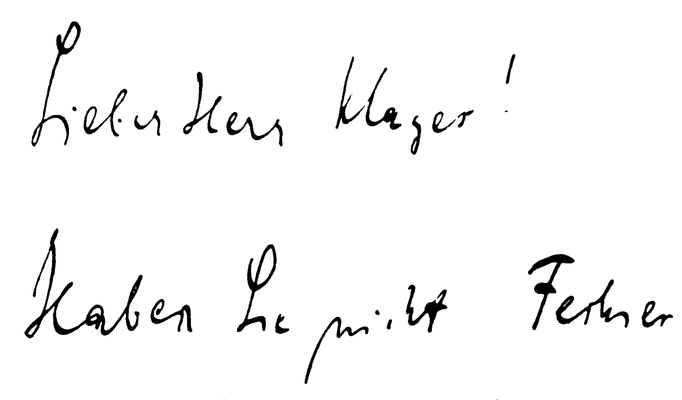


Fig. 140. Initialbetonung: Einige Suffisance.

nicht mehr genügend der Fall in der weit weniger klaren und mit Formübertreibungen beladenen Handschrift Fig. 141, welche ein anspruchsvolles, leicht in phantastischen Vorstellungen sich ergehendes Geltungs-

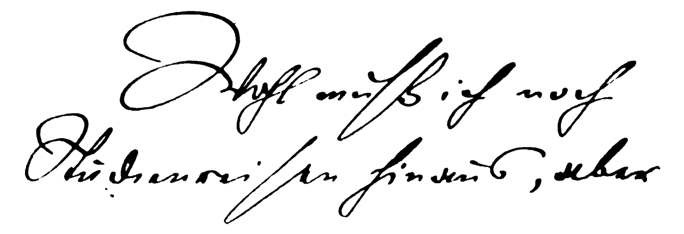


Fig. 141 Initialbetonung mit Formübertreibungen: Neigung zu Grössenideen.

bedürfnis bekundet und bei stärkerer Hypertrophie der Majuskeln den Gedanken an die Möglichkeit des Vorhandenseins abnormer Grössenideen nahelegen könnte. Mit dem letzten Beispiel streifen wir schon die wich-

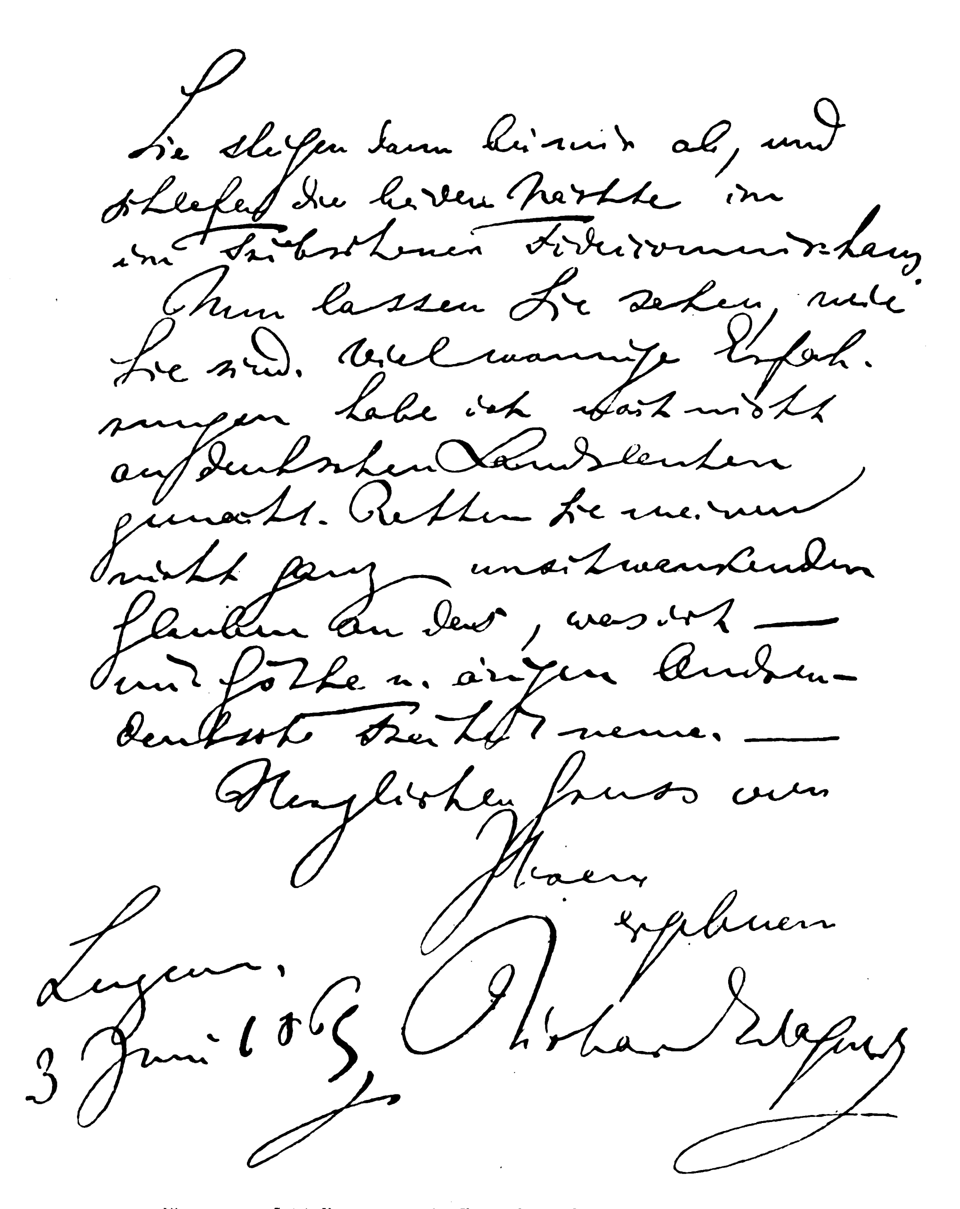


Fig. 142. Initialbetonung mit Formübertreibungen: Ruhmsucht.

tige Nebenbedeutung der Anfangshöhen als eines Zeichens für das Supremat der Persönlichkeitswertgefühle über die Sachinteressen: eine Auffassung, die berechtigt, ja geboten ist, sofern wir zugleich die Namensunterschrift hervorgehoben sehen oder eine Handschrift von jenem ausgesprochen subjektivistischen Gepräge haben, das wir bei den Darstellungsformen der Hysterie geschildert.

Dahin gehört nun zweifellos mehr oder minder die Handschrift Wagners (Fig. 142), die bei nahezu fadenhafter Bindungsform allerdings nicht nur in den Anfangszügen, sondern auch in manchen Endstrichen und Unterlängen eine ausschweifende Beweglichkeit bekundet. Ganz besonders aber tritt doch die Anfangsbetonung in überschwänglich langgezogenen oder unrhythmisch aufgebauschten Majuskeln hervor, die, wenn ein Kernspruch Goethes erlaubt ist, „mit dem Firnis der Fiktion" ein sonst etwas glanzloses Gebilde „aufzubessern" scheinen. (Vergl. Zl. 1 das S in „Sie", Zl. 2 das L in „Landsleuten", Zl. 14 das I in „Ihnen".) Werfen wir noch einen Blick auf das masslos übertriebene R der Unterschrift, so zweifeln wir nicht mehr, dass dieser Geist jeder Einordnung widerstrebend die Voraussetzungen seiner Selbstgefühle zum Masstab des Wertes auch der Sache macht: daher in Rücksicht auf ein immerhin noch relativ hohes Formniveau die Diagnose etwa auf Ruhmsucht lautet als mindestens eines der hier vorzüglich leitenden Motive.

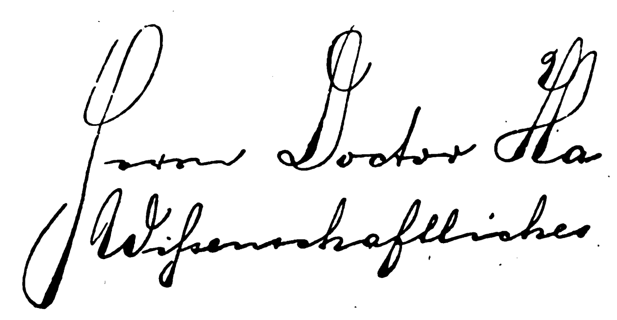


Fig. 143. Lange und schmale Majuskeln: Befangenheit aus Ehrgefühl.

Den Widerspruch zwischen einem recht zweifelhaften Selbstvertrauen und dem regen Wunsche, „Eindruck" zu machen, verrät in ihrer schwunglosen Sorgfalt mit den gepressten Druckstellen und überlangen, ängstlich-schmalen Majuskeln die Handschrift Fig. 143. Die schon ursprüngliche Ungewandtheit einer solchen Natur entwickelt sich unter dem Druck des Ehrgefühls zu habitueller Befangenheit.

Wie jede Schrifteigenschaft, so kann auch diese bewusst werden und sie ist dem aus früher erörterten Gründen ganz besonders ausge-

setzt.[103]) Man erkennt das (abgesehen vom Gesamtgepräge der fraglichen Handschrift) an der Verbreitung der Initialbetonung über den ganzen Buchstaben, welche zum Teil schon Fig. 141 und 143 belegen, der deutlichen Auslese der Majuskeln, zumal soweit sie einen Absatz beginnen, und an der mehr oder weniger ästhetischen Formgebung. Fig. 144. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass solche zeichnerisch ausgeführten und reich verzierten Initialen, deren wir die prächtigsten in Mönchshandschriften und alten Drucken gewahr werden, kaum noch einen Symptomwert beanspruchen können.

Die Ueberstreichung. — In ihrer Bedeutung der überragenden Anfangshöhe sehr nahe verwandt ist die horizontale Ueberstreichung, wozu der krönende Teil des grossen lat. F und T und ganz besonders der isoliert das kleine lat. t durchquerende Strich Gelegenheit bietet. Je höher er unter sonst gleichen Umständen ansetzt, je länger er ausgezogen wird, und je vollkommener er horizontal (oder leicht konvex) verläuft, um so entschiedener weist er nach Annahme der Empirie auf Herrschlust oder den Hang zu protegieren hin.



Fig. 144: Künstlerische Majuskeln.

Fig. 145 Zl. 1 zeigt ihn lang und rechtsläufig, aber niedrig, Zl. 2 hoch und rechtsläufig, aber kurz. Zl. 3 hoch und lang, aber nach oben rechts gekehrt, dagegen Zl. 4 hoch, lang und horizontal: eine Form, der, wie man bemerkt, das Gefühl die Funktion des Dominierens am sichersten zuerkennt. Der Grund ist dieser, dass nur der in einiger Höhe über den Kurzbuchstaben befindliche und der Schreibzeile parallel verlaufende Strich allen über sie emporstrebenden Richtungen eine begrenzende und abschliessende Kraft entgegensetzt. Er drückt gleichsam auf die darunter befindlichen Typen oder zum wenigsten „er hält seine Hand darüber". Wir wählen eine metaphorische Wendung, weil der Ge-

[103]) Vergl. Abschnitt II Kap. III.

danke des naiven Beschauers von der Betrachtung der fraglichen Form tatsächlich weiterzugehen pflegt zur Geste des Darüberhaltens der Hand, Es darf als ausgemacht gelten, dass in nicht wenigen Fällen die Ueberstreichung auf der Tendenz beruht, d i e s e G e s t e a b z u b i l d e n.[104]) Wir können den Sinn des Federzuges daher vortrefflich erläutern an der noch deutlicher „sprechenden" Gestalt der Geste, die bald ein segnendes Beschützen, bald ein herrisches Besitzergreifen ausdrückt und etwa dem Polykrates anstände, wenn er (bei S c h i l l e r) zum König der Aegypter die Worte spricht: „Dies alles ist mir untertänig."

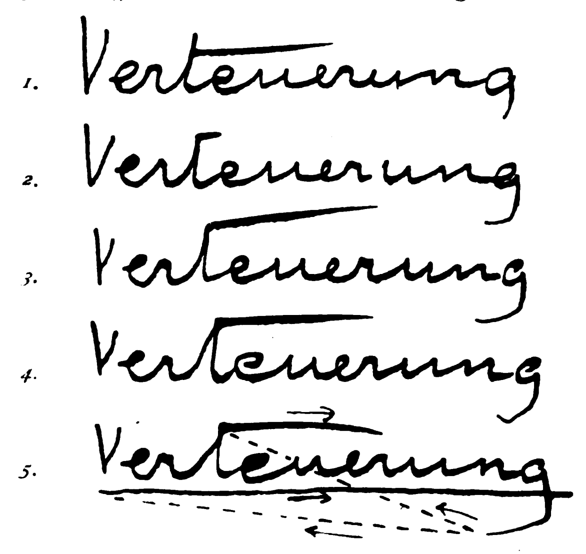


Fig. 145. Varietäten der Ueberstreichung.

Wir wollen hier nicht die vielartigen Bedeutungen entwickeln, die sich aus jenem Doppelsinn ergeben, wohl aber bei dieser Gelegenheit endgültig mit der Meinung abrechnen, dass die Interpretation der Schriftformen auf einer Hineinversetzung in Eigentümlichkeiten des Schreibaktes beruhe. Sie hat nämlich zu einer zweifellos irrigen Hypothese über die Entstehungsbedingungen gerade der Ueberstreichung geführt,

[104]) Interessant in der Beziehung ist eine Aeusserung des Urhebers der schönsten uns bekannten stilisierten Schrift, von der wir in Fig. 146 eine kleine Probe wiedergeben. Auf die Frage, ob er mit dem weit überkragenden

SIE BITTEN / SOFERN ES IHNEN
G ZU BENACHRICHTIGEN !

Fig. 146. Stilisierte Ueberstreichung.

T-Querstrich eine bestimmte Vorstellung verbinde, sagte der Schrifturheber, dass er dabei wohl an die Bilder jener Gottesmütter denke, welche die seitlich ausgestreckten Arme schützend und segnend über winzige Menschenreihen zu halten pflegen. Es schwebte ihm also von der erwähnten Geste diejenige speziellere Form vor, die zumal das Hegen und Behüten zum Ausdruck bringt.

welche man bei Preyer findet in seiner „Psychologie des Schreibens" S. 120.

Darnach soll die Gewohnheit sei es des schützenden, sei es des gebieterischen Armausstreckens auch beim Schreiben wirken und der Erfolg davon soll die Ueberstreichung sein. Wir lassen dahingestellt, ob es irgend wahrscheinlich, dass die Tendenz zu einer so speziellen Geste beim Schreiben zur Geltung komme; auch wollen wir nicht Anstoss nehmen an der Preyerschen Ausdrucksweise, die es unklar lässt, ob die Geste selber oder nur eine ihr analoge Bewegung in Frage stehe. Ein Erheben des Armes würde die Feder von der Schreibfläche offenbar entfernen, bezw. den Reibungsdruck vermindern, nicht aber eine bestimmte handschriftliche Form erzeugen; es handelt sich also nur um eine Art von Uebertragung der Bewegungen des Armes auf die der Finger, der Hand und möglicherweise des Unterarms, welche Organe beim Schreiben ausschliesslich tätig sind. Allein auch so ist die Ansicht unhaltbar.

Die Geste besteht im Erheben des Armes zur Schulterhöhe mit Anschluss (zumal im Affekt des Kommandos) einer rechtsläufig-seitlichen, gelegentlich hinweisenden Nebenbewegung, ist also durchaus abduktiv. Ihr entspräche beim Schreiben die Richtung obenrechts, deren Betonung zur Verlängerung z. B. des Abstrichs führt. Vergl. z. B. Fig. 76. Die erzeugende Bewegung des t-Querstrichs enthält jedoch neben expansiven immer auch kontraktile Elemente und zwar erstens, sofern er selber horizontal nach rechts verläuft (Fig. 145 Zl. 4) und nicht nach obenrechts (Zl. 3), zweitens weil sie eine Strecke von unterschiedlicher Länge nach oben links zurücklegt, ehe die Feder zur Ueberstreichung ansetzt. (In Zl. 5 punktiert gezeichnet.) Ja, es kann, wie wir sehen werden, dieser linksläufige Teil für den Charakter der Bewegung den Ausschlag geben. Der Duktus der Geste ist also durchaus verschieden vom Duktus des Federstriches, und wenn beide dennoch verglichen werden und selbst auf einander Einfluss üben, so beruht das allein auf anschaulicher Aehnlichkeit der durch sie erzeugten Bilder.

Wir können das direkt dartun und damit noch schlagender die Verfehltheit der Preyerschen Hypothese zeigen mit dem Hinweis darauf, dass nahezu die gleiche Federbewegung nicht nur den niedrigen t-Querstrich, sondern etwa auch die Unterstreichung hervorbringt, die einen gänzlich anderen Eindruck macht und deren Häufigkeit niemand auf Herrschsucht deutet, Fig. 145 Zl. 5. Hier fällt die Aehnlichkeit mit der Kommandogeste fort nicht um eines neuen Unterschiedes in den Funktionen willen, sondern weil der horizontale Strich jetzt bezogen wird auf

etwas darüber, nicht aber darunter Befindliches: womit er sein herrisches Aussehen völlig einbüsst. Er hat umgekehrt solches Aussehen nicht, sofern wir mit ihm eine herrische Bewegung machen, sondern auf Grund des Ortes, wo wir ihn anbringen. Die „kinästhetische" Begründung der Wirkung räumlicher Formen ist damit streng widerlegt.

Indem wir uns nunmehr wieder der einzig zutreffenden Theorie des Raumgefühls von Lipps erinnern, begreifen wir auch, warum der Versuch der „Zurückführung" des Federzuges auf eine Geste prinzipiell ein Zirkel ist. Er setzt nämlich als weiterer Erklärung nicht bedürftig voraus den Sinn der Geste und vergisst, dass dem Drüberhalten der Hand die Bedeutung des Schützens oder Befehlens selbst erst zukommt aus Anlass seiner Erscheinungsform. Nur weil wir aus tausendfältiger Erfahrung wissen, dass ein räumlich Höheres auf das darunter Befindliche drückt, wurde der horizontal ausgestreckte Arm zur Geberde des Gebietens. Gleichermassen schützt und deckt die Wohnungen das Dach; es beschirmt, indem er sie mit den seitlich ausladenden Zweigen beschattet, der Baum die unter ihm herlaufende Strasse; es drückt unser eigener Körper auf das, was er unter sich brachte, weshalb im griechisch-römischen Ringkampf das Auf-die-Schultern-Legen des Gegners als Zeichen des Sieges gilt, wiewohl man bekanntlich niemals wirksamer sich verteidigt als auf dem Rücken liegend; das hochgelegene Tibet nennt sich das „Dach der Welt" usw.: kurz, in unserem durch die Schwere orientierten Sachraum ist jedes obere Niveau ein materiell deckendes, jedes untere ein materiell gedecktes. Davon ein raumsymbolisches Bild gibt mit allerdings unterschiedlichen Mitteln sowohl das Darüberhalten der Hand als auch der t-Querstrich, welcher als minder ursprünglich die weit ältere Geste oft zugleich nachbildet.

Die Ansicht, man wiederhole im Geiste die Schreibtätigkeit, wenn man die Formen der Schriftzüge nacherlebt, ist nicht nur falsch, sondern es gilt gerade umgekehrt, dass wer sich in diese vertieft, ihre Herkunft aus jener so völlig vergessen hat, wie der Betrachter der Marmorbüste deren Entstehung durch zahllose Meisselschläge. Wenn nun gleichwohl selbst geschulte Graphologen — uns sind solcher fünf bekannt — unabhängig von einander behaupten, erst beim innerlichen oder tatsächlich ausgeführten Nachzeichnen einer Handschrift erwache in ihnen der psychische Zustand des Schreibers, so beruht das höchstwahrscheinlich auf einer Selbsttäuschung, deren Gründe wir noch aufzuzeigen hätten. Die Lösung liegt nahe.

Jedes Gefühl wird durch Aeusserung zunächst verstärkt, das „gegenständliche" also durch Nachahmung des Objektes, von wel-

chem es ausgeht. Insbesondere relativ schwache Gegenstandsgefühle und vollends in „motorisch" beanlagten Individuen gewinnen erst volle Schärfe durch impulsive Wiederholung des erregenden „Eindrucks". Weil eher b e a c h t e t und besser v e r s t a n d e n, scheinen diese Impulse nun h e r v o r z u r u f e n, von was sie die F o l g e sind, und es entsteht der Fehlschluss, man erlebe z. B. von einer Raumform den Sinn, indem man sie nachahme, während man in Wirklichkeit ein schon vorhandenes Erlebnis dadurch nur a b l e i t e t. Es handelt sich denn auch gar nicht um ein Nachahmen schlechthin, sondern um das motorische H e r a u s t r e i b e n der gefühlsbetonten Züge des Gegenstandes. Ein impulsiv fremde Handschriften nachzeichnender Graphologe weicht in vorausberechenbarer Richtung vom Urbilde ab: er macht den eckigen Duktus noch eckiger, den verworrenen noch verworrener, den schwächlichen noch schwächlicher usf. und belegt damit selbst, dass er nicht so die Formen als sein Gefühl von den Formen wiedergibt. Zum Schluss einige konkrete Beispiele von Ueberstreichung.

Fig. 139 zeigt ausser der Initialbetonung auch eine Ueberstreichung und bietet Gelegenheit zur Erläuterung des Unterschiedes. Die emporragende Anfangshöhe des grossen deutschen N hat eine Beziehung zum darauffolgenden Wort ausschliesslich durch einen Akt der Vergleichung, indes wir den weit überdachenden Querstrich des F viel unmittelbarer mit ihm zusammendenken. Demgemäss müssten wir unter korrelativen Charaktereigenschaften für ihn stets solche bevorzugen, die nicht sowohl das Selbst- und Machtgefühl als dessen bewusste oder unbewusste D a r s t e l l u n g anderen gegenüber betreffen. Bei Fig. 139 werden wir nicht notgedrungen an Herrschsucht denken, wohl aber z. B. an ein Gefühl der Selbständigkeit, das auch im Verkehr mit Menschen ein sicheres und minde-



Fig. 147. Ueberstreichung mit analoger Unterlängenbehandlung: G e l t u n g s b e d ü r f n i s.

stens unbewusst achtungforderndes Auftreten mit sich bringt. — Weit entschiedener und bewusster zeigt sich der Anspruch auf Geltung in der mit dreieckigen Unterschleifen versehenen Handschrift Fig. 147, wo die Tendenz zu energischen und schroffen Ueberstreichungen die etwas gewaltsam wirkende Manier gleichsinniger Behandlung frei endigender Abstriche erzeugte. Die Handschrift qualifiziert sich deshalb als zum Typ der mehr

„willkürlichen" gehörig, in welcher Verbindung sie schon früher besprochen wurde.

Weniger bedeutsam, weil mehr dekorativ verwandt, ist der Querstrich der Fig. 148, wo ihm zumal eine Eigenschaft des Betragens, nämlich ein gewisses Repräsentationsbedürfnis auf der Basis der Vorliebe für ge-

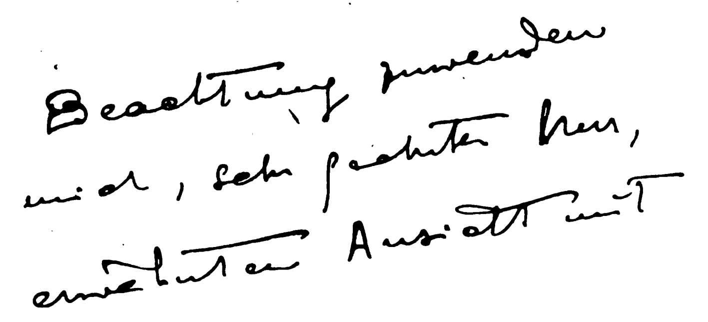


Fig. 148. Dekorative Ueberstreichung: Repräsentative Höflichkeit.

wählte und ein wenig zeremoniöse Formen der Ehrerbietigkeit entsprechen mag. — Dagegen bildet er einen unablösbaren Teil des Gesamtbildes in Fig. 149—151. In Fig. 149 als sehr dünn, äusserst lang und nach oben rechts

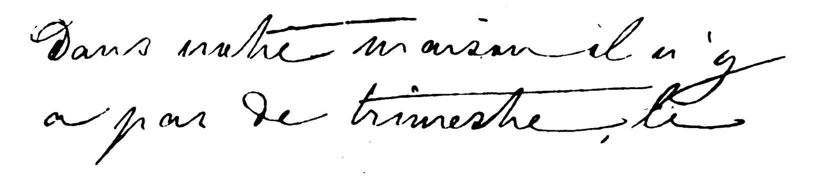


Fig. 149. Impulsive Ueberstreichung: Dominationstrieb.

verlaufend figuriert er als Ausdrucksbestandteil einerseits sanguinischen Temperaments und einer reizbaren Sensibilität, andrerseits des entschiedenen Uebergewichts personeller Interessen. Fig. 150 zeigt ihn (und zwar

Fig. 150. Energische Ueberstreichung: »Wille zur Macht«.

nicht etwa nur in der reproduzierten Probe, sondern mit vollkommener Regelmässigkeit), leicht konvex verlaufend, druckbetont und dolchartig zugespitzt und verrät in Verbindung mit der Zügellosigkeit des übrigen

Duktus den mit elementarer Heftigkeit auf Selbstdurchsetzung zielenden „Willen zur Macht". (Aehnliches gilt von Fig. 133.) Endlich sehen wir ihn in deutlicher Abhängigkeit von der Intensität des linksläufigen Federzuges in Fig. 151, wo er in Rücksicht auf das Gesamtbild jene Art von Ehrgeiz bezeichnet, der anzuordnen und zu gehorchen versteht, wenig Nachgiebigkeit kennt und keinen Widerspruch verträgt.



Fig. 151. Linksläufige Ueberstreichung: Unduldsame Entschiedenheit

Steilschrift. — Wenn wir auch die Schriftlage in den Kreis der Untersuchung über das Leitbild ziehen, so geschieht es weniger in der Hoffnung auf nennenswerte Ausbeute, als weil gerade der Neigungswinkel ein überzeugendes Exempel bildet für den Einfluss des Raumgefühls auf den Deutungsvorgang. Wir haben früher an der Hand des Ausdrucksgesetzes das Verhältnis des Neigungswinkels zur „Lösung der psychischen Kraft" erörtert; aber wir erklärten damit mehr seine Schwankungen innerhalb einer persönlichen Breite und seine Beziehungen zu korrespondierenden Schrifteigenschaften als die Extreme seines handschriftlichen Vorkommens. Wir unterliessen schon damals nicht anzufügen, dass z. B. die habituelle psychische Gespanntheit allein nicht hinreiche, um Schrägschrift in Steilschrift umzuwandeln. Für eine solche Metamorphose gibt es rein mechanische Gründe in der seitlichen oder frontalen Federhaltung, die uns hier nicht näher beschäftigen; sie kann aber auch das Ergebnis psychischer Faktoren oder richtiger eines psychischen Prozesses sein und dieser wirkt durch das Medium des Raumgefühls.

Da die Schreibfläche dem „Eindruck" nach aufrecht steht, so tut es auch der Buchstabe, dessen Neigungswinkel 90° ist, wohingegen der mit dem spitzeren Neigungswinkel „sich vorneigt". Jedes Dastehen drückt raumästhetisch Beharrung und Festigkeit, jedes Sichvorneigen aber Bewegung aus, deren Heftigkeit mit der Grösse der Neigung zunimmt bis zu dem Grade, dass sehr schräge Typen nach dem Ausdrucke Woltmanns auf der Schreibzeile zu liegen scheinen gleich „englischen Pferden, wenn sie wettrennen". Ein Festes nun gibt sich nicht hin, kommuniziert nicht mit dem Leben, hält an sich — ein stark Bewegtes hingegen läuft Gefahr, sich zu verlieren, der Aussenwelt anheimzufallen, seiner Selbstbestimmung verlustig zu gehen. Diese Wirkungsunterschiede sind, wenn nicht die Ursache der Lagedifferenzen, so doch sicherlich der Hauptgrund der übli-

chen Interpretation, die in den sehr schrägen Lagen das Zeichen für Leidenschaftlichkeit oder auch für Hinreissungsvermögen und Empfindlichkeit, in den mittleren für das Gleichgewicht zwischen „Kopf und Herz" und in der steilen für Gefühlskälte sieht und welche in der bedauerlichen Schematisierung des sog. „Graphometers" von Schwiedland gipfelt.

In Wirklichkeit ist der habituell sehr spitze Neigungswinkel ein noch wesentlich ungelöstes Problem, welches vor allem genaue Rücksichtnahme auf verschiedene Nebenumstände wie Haltung der Hand und Lage der Papierfläche zur Tischkante erfordert und das auf psychologische Erwägungen vermutlich erst indirekt hinleitet. Das Steilstellen der Schrift dagegen — mag es nur zeitweise in repräsentativeren Schriftstücken, mag es dauernd platzgreifen — setzt unfraglich ein Gefühl voraus für den raumsymbolischen Sinn der Steilheit und eine Charakterverfassung mit dem günstigen Boden für dessen Entfaltung. Wir begreifen auch nach dem oben Gesagten, dass es Dispositionen psychischer Spannung sind, die jener Vorliebe unterliegen; im übrigen aber gibt es wenige Schrifteigenschaften, die in solchem Masse vieldeutig wären. Wir begnügen uns damit, zwei Ueberlegungen anzustellen, die für die Gliederung und Abfolge der wichtigsten Bedeutungsreihen eine Direktive geben.

Festigkeit gegen erregende Eindrücke oder gar abweisende Unerschütterlichkeit, auch wo sie ursprünglich und instinktiv erscheint, ruht auf dem Bewusstsein davon, was man sich selbst, seiner Pflicht, seiner Stellung schulde, und stellt einen Typus zunächst des äusseren Reagierens dar, der freilich ebenfalls einer spezifischen Anlage bedarf und bei voller Entwicklung die Gewohnheiten auch des inneren Verhaltens regelt. Nehmen wir zwischen ihm und der Steilheit der Schrift eine unmittelbare Entsprechung an, so weist sie zwar nicht auf Gefühlskälte hin, wohl aber auf die Tendenz zur Selbstbeherrschung, zur Mässigung, Zurückhaltung, etc. sowie auf deren sämtliche Prämissen. Wir nennen damit die eine Skala möglicher Bedingungen der Steilheit.

Eine zweite Bedeutungsreihe eröffnet sich an der Hand der Erwägung, dass die Steilstellung der Schrift etwas relativ Gewaltsames ist und das Gesamtbild in einer Weise umgestaltet, die der Aufmerksamkeit schwerlich entgehen kann. Zu ihrer erstmaligen Einführung bedarf es wohl immer eines Entschlusses, den naturgemäss nicht nur wirkliche Selbstdisziplin, sondern auch der Wunsch veranlassen kann, ihr Sinnbild darzustellen. Durch Vermittlung des Wollens nehmen so an der Erzeugung der Steilschrift teil u. a.: Geschmack, Betonung der Formen, Distinguiertheit — Selbstgefälligkeit, Suffisance, Eitelkeit — Affektation, Pose, gezwungenes Wesen — Verstellungsgabe, Schauspielertum, Mangel an Frei-

mut — Originalitätssucht, Unechtheit, Hysterie: kurz mehr oder minder alle Züge, die wir als mögliche Ursachen graphischer Absichtlichkeiten überhaupt erkannten und deren Beziehung zu repräsentativen Spannungsmerk-

Fig. 152. Artifizielle Steilschrift: Repräsentative Selbstdarstellung.

malen wir z. T. schon erörterten in dem Kapitel über die Grundgestalten der Ausdrucksstörung. — Aber selbst damit ist die Symptomatik der Steil-

Fig. 153. Zwanglose Schrägschrift: Nonchalance.

schrift noch nicht erschöpft; doch müssen wir auf näheres Eingehen verzichten und widmen statt dessen noch einige Worte der linksschrägen Grundstrichstellung.

Fig. 154. Linksschräge Schrift: Versuchte Selbstdisziplin.

Wenn das senkrechte Dastehen Unbewegtheit, so drückt die linksschräge Haltung mehr als das, nämlich „Ablehnung“ aus. Wer aber ab-

Fig. 155. Linksschräge Schrift: Gezwungenheit.

lehnen, wer sich gewaltsam „sperren“ und gleichsam sträuben muss, erfuhr in besonderem Masse den Zug der Reize und die Gefahr des Anheim-

falls. Er ist nicht nur nicht kalt, sondern allzu empfänglich, häufig leidenschaftsfähig, immer ablenkbar und braucht unter sonst vergleichbaren Umständen m e h r Beherrschung, um sich in der Gewalt zu haben, als der von Natur schon Willensstarke. So kann denn die linksschräge Lage mittelbar zum Indizium werden für Leidenschaftlichkeit, Hinreissungsvermögen, relative Haltlosigkeit, Gefühlsherrschaft, Kampf zwischen „Kopf und Herz", sowie andrerseits für forzierte Selbstbehauptung und künstliche Energie. Die Wahrheit dieses Gedankenganges wird durch die Erfahrung bestätigt, dass, während die Steilschrift meist aus der nahezu steilen hervorgeht, die linksschräge gar nicht so selten eine ausgesprochen liegende ablöst. Die Figuren (Fig. 152—155) erläutern sich an der Hand der Unterschriften.

A r k a d e. — Alle bisher besprochenen Schrifteigenschaften erweisen sich als relativ leicht der Willkür zugänglich und zeigen das Leitbild in naher Beziehung zu den bewussten Bildungstrieben. Gänzlich ausserhalb der Sphäre des Willens liegt aber, wie uns bekannt, die Bogenbindung und insbesondere diejenige Form derselben, die man nach ihrer Aehnlichkeit mit einer verbreiteten Architekturform „Arkade" nennt: solcherart unwissentlich ihre Herkunft aus einem Bedürfnis des Raumsinns enthüllend.

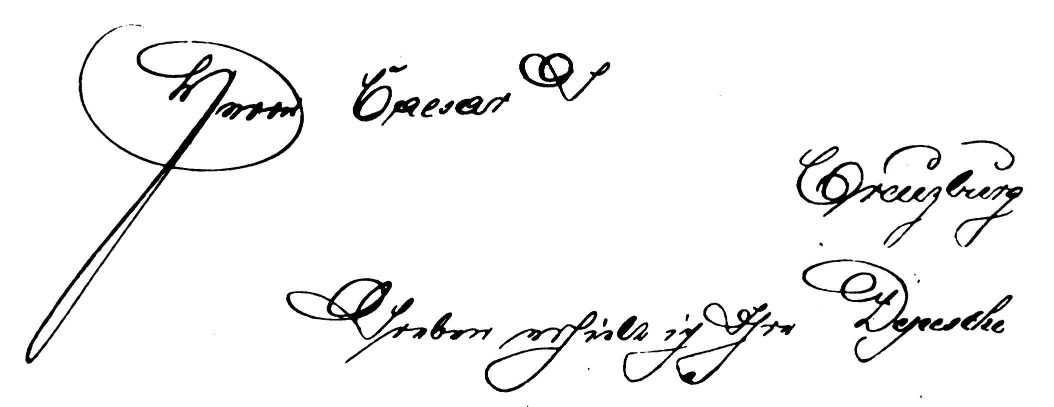


Fig. 156. Arkadenduktus mit Umkreisungen: M a n g e l a n W a h r h e i t s l i e b e.

Man deutet die Arkade empirisch auf: kluge Verbindlichkeit, Zurückhaltung, Diskretion, Verschlossenheit, „Zugeknöpftheit", in selteneren Fällen (Kinderhandschriften!) auf Lügenhaftigkeit, Verstellungsgabe, und es zweifelt kein graphologischer Praktiker an der Nützlichkeit mindestens der Richtung, welche diese Deutungen einschlagen. Während wir aber den Ursprung der Basiskurve als der am meisten „gelösten" Richtungsverknüp-

fung aus Ungebundenheit, Weichheit, Güte sofort verständlich finden, fehlt uns für den weit spezielleren Sinn der Arkade bisher auch der bescheidenste Ansatz zu einer haltbaren Erklärung. Und doch hat die Praxis zur Lösung des Problems noch andere Schlüssel als den verräterischen Namen.

Nahezu dieselben Bedeutungen, nur mit stärkerer Betonung des Moments der Unwahrheit, legt sie nämlich den „geschlossenen" Formen, d. h. dem oben zugeschlossenen kleinen a, o, g, sowie dem nach links herumgeworfenen u-Haken bei und hat damit zweifellos ebenso recht. (Vergl. Fig. 156.) Nun entsteht die Arkade (gleich den Schleifen der Unterschlingen) durch eine kurvenförmige Bewegung in der Richtung des Uhrzeigers; die Zuschliessung aber (gleich der Guirlande und den Schleifen der Oberschlingen) durch eine solche in gerade entgegengesetzter. Die Arkade ferner ist im Kurventeil rechtsläufig, die Zuschliessung linksläufig. Der Bewegung folgend und einem kinästhetischen Formempfinden müssten wir beide völlig verschieden deuten, ja entgegengesetzt, und wenn wir sie nichtsdestoweniger als verwandt erleben, so liegt der Grund in einer bildlichen Aehnlichkeit, die tatsächlich nur eine einzige Auslegung zulässt. Sowohl die Arkade als der herumgeworfene u-Haken v e r d e c k e n das Flächenstück, das sie überwölben; der schliessende Teil des a und o i s o l i e r t die zuvor mit der Umgebung verbundene Innenfläche. Es gibt kein Beispiel, das uns die Annahme eines wirksamen Leitbildes zwingender aufnötigt.

kann, so setzt sie wohl
Kenntnis dieses letzteren
Wie nun, wenn der Fall

Fig. 157. Arkadenduktus: S c h w e r d u r c h s c h a u b a r.

Wie schon früher hervorgehoben, wäre die Frage von Interesse, ob Arkadenschriften eine durchschnittlich grössere Zahl geschlossener Formen zeigen. Noch nicht vollendete Untersuchungen darüber scheinen zwar nicht das zu bestätigen, wohl aber die aussergewöhnliche Häufigkeit des Vorkommens wirkungsverwandter Bereicherungen in Gestalt von einkreisenden und umspinnenden Linien, Fig. 156. Wenn sich damit ein relativ vulgärer, zu Formübertreibungen neigender Duktus verbindet, so schliessen wir unbedenklich auf Mangel an Wahrheitsliebe.

Von den Schriftnachbildungen zeigt Fig. 157 sehr schön die Erkennbarkeit der Arkade in lateinischer Schrift und zwar teils am Fortfall der Basiskurven bei Verbindung z. B. zweier n's, teils an der ausladenden Breite der oberen Bögen und ihrer einschränkenden Rückwirkung auf die Gestalt der unteren, wodurch z. B. das a in „kann", das e in „Kenntnis" gleichsam eingezwängt erscheint. Fig. 158 mit sehr ausgesprochener Winkelbindung gibt einen Begriff von der Stärke der inneren Nötigung zur Arkade, die sich hier trotz des Winkels und gegen ihn durchsetzt. Nicht zu

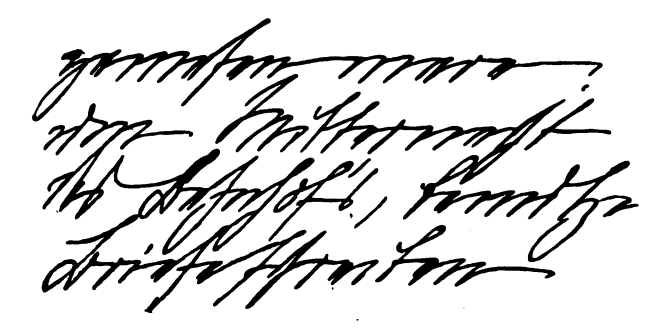


Fig. 158. Winkelarkade: Distinguierte Kälte.

verwechseln übrigens ist die Winkelarkade mit der „gestützten Nebenrichtung", deren wir im ersten Abschnitt Erwähnung getan. Dieser weit näher steht jedoch die sonderbar linkswärts eingekrümmte Schlussarkade der Fig. 159, welche aus hier in extenso nicht zu entwickelnden Gründen stets einen Widerspruch zwischen den eigentlichen Grundinstinkten und einer an-

Fig. 159. Eingekrümmte Schlussarkade: Inkongruenz zwischen »Schein« und »Sein«.

genommenen Lebenshaltung des Schrifturhebers zum Ausdruck bringt. Innere Unwahrheiten solcher Art entspringen dem Kompromiss teils schwacher Instinkte mit einem zähen Existenzbedürfnis, teils und öfter natürlicher Neigungen mit einer ursprünglich aufgezwungenen Tätigkeitsrichtung, die der Charakter nach längerem Widerstreben sich endlich zu eigen machte. Die konkrete Deutung der sinistrogyr verstärkten Schlussarkade bewegt sich naturgemäss auf einer stufenreichen Linie vom Extrem gewaltsamer Selbstverleugnung bis zu demjenigen verschlagener

Scheinheiligkeit. Nahe verwandte Formen, kehren, beiläufig gesagt, in ausserordentlicher Häufigkeit auf spätmittelalterlichen Texten wieder, speziell vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. — Fig. 159 rührt von einem Pfarrer her.

D o p p e l t e B o g e n b i n d u n g. — Aus einer Forderung des Raumsinns erklärt sich nun auch die vielumstrittene doppelte Bogenbindung, deren Hauptformen und wichtigste Begleiteigenschaften wir schon entwickelten bei Gelegenheit der Symptomatologie des hysterischen Charakters. Als ihre Grundbedingung nannten wir die U n b e s t i m m t h e i t d e s T r i e b l e b e n s, die sich in ungemein verschiedenartige Charakterzüge differenzieren könne und versprachen die Begründung dieser These in dem Kapitel über das Leitbild. Zu dem Behuf erinnern wir jetzt nur an e i n e n der Punkte, die wir damals hervorgehoben: dass nämlich, wie ein Blick auf ihre handschriftlichen Vorkommnisse bestätigt, die Fadenbindung nicht sowohl zwei deutliche Kurven als vielmehr zwei unscharfe, kurvenartig abgerundete Winkel zeige. Nichts wäre verkehrter, als sie zerlegbar zu denken in je eine Arkade und je eine Guirlande. Sie stellt vielmehr ein neues, durchaus einheitliches Gebilde dar, zu dessen Verständnis wir den Zugang finden, indem wir es fassen als w i n k e l - v e r m e i d e n d e Bindungsform.



Fig. 160.

Ueberlassen wir uns dem Eindruck des Winkels im Gegensatz zur Kurve und umgekehrt, so erleben wir jenen als ein relativ Festes, Bestimmtes, Entschiedenes, Hartes, Unzweideutiges, diese als ein mehr Fliessendes, Unbestimmtes, Unentschiedenes, Weiches, Deutbares. Fig. 160. Den plötzlichen Blitz würde man immer zackig, die bildsamen Phänomene von Luft und Wasser kurvig stilisieren. Die Eiche wird gern zur Allegorie der Stärke durch die eckige Form ihrer Aeste, die Weide durch ihre vorwaltend schmiegsamen, fliessenden Formen zum Sinnbild frommer Ergebenheit. Die philosophische Präzisität des griechischen Geistes und sein Gedanke des „Masses" spiegelt sich im Winkelreichtum seiner Tempel und Ornamente, die tropische Vorstellungsfülle des Indertums mit ihrer Aspiration auf „Unendlichkeit" in bogigen Toren, flammigen Giebeln, rund-

lichen Pyramidentürmen seiner Bauwerke und in der weichen Ueppigkeit seiner Zierformen.

Wir schildern damit den positiven Sinn so des Winkels als der Kurve, wir können aber beide auch negativ deuten. Wir brauchen uns nur ein Uebermass des einen wie des anderen vorzustellen, um sogleich zu fühlen, dass der Winkel auch das Starre bedeute, das Unelastische, Widersprüchliche, Disharmonische, Kalte, Widerspenstige, Bösartige; die Kurve aber das Schwächliche, Richtungslose, Wankelmütige, Glatte, „Ausweichende, Verräterische, Treulose. — Den Grund für obige wie letztere

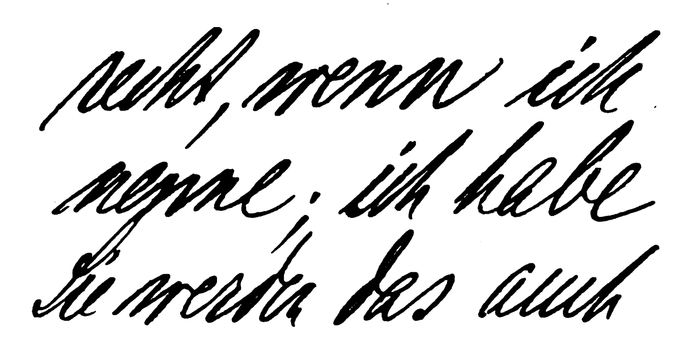


Fig. 161. Angedeutete Fadenbindung: Einige Unsicherheit.

Gefühlsentscheide gibt uns abermals die Theorie von Lipps, wonach im Scheitelpunkt des Winkels zwei Kräfte zusammenstossen oder von dort divergieren, im Kulm des Bogens aber spannungslos ineinander übergleiten.

Zu negativer Deutung nun verpflichtet uns die Eigenart eines Duktus, der eckenlos ist und doch keine ausladenden Kurven bietet. Nicht das Gefühl der Sympathie zur Kurve erzeugt ihn, sondern die Furcht vor der Stärke und Entschiedenheit des Winkels. Die aber weist auf ein Triebleben hin, das der einheitlichen Richtung entbehrend die Vorstufe des Zerfalls der Persönlichkeit bildet mit oft zwar noch vielfarbigem Gleissen und Schillern des Geistes. Niemand hat solche „Falschmünzerei des verarmenden Lebens", die sich vollendet in der hysterischen Mimikry, tiefer und packender dargestellt als Nietzsche und zwar insbesondere in seiner ebenso unabweisbaren wie vernichtenden Attacke auf Wagner. „Der moderne Mensch stellt biologisch einen Widerspruch der Werte dar, es sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in einem Atem Ja und Nein."

Von den zahlreichen Gründen für die Entstehung der Fadenbindung aus einer Wahlverwandtschaft des Gefühls zur Ungewissheit, fällt am schwersten ins Gewicht, dass so und nur so die ungemein wechselnden

Bedeutung fasslich werden, die der Fadenduktus nach dem Zeugnis der Erfahrung besitzen kann. Der Sinn für das Unbestimmte oder die Flucht des Instinktes vor der festen Entscheidung bildet gleichsam den geometrischen Ort für alle übrigens kaum noch vergleichbaren „Eigenschaften", als deren Symptom der Fadenduktus gelegentlich gelten muss. Ausserdem führen wir noch zwei an: erstlich die oft mit ihm verbundene Tendenz zur Verwischung des Unterschiedes der Lettern, welche Fadenschriften durchweg sehr unleserlich macht (Fig. 163), ferner das Fragezeichen, dessen psychischer Grund bis heute ein Rätsel war.

Wir sehen in ihm eine raumsymbolische Stilisierung der Fraglichkeit, d. h. des Unbestimmten, noch nicht Entschiedenen. Er-



Fig. 162. Fadenbindung: Diplomatie.

kundigung bei paläographischen Fachleuten ergab, dass es ursprünglich nicht am Schlusse des Satzes, sondern über dem Tonwort der Frage stand und den Punkt zur Doppelkurve erst hinzugewann, als es dem allgemeinen Brauch gemäss an das Ende des Satzes rückte, wo es jenen schon vorfand. In horizontaler Stellung über dem Gleichheitszeichen schwächt es dieses ab zum Zeichen der Aehnlichkeit, und eine liegende 8 bedeutet in der Mathematik „unendlich", im Schachspiel „unentschieden". — Vom psychologischen Spielraum der Fadenschriften geben nachstehend besprochene Beispiele einen Begriff.

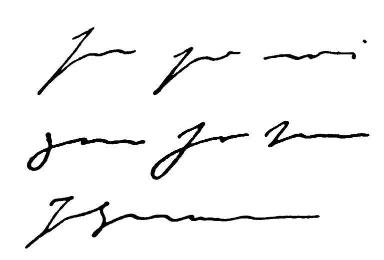


Fig. 163. Fadenbindung: Undurchdringlichkeit.

Fig. 161 zeigt eine sehr untypische, nur eben angedeutete Fadenbindung, die wir bei Gelegenheit einer vom Schrifturheber selbst geforderten Diagnose vernachlässigen zu dürfen glaubten. Schreiber war mit unseren

Ausführungen in jedem Punkte einverstanden, vermisste aber die Angabe eines Zuges von habitueller Verlegenheit, die ihn oft im Verkehr mit Menschen befalle. — Fig. 162 mit ihrer gewandten Federführung und linksschrägen Lage fruktifiziert den Mangel an Festigkeit in diplomatischer Versatilität. — Fig. 163 bietet deren Steigerung bis zu einer Art von Undurchdringlichkeit, die mit Aufrichtigkeit nicht mehr verträglich erscheint

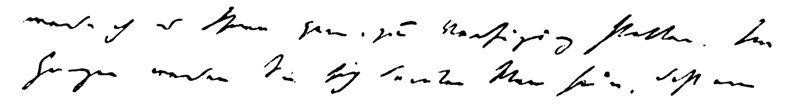


Fig. 164. Fadenbindung: Instinktarme Spitzfindigkeit.

und von welcher die Sprache eine Reihe bildverwandter Methaphern kennt wie „gewunden", „ausweichend", „aalglatt". — Fig. 164 und Fig. 165 dagegen illustrieren vortrefflich jenen instinktarmen Intellektualismus, der

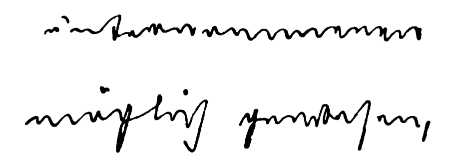


Fig. 165. Fadenbindung: Intellektueller Opportunismus.

unter billiger Rethorik oder anschauungsloser Haarspalterei die Flachheit des inneren Lebens birgt. — In Fig. 166 endlich bildet der Fadenduktus nur das

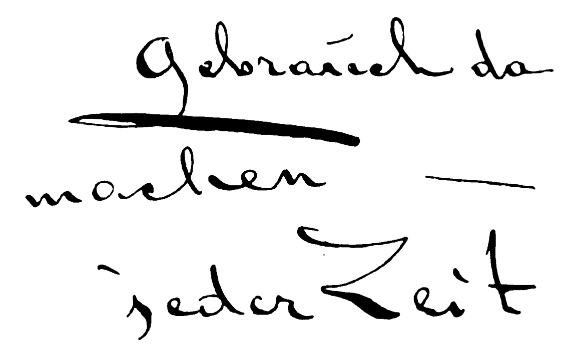


Fig. 166. Fadenbindung: Hysterischer Charakter.

integrierende Merkmal der Lockerung des Gesamtgefüges und bezeichnet in Verbindung mit den mancherlei Unausgeglichenheiten und schmerzhaften Uebertreibungen denjenigen Grad von innerer Labilität, in welchem

wir die Voraussetzung sahen für die hysterische Erkrankung des Ausdruckslebens.

Zum Schluss geben wir die Möglichkeit zu, dass speziell in diplomatischen „falschen", „heuchlerischen" Naturen eine Tendenz zu „gewundenen", „sich schlängelnden" und ausweichenden Bewegungen bestehen möge, von welcher der Fadenduktus alsdann die unmittelbare Bekundung wäre. Indessen auch abgesehen von der Misslichkeit einer Teilerklärung hätte diese zur unsrigen das Verhältnis des besonderen zum allgemeinen Tatbestande. Bewegung und Bewegungsergebnis gehören wirklich unter dasselbe Gesetz, soweit der Auffassungsakt für beide zusammenfällt. Wir apperzipieren tatsächlich zugleich die Schreibbewegung, deren Rechtsläufigkeit hier irrelevant, im Erleben z. B. der Kurve als solcher, wie andrerseits zweifellos nicht, wo wir in ihr die „Arkade" sehen. Unsere Vorstellung von der Kurve m. a. W. ist völlig identisch mit unserer Vorstellung von einer kurvenförmigen Bewegung, und im Gefühlswert jener verdichtet sich uns die ganze Summe von Erfahrungen, die wir inbezug auf diese gemacht und von welcher das Sichwinden und Schlängeln menschlicher Bewegungen (ursprünglich zum Zwecke der Kollisionsvermeidung) nur ein verschwindender Bruchteil ist. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, dass wir stets analoge Bewegungstendenzen zu entdecken in der Lage sein werden, wo wir in der Form zugleich die erzeugende Kraft erfassen. Es ist das einer der nicht allzu seltenden Koinzidenzpunkte des mimischen und des leitbildlichen Erklärungsprinzips.

Fülle und Magerkeit der Schrift. — Je ausladender und voller eine Kurve gebildet ist, umsomehr tritt unter den affirmativen Gefühlsakzenten, von denen die Rede war, die Weichheit hervor, die Fülle und Ueppigkeit; je spitzer und schärfer ein Winkel, umso zwingender hat er den Charakter der Kargheit, Gemessenheit und Strenge. Indem zu jenem noch bauchige Erweiterung, zu diesem Verengung oder gänzlicher Fortfall der Schleifen hinzukommt, resultiert der volle Duktus auf der einen, der magere auf der anderen Seite. Solche Reichhaltigkeit der Schrift eignet nun erfahrungsgemäss den phantasievollen Naturen, bezw. denen mit einem Vorwalten der Phantasietätigkeit, wohingegen graphische Magerkeit entweder Vorstellungsarmut oder ein Uebergewicht des Verstandes anzeigt. Wir wüssten dafür keinen Erklärungsgrund von so unmittelbar einleuchtender Simplizität als die leitbildlich wirkende Wahlverwandtschaft der inneren Fülle zur Fülle des äusseren, der inneren Armut oder Strenge zur Kargheit der Sinnenform.

Eine äusserst phantasievolle Schrift zeigt mit ihren weichen rhythmischen Basiskurven und weit ausholenden Unterschlingen Fig. 167. Schon

Fig. 168. Bewegliche und verreicherte Schrift: Gefühlsüberschwänglichkeit.

erheblich nüchterner, obschon andrerseits ausschweifender mutet die Handschrift Jean Pauls an. Fig. 168. Aber nun halte man Fig. 169 daneben,

Fig. 167. Ausladende Schrift: Phantasiereichtum.

deren früher festgestellte strukturelle Zwiespältigkeit uns jetzt verständlich wird. Die Intensität der Bewegung spiegelt Leidenschaft, die eckige Dürf-

Fig. 169. Stark reduzierte Schrift: Phantasielose Leidenschaftlichkeit.

tigkeit des Bildes eine fast erschreckende Dürre des Einbildungsvermögens, die scharfe Sonderung der Wörter und Zeilen endlich die vorwaltend kritische Intelligenz. Heftige Triebe entbehren des Bilder-

Fig. 170. Scharfer Duktus: Willensvorherrschaft.

materials zu ihrer Verwirklichung, und der Verstand vergrössert das Dilemma, statt es aufzulösen. Solche Charaktere verfallen leicht einer fanatischen Monomanie.

An der Fülle der Schrift partizipiert auch die durchschnittliche Strichbreite, (nicht deren druckbedingte Unterschiede), welche teils von der (niemals zufälligen) Wahl der Feder, teils von deren Stellung zur Schreib-

fläche abhängt. Fig. 170 und 171. Je spitzer der Federwinkel, umso breiiger, pastoser fällt unter sonst gleichen Umständen die Strichführung aus und umgekehrt. Der ausgesprochen teigige Duktus gilt als ein Symptom für Sinnlichkeit, und wo er sich satt von der Unterlage abhebt für ausgeprägt farbenfrohe Sensualität, Fig. 171. Die Beziehung auch dieser Schrifteigenschaft zum persönlichen Leitbilde liegt auf der Hand.

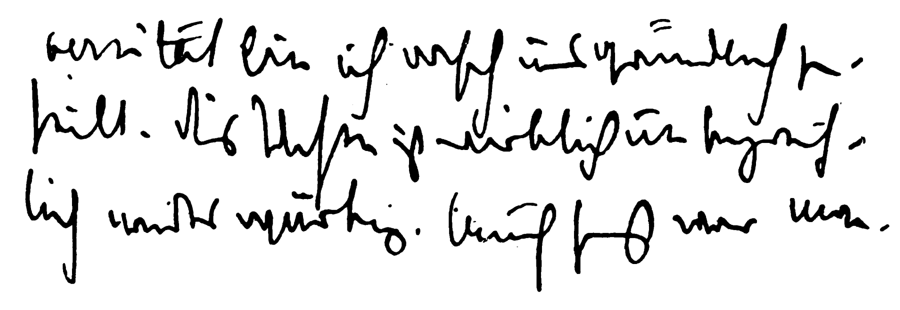


Fig. 171. Pastoser Duktus: S e n s u a l i t ä t.

E i n z e l h e i t e n. — Von sonstigen Schrifteigenschaften wird durch das Prinzip des Raumgefühls dem Verständnis erschlossen der sog. „Säbelstrich", der auf Kampflust und Agressivität hindeutet und der Form einer krummen Klinge gleicht, der „Zähigkeitshaken", (vergl. Fig. 143, ferner vor allem Fig. 174). und jener linksläufige Schlusszug, der bald berechnende

Fig. 172. Linksläufige Hinzufügungen: E g o i s m u s.

Verbindlichkeit (Fig. 172), bald Kontemplation und retrospektives Wesen anzeigt (Fig. 173). Das Gemeinsame in beiden Bedeutungen ist die Beziehung eines Strebens auf das persönliche Selbst. In unserer raumästhetisch nach rechts tendierenden Schrägschrift symbolisiert die Umbiegung rechtsläufig ausklingender Schlusszüge, wo immer sie vorkommt und mag sie durch Abwandlung vorhandener oder Zufügung neuer Richtungen entstehen, eine zentripetale oder auf ihren Ausgangspunkt, d. h. das Ich z u r ü c k gewendete Kraft. Da sie zugleich aus einer tatsächlich zentripe-

talen **B e w e g u n g** stammt, so koinzidiert hier abermals die leitbildliche mit der mimischen Entstehung und es mag angesichts der ausserordentlichen Wichtigkeit zentripetaler Expressionen dahingestellt bleiben, ob man zur Herleitung ihrer spezielleren Formen das Leitbild heranziehen dürfe. Immerhin wäre daraus z. B. abzunehmen, warum die ebenfalls zentripetale Betonung der Unterlängen zum Egoismus im weitesten Wortsinn kein Verhältnis hat.

Fig. 173. Linksläufige Abbiegungen: S u b j e k t i v i s m u s.

Dagegen dürfte jede andere als die leitbildliche Deduktion versagen für den Zähigkeitshaken, der, funktionell angesehen, durch eine winzige Beugung zustande kommt und nichtsdestoweniger bald für Zähigkeit, Hartnäckigkeit, Ausdauer spricht, bald für Eigensinn und Querköpfigkeit.

Fig. 174. Häkchen: Z ä h i g k e i t.

Jedes kleine deutsche i verlangt im Grundstrich eine entschiedenere Fingerkontraktion, als dieser oft kaum sichtbare Haken. Durchaus fehlgreifend, weil nichts erklärend, erscheint deshalb wiederum die **P r e y e r** sche Annahme von einer in hartköpfigen Leuten vorhandenen Neigung zur Ausführung hakender Greifbewegungen. Wohl aber e r i n -

nert das graphische Gebilde, wonach man es genannt hat: an einen Haken, und dessen Funktionen sind uns bekannt nicht nur aus dem Greifen unserer Finger, sondern aus tausendfältiger Erfahrung. Der Zähigkeitshaken bedeutet Zähigkeit, weil er das Schema eines Dinges ist, das zum Festhalten dient und darum gleichsam konsoniert mit dem Beharrungsvermögen oder der Retentivkraft des Menschen.

Anhang.

I. Zu Seite 3.

Ausnehmen von dieser generellen Kritik als nach Form und Inhalt bedeutender müssen wir vor allem die Untersuchungen von Römer und Zinndorf. — Römers Beobachtung, daß der Arkadenduktus in Kinderhandschriften in erster Linie die verschiedenen Spielarten der Lügenhaftigkeit betreffe, hat sich uns so vielfach bewährt, daß wir sie den bestgesicherten Ergebnissen der Empirie zuzählen möchten. Die von Römer und Zinndorf gemeinsam entdeckte Bedeutung der „gestützten Nebenrichtungen" dürfte vollends zu den nie trügenden gehören. So schreiben in der Tat nur Menschen, „die sich verstellen, sich maskieren und hinter der Larve unbedeutender Harmlosigkeit die Züge der Heuchler und Hehler verbergen". (Vgl. Bericht 1898 Neudruck, S. 99—100.) Fig. 1 gibt ein Musterbeispiel gestützter Nebenrichtungen. Wenn



Fig. I. Gestützte Nebenrichtungen.

man die Grundursache der Arkade als bekannt voraussetzt, so scheint uns die Erklärung dieses merkwürdigen „Zeichens" nicht schwierig. Sie ist kurz gesagt folgende:

In der Arkade ist der Basiswinkel zwischen Grund- und Abstrich spitzer, ja dieser verläuft wohl eine Strecke weit in jenem. Lassen wir nun die Tendenz zur Arkade durcheinanderspielen mit der Tendenz, eine möglichst kalligraphische Schrift zu erzeugen, so sind alle Bedingungen vorhanden zur Entstehung der gestützten Nebenrichtung. Wir sehen in der Tat bei ihr den Ansatz zur Arkade in der Verschmelzung von Grund- und Haarstrich an der Basis; wir sehen im mittleren Teil des Haarstrichs die Reaktion dagegen, welche, wie man sich durch eigene Versuche überzeugen kann, ein etwas zu starkes Abbiegen der Nebenrichtung bewirken muß. Davon die Folge ist, daß diese Nebenrichtung zum Schluß wieder zu steil emporgeführt wird, woraus namentlich bei schräger Schriftlage eine Verschmelzung mit der nächstfolgenden Grundrichtung an der Spitze hervorgeht. Die gestützte Nebenrichtung erweist sich, graphisch angesehen, demnach als verdeckte Arkade.

Zu diesem Tatbestand existiert eine so vollkommene psychische Parallele, daß sie sich aufdrängen würde, auch wenn die Bedeutung der Arkade noch unbekannt wäre. — Es gibt verschlossene Naturen, die wir sofort als solche erkennen. Ihrem ganzen Wesen und Gehaben ist der Stempel der Zurück-

haltung, Mäßigung, wortkargen Reserve aufgeprägt. Man fühlt: ihnen sind keine Geheimnisse zu entlocken, und man wird nicht leicht herausbringen, wohin sie zielen. Es gibt andere, die ebenso verschlossen, zugleich aber beflissen sind, das nicht merken zu lassen. Sie verstecken sich hinter redseligen Allerweltsmanieren. Unter ihnen vorzüglich hat man die Bauernfänger und Gauner zu suchen. — Der verdeckten Arkade entspricht also eine versteckte Verschlossenheit.

Nun wissen wir aber bereits, daß die Arkade der Verschlossenheit eigen ist und wir begreifen, warum jene zweite Gruppe der Verschlossenen eine möglichst konventionelle Handschrift erstreben muß, die höchstens, wie die Erfahrung bestätigt, mit den Schnörkeln der Konzilianz und Übertreibung geschmückt sein dürfte. (Vgl. Fig. 1.) Was aber wäre eine „versteckte Verschlossenheit“ anderes als Verschlagenheit, Hinterlist, habituelle Heuchelei! Unsere Erklärung wird also durch die Empirie bestätigt und gibt ihrerseits der Römer-Zinndorfschen Entdeckung eine größere Sicherheit.

II. Zu Seite 15.

Für Liebhaber der Geschichte der Wissenschaft geben wir hier einen Auszug aus unserer in den „Berichten“ 1898 (Neudruck S. 35—38) erschienenen Abhandlung: „Einfluß der Aufmerksamkeit auf die Handschrift und seine Elimination“, welche nicht nur den fraglichen Gedanken und die Grundlinien seiner methodischen Verwertung zuerst entwickelt, sondern auch von manchen Ausführungen des dritten Abschnittes schon den Keim enthält.

„Jede zweckvolle Bewegung wird von unwillkürlichen Bewegungen begleitet. Daher gilt für sie das gleiche Gesetz, welches das gesamte Gebiet der unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen beherrscht: sie werden in ihrem Ablauf gestört und gehemmt, wenn sie in dem Augenblicke, wo sie sich zu vollziehen im Begriff sind, deutlich vorgestellt werden. Beispiele aus dem alltäglichen Leben bieten sich uns ohne Mühe. Im gesellschaftlichen Benehmen gezwungen, unnatürlich, unsicher usw. erscheint, wer aus irgendwelchen Gründen, sei es aus Furcht oder weil er zu wenig unter Menschen zu sein gewöhnt ist, während seines Benehmens fortwährend an sich und sein Benehmen denkt. Nun sind die Menschen infolge der Verschiedenheit innerer und äußerer Umstände in verschiedenem Grade disponiert, auf ihr unwillkürliches Selbst achten zu müssen. Ein Gelangweilter, ein Müßiggänger, ein Zaghafter usw. — sie alle sind zweifellos in höherem Grade beanlagt, sich ihrer unwillkürlichen Gewohnheiten und Gebärden bewußt zu werden, als jemand, der rastlos tätig im bewegten Leben steht, immerfort beschäftigt mit der Verwirklichung der ihm vorschwebenden Ziele. Hier kommt es uns vor allem darauf an hervorzuheben, daß diese Disposition in jedem einzelnen Menschen gewissen Schwankungen unterliegt. Hinsichtlich der Handschrift also: unter verschiedenen Umständen verwenden wir ohne unsere Absicht mehr oder minder Aufmerksamkeit auf die Buchstabengestaltung.

Man kann sich hiervon und von der Wirkung, welche die vorübergehend unabsichtlich gesteigerte Aufmerksamkeit hervorbringt, in augenfälliger Weise an manchen etwas nervösen Personen überzeugen, welche augenblicklich ihre Handschrift ändern müssen, sobald man ihrem Schreiben zusieht. Nun bieten aber nur solche Schriftstücke die für den Urheber charakteristische Summe und Gestaltungsart von Abweichungen dar, welche zustande kamen ohne Mühe-

waltung und unter Verwendung des ihm durchschnittlich natürlichen Grades von Aufmerksamkeit auf die Schreibbewegung. Wie aber können wir dies aus den uns vorgelegten Schriftproben eines Unbekannten ersehen?

Die Erkenntnis der für die Gemütsbeschaffenheit des Schreibers wichtigen Schriftmerkmale kann nicht erlangt werden ohne eine systematische Ausschaltung aller Einflüsse, welche von den jeweiligen Schreibumständen herrühren. Das geschieht durch Veränderung z. B. des schreibenden Körperteils, des Schreibmaterials, des Schreibtempos, der Tageszeit usw. Zu den Schreibumständen im weiteren Sinne gehört aber auch das mit der Situation schwankende Maß unabsichtlicher Aufmerksamkeit. Den Einfluß dieser zu eliminieren, gibt es nun mindestens ein methodisch brauchbares Mittel, das bisher noch gänzlich unbekannt war: nämlich die Variation des Inhalts der Schriftstücke.

Wir müssen hier einfügen, daß der Inhalt des Geschriebenen in einiger Hinsicht bereits berücksichtigt wurde. Man hat bemerkt, daß die Handschrift sehr sensibler Personen die charakteristischen Merkmale froher, bzw. trüber Gemütsstimmung aufweist, je nachdem ob das, was sie gerade schreiben, eine erfreuende oder betrübende Tatsache ist. Diese Berücksichtigung des Geschriebenen geht, um es kurz zu sagen, auf die Art des Interesses, das der Schreiber an den mitgeteilten Tatsachen nimmt. Dagegen handelt es sich bei der Ausschaltung der Aufmerksamkeit um den Grad des Interesses am niedergeschriebenen Inhalt.

Wer seine Handschrift sorgfältig beobachtet, kann bemerken, daß er verschieden schreibt nicht nur zu verschiedenen Tageszeiten oder unter dem Einfluß verschiedenartiger Gemütsbewegungen usw., sondern auch je nachdem, ob er am Inhalt des Geschriebenen geringes oder hohes Interesse nimmt. Und zwar wird er im allgemeinen feststellen, daß mit der Zunahme des Interesses unter sonst vergleichbaren Umständen seine Schriftzüge kühner, freier, kurz unwillkürlicher werden. Je mehr nämlich ihn der Inhalt des zu Schreibenden in Anspruch nimmt, um so weniger achtet er auf die Tätigkeit des Schreibens, um so mehr also gelangen die unwillkürlichen Mitbewegungen zu ihrem Recht.

Hiermit hängt die längst beobachtete Tatsache zusammen, daß diejenigen Leute durchweg uncharakteristische Handschriften haben, welche durch ihren Beruf genötigt sind, sehr häufig Sätze zu schreiben, deren Inhalt sie nicht im geringsten interessiert, nämlich die Abschreiber und Kanzlisten. Ihre während des Schreibens unbeschäftigte Aufmerksamkeit richtet sich naturgemäß auf die Schreibtätigkeit: die individuelle Bewegungsunwillkürlichkeit wird vermindert, die Buchstaben weichen weniger, als man vielleicht nach dem Charakter des Schreibers erwarten dürfte, von der Vorlage ab, pflegen aber durch häßliche Schnörkel willkürlich bereichert zu werden. Als ein Beispiel des äußersten Gegenteils kann eine Bemerkung Preyers über ein Schriftstück Darwins gelten. Preyer erwähnt bei Gelegenheit der Besprechung von Gelehrtenhandschriften eine von Darwin im Jahre 1837 niedergeschriebene Notiz über die künftige Verwertung seiner Entwicklungstheorie. Infolge der intensiven Konzentration der Aufmerksamkeit auf die zu bannenden Gedanken änderte Darwin unbewußt seine Handschrift: die Notiz zeigt handschriftlich eine ungewöhnliche Menge unwillkürlicher Kürzungen. „Hier drängten sich“, nach Preyers Ausdruck (Psychologie des Schreibens, S. 87), „die Gedanken in solcher Fülle im Haupte des Entdeckers, daß er sich nicht die Zeit nahm, die zum Ausdruck derselben erforderlichen Buchstaben alle hinzuschreiben und die hingeschriebenen alle kenntlich zu machen.“

*

Es sei nur noch in Kürze angedeutet, wie unser Grundgedanke im einzelnen methodisch zu verwerten ist. Man ordnet möglichst zahlreiche unter übrigens gleichen oder nahezu gleichen Schreibumständen von ein und derselben Person verfaßte Schriftstücke nach dem Grade des Interesses, welches der Schreiber am Inhalt des Geschriebenen nimmt. Die Abmessung des Interessegrades wird zwar in jedem besonderen Fall unter Berücksichtigung individueller Momente zu geschehen haben, dürfte aber im großen und ganzen an der Hand des folgenden Schemas vor sich gehen.

Erste Schriftprobe: Abschrift von Sätzen, deren Inhalt den Schreiber gemütlich in keinem Sinne affiziert. Niedrigster Grad von Interesse.

Zweite Probe: Abschrift von Sätzen, deren Inhalt den Schreiber angenehm berührt. Erste Stufe der Steigerung des Interesses.

Dritte Probe: Abschrift von Sätzen, deren Inhalt den Schreiber unangenehm berührt. Unangenehme Vorstellungen affizieren für den Augenblick stärker als angenehme. Dies dürfte daher eine weitere Steigerung des Interesses bedeuten.

Vierte Probe: Niederschrift eigener Gedanken, aber etwa noch bei aufgegebenem Thema. Infolge des Nachdenkens über die Art der Abfassung wird sich hier dem Inhalt ein bedeutend höheres Interesse zuwenden müssen als in allen vorigen Fällen.

Fünfte Probe: Niederschrift eigener und zugleich völlig spontaner Überlegungen, etwa Tagebuchblätter, Aperçus, Liebesbriefe usw. Höchste Steigerung des Interesses am Inhalt.

Wenn, wie es durchweg der Fall sein dürfte, in der hier geschilderten Richtung die Aufmerksamkeit zunehmend von der Tätigkeit des Schreibers abgelenkt wird, so setzen uns diese fünf Schriftproben in den Stand, Art und Stärke aller Veränderungen der betreffenden Handschrift zu erkennen, welche hervorgehen aus dem störenden Eingreifen unabsichtlichen Achtens auf die Schreibbewegung."

III. Zu Seite 18.

So wenig auch das derzeitige Wissen eine systematische Behandlung der einschlägigen Probleme oder gar ihre Lösung aus einem allgemeinen Prinzip erlaubt, so sei doch in Kürze die Richtung unseres Forschens skizziert, dessen Ergebnisse den Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung bilden werden.

Jegliches Formungsbestreben ist als solches doppeldeutig. Wer in seiner Handschrift z. B. den Schwankungsspielraum des Neigungswinkels einengt, erhöht damit die Regelmäßigkeit, wer die Schleifen in Fortfall bringt, mehrt die Einfachheit, wer die Oberlängen heraustreibt, beschränkt um ebenso vieles die Wirkungsfähigkeit der Unterlängen usw., daher wir zunächst zu entscheiden haben, was von beidem er jeweils bezweckte: ob die Vermeidung von Schrifteigenschaften oder ihre Darstellung. Der sich einer sog. Schönschrift befleißigende Schüler sucht das handschriftliche Gepräge seiner Züge als normwidrig auszulöschen, wohingegen die verschnörkelten Majuskeln und schwungvollen Paraphen etwa des jugendlichen Geschäftsreisenden den Wunsch verraten, einer noch ungenügenden Eigenart künstlich nachzuhelfen. Genetisch zerfallen dergestalt die erworbenen Schriften in die durch gewollte Unterdrückung vorhandener und in die durch Einführung neuer Eigenschaften hervorgebrachten. Jene mögen vergleichsweise moralisch, diese ästhetisch disziplinierte heißen.

Der moralische Stil läßt unter allen Umständen die Absicht erkennen, im Lichte der sozialen Tauglichkeit und Wohlanständigkeit zu erscheinen. Wir finden hier in erster Linie den „altruistischen“ Charakter, der auch übrigens geneigt ist, etwas „sich abzugewöhnen“, „sich zu bessern“, sich anzupassen. Echter Vervollkommnungstrieb bildet gar nicht so selten die psychische Prämisse einer vorlagemäßig geregelten Schrift. — Wir finden ferner in dieser Gruppe auch die „Opportunisten“, die „Realpolitiker“, die Erfolgsanbeter und Ehrgeizigen, die sich durch Dienstbeflissenheit sei es gegen Vorgesetzte, sei es gegen modische Sitten emporarbeiten. Und wir finden hier endlich den „Wolf im Schafspelz“, will sagen den in Wirklichkeit von durchaus widermoralischen Triebfedern beherrschten und selbst wohl gar verbrecherischen Charakter, der sich hinter dem Scheinbild des Gegenteils vor Späheraugen zu salvieren sucht. Darlegung der fraglos anzunehmenden Stilentgleisungen solcher Spielarten zöge uns weit über die Grenzen einer bloßen Skizzierung hinaus; doch vergleiche man als schönes Beispiel für wenigstens den „harmlosen Bauernfänger“ die „verdeckte Arkade“ in der übrigens nahezu kalligraphischen Schrift von Fig. 1.

Aus dem ästhetischen Stil andrerseits spricht der Wunsch nach unterscheidender Besonderheit, weshalb uns hier der künstlerisch eigenartige, im Urteil selbständige und abseitige Charakter, aber auch jener spezielle Typus des Eitlen begegnet, der sich durch importierte Umgangsformen und gesuchte Redewendungen hervortut. Da jede Originalitätssucht und Affektiertheit (deren Varietäten Legion!) in irgendeinem Punkte unfehlbar übertreibt, so gehört sie, beiläufig gesagt, zu den diagnostisch leicht fixierbaren Eigenschaften. Nur als Teilerscheinung des hysterischen Charakters wird sie bisweilen schwieriger zu fassen sein.

Wie der moralische Stil zugleich auf Anpassungsbestreben, so weist umgekehrt der ästhetische hin auf mehr oder minder starke Isolationstendenz. Stand auf jener Seite der soziale Charakter, so finden wir auf dieser den unsozialen. Das kann sein der einsame, ungesellige, konzentrierte Mensch; es ist weit häufiger der auf das Äquivalent des Geltungs- und Machtbewußtseins angewiesene. Darum tritt uns im Kleid des ästhetischen Stils so oft entgegen die herzlose Selbstgefälligkeit und Süffisance, die sich für das ihr versagte Liebevermögen durch tyrannisierenden Hochmut schadlos hält.

Innerhalb des ästhetischen Stiles scheidet sich nun wieder der auf Reichtum des Gebildes von dem auf Kargheit gerichteten: ein Gegensatz, den die Kunstgeschichte in größtem Maßstab illustriert. Man halte etwa neben die drohende Strenge der ägyptischen, die exotische Üppigkeit der indischen Kunst oder man vergleiche mit der Gemessenheit altchristlicher Formensprache den schwülstigen Pomp des Barock! Einer so klar akzentuierten Gegensätzlichkeit der Formtypen entspricht ganz notwendig eine solche der erzeugenden Triebfedern; indessen müssen wir uns für jetzt ein weiteres Vorschreiten in dieser Richtung versagen.

IV. Zu Seite 51.

Bisherige Analysen der Begabung, zumal der künstlerischen, haben fast ausschließlich deren innere Seite gewürdigt, will sagen die besonderen Auffassungs-, Aneignungs- und Verarbeitungskräfte, ohne die allerdings das Talent nicht zu denken ist. Eine nicht minder dankbare Aufgabe wäre die Untersuchung des Anteils, den an der Züchtung selbst solcher Kapazitäten die

Stärke des Bedürfnisses nach einer bestimmten Art der Äußerung hat. Die heute sog. Schaffensfreude, die wir fast nur mehr beim Künstler suchen, erwiese sich darnach als das ursprünglich ebenso allgemeine wie beständige Gefühl, das den harmonisch geregelten Abfluß des Innenlebens begleitet. „Ausdrucksvoll“ im engsten Wortsinne war in minder naturwidrigen Zeiten jede Tätigkeit: man ging „mit Lust an die Sache“, man lebte auch in seinem Handwerk und man fühlte sich gleichermaßen dazu „berufen“, ob man nun Bildsäulen meißelte oder Schuhe über den Leisten schlug. Weder war die materielle Technik durch eine Kluft von der künstlerischen getrennt, noch das Schaffen als solches dem Leben entfremdet. „Genie“ ist, nach dem Ausdruck des Novalis, „der natürliche Zustand des Menschen“. Dem Griechen galt auch der Künstler als „Handwerker“, und wichtiger als die schönste Statue erschien ihm die agonale Gymnastik der lebendigen Leiber. Erst seit die Maschine dem Menschen unzählige Handarbeiten abnahm und dadurch in gewaltigem Umfange lebendiges Geschehen mechanisierte, sind die „Berufe“ mehr und mehr poesielos, ja wohl gar zu unvermeidlichen Übeln geworden, von denen man mit Bedacht das kleinste wählt.

Demgegenüber aber erscheint selbst die stärkste Begabung im Lichte nicht nur der inneren Einseitigkeit, sondern fast mehr noch einer jeweils spezifischen Verengung der natürlichen Ausdrucksbreite. Die mancherlei seelischen Anomalien gerade großer Talente, die sogar zu der bedauerlichen Fehlannahme einer Verwandtschaft von „Genie und Irrsinn“ führten, verlören ihr Verwunderliches an der Hand des Gedankens, daß jede Kunst die „Natur“ in ein geistiges Schema zwinge.

Es ist eines der unermeßlichen Verdienste Friedrich Nietzsches, die biologische Betrachtungsweise geistiger Gegenstände — wie wir sie hier nur streifen konnten — angebahnt und am Beispiel der Musik zum Teil schon bewährt zu haben. Musik ist ihm das Tönen, Klingen, Jauchzen des vom Tanzschwung ergriffenen Leibes, und darum weckt sie, so meint er, auch im Hörer wiederum heilige Tanzwut. Daß sie das nicht vermöge — daß sein „Fuß gegen sie böse“ werde: das ist ihm der Kardinaleinwand gegen die Tonkunst Wagners, als welche daher von einem kranken Leibe zeuge. — Nietzsche gewann seine besten Einsichten aus der Versenkung in griechisches und römisches Altertum. Inzwischen haben sie ganz neue Bestätigungen erfahren durch die genauere Erforschung noch heute bestehender Bräuche zumal der „Naturvölker“. Man weiß jetzt nicht nur, daß z. B. Dichtung, Vortrag und Melodie ehedem eines waren, man weiß auch, daß diejenigen Tätigkeiten, die wir heute ausschließlich als mühevolle „Arbeiten“ verstehen, wie die mannigfachen des Landmannes, des Webers, des Schmiedes usw. nicht minder rhythmisch und festlich verliefen wie Tänze oder sakrale Zeremonien. Wir erwähnen in diesem Zusammenhange das Werk von Bücher „Rhythmus und Arbeit“. Wenn es auch in einer fraglos falschen Hypothese gipfelt: daß nämlich der Rhythmus aus der Arbeit stamme — (welch sonderbarer Umweg der Gelehrsamkeit! — Ist nicht unser Herzschlag rhythmisch, unser Atmen, unser Wechsel von Wachen und Schlafen — wird nicht die ganze Natur vom Rhythmus der Pendelbewegung durchpulst! Nicht der Rhythmus ist erklärungsbedürftig, sondern der Verlust desselben!) — so illustriert es doch an einem überaus reichen Material sog. Arbeitslieder unwiderleglich die ursprüngliche Einheit von Kunst, „Beruf“ und Leben. Und es läßt zur Genüge erkennen, wie aus dieser Einheit erst durch allmähliche und gewaltsame Unterdrückung sich ausgesondert

hat so das vom lebendigen Schreiten, Tanzen und Hantieren losgelöste Lied als das von allem Sang und Klang verlassene Tun.

V. Zu Seite 59.

Wir haben schon wiederholt im Laufe unserer Erörterungen empfunden, daß wir uns auf einer Indifferenzzone von Leib und Seele bewegen. Das macht uns noch deutlicher ein anderer Lieblingsbegriff zumal der romantischen Psychologie: der Begriff der Konstitution. (Vgl. z. B. Carl Gustav Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt, S. 29—31, wo nicht weniger als 10 verschiedene „Konstitutionen" aufgeführt werden.) Auch mit ihm wird nicht sowohl ein Inneres oder ein Äußeres, als vielmehr die körperliche Phänomenalität der Seele umschrieben und zwar in dem doppelten Sinne: als durch habituelle Gewohnheiten geschehend wie auch als einfach vorhanden in Zügen der organischen Masse und Verteilung. Das „Naturell" ist von diesem größeren Ganzen nur eine Seite: es ist die in bedeutungsvollen Bewegungen ausgelöste „Konstitution". Es wäre nach Analogie energetischer Gesetze zu denken, daß der innere Kraftstrom bald mehr in ausdrückenden, bald mehr in formbildenden Vorgängen verbraucht würde: worin die Erklärung läge für die beiden Extreme des Äußerungsdranges. Im antiken Römer wäre zum tektonischen Aufbau des Leibes verwandt, was im antiken Hellenen die nervöse Reizbarkeit gesteigert hätte.

Noch in anderer Hinsicht sehen wir die Feinheit instinktiven Denkens an diesem Begriff sich bewähren. Durch die Konstitution soll zugleich bedingt sein das Verhältnis des „bewußten" zum „unbewußten" Seelenleben. Der beweglichere Nervenmensch z. B. neigt zu hellerer Bewußtheit als der haftendere Muskelmensch. Auch diese Einsicht werden wir durch jene wiederholt befragten Wendungen bestätigt finden. Außer an der Schwerflüssigkeit des Ausdrucks ist der Sinnige, der Saumselige, der Träumer usw. zweifelsohne auch erkennbar am Vorwalten begrifflich unbestimmter Gefühle. Die „Gemütlichkeit" erinnert uns gleicherweise an einen mehr korpulenten Körperbau und an jenen „gesunden Menschenverstand", der sich nur widerwillig aus seinen automatischen Denkgewohnheiten wecken läßt. Im Schwerblütigen wiederum und Kontemplativen scheint die Fülle des Unbewußten der „Aufklärung" zu widerstreben. Und andrerseits: nie hätten die Hellenen die „dialektische Methode" erfunden ohne dies schwatzhafte Naturell, das jeden aufsteigenden Impuls sofort „begreifen" mußte, um ihn zu veräußern: ein Sachverhalt, den aufs schärfste Jacob Burckhardt erkannte, der bei Gelegenheit seiner trefflichen Schilderung des Lebens auf der Agora („Griechische Kulturgeschichte", Bd. I, S. 77) unter anderem ausführt: „Der historischen Betrachtung ziemt es festzustellen, daß ohne Gespräch die Entwicklung des Geistes bei den Griechen weniger denkbar ist als bei irgendeinem anderen Volke und daß Agora und Symposion die beiden großen Stätten der Konversation waren."

In Zusammenhängen dieser Art sind praktische Wahrheiten fundiert, die nur unser Zeitalter mit seiner phantastischen Überschätzung des Intellekts vergaß, wenn es gleich nicht umhin kann, sie auf Schritt und Tritt zu befolgen. Der innere und der expressionelle Vorgang sind gleich den auf einen Punkt bezogenen Koordinaten zusammengehörige Funktionen: derart, daß eine Änderung auf der einen Seite unausweichlich eine korrelative auf

der andern mit sich bringt. So gewiß nun die „Natur“ von innen bildet, ebenso gewiß bildet aller „Geist“ von außen. Jede allgemeine „Richtung“ des Denkens, sei es eine Religion, sei es die Tendenz zur „Objektivität“, breitet sich aus: nicht, wie es das übliche Vorurteil will, von innen nach außen, sondern einzig auf dem Wege von der Peripherie zum Zentrum.

Nicht durch ethische Unterweisung z. B. zerstören wir heute die „Konstitution“ der Naturvölker, sondern indem wir ihr launisches Naturell durch eine aufgezwungene Rechtspraxis zu regelmäßiger „Arbeit“ nötigen. So bereitet, wer sich „Geduld“ auferlegt, die innere Ataraxia vor, die zwar nach Zone und Volksart wechselnde Bekenntnisse zeitigt: sie gehört zum Kern christlicher und hat noch heute Teil am Wesen wissenschaftlicher Gesinnung. Langsam und an den scharfen Riffen des Verstandes zu tausend Rinnsalen zersplittert folgen den modelnden Bräuchen die Einsichten und Sätze (wie in der Wissenschaft die Wahrheiten den Methoden) und sie können längst in der Wüste des Denkens vertrocknet sein, wenn der treibende Impuls in Riten und Zeremonien noch immer Seelen bändigt.

Indem wir dergestalt für die Gleichgewichtsverschiebungen der Seele eine außerordentlich hohe Bedeutung den Zuständen des Körpers beimessen, ist es vielleicht nötig, ausdrücklich hinzuzufügen, daß wir deshalb keineswegs jene neuerdings gelegentlich hervorgetretene Ansicht teilen: die Mannigfaltigkeit der sog. Affekte sei eine Mannigfaltigkeit eben — von Körperempfindungen oder doch als aus diesen erst erfolgend zu denken: daher wir denn z. B. nicht etwa weinen würden, weil wir traurig wären, sondern traurig würden, weil wir weinen müßten! Unsere Darlegungen schließen weder diese, noch sonst irgendeine Theorie der Affekte in sich. Sie fußen auf der unbezweifelbaren Tatsache, daß seelische Erregung und körperlicher Zustand ein Ganzes bilden, in welchem jede Änderung auf der einen Seite eine korrespondierende auf der anderen nach sich zieht. Sie vertreten ferner die Annahme, daß ein Eingriff in dieses Ganze wenigstens mit den uns bekannten Mitteln psychischer Beeinflussung nur von außen möglich sei: will sagen primär durch eine Modifikation nicht des Meinens, sondern des Verhaltens.

In der Region der „Überzeugungen“ bricht sich der Strahl der Geister an der Vielheit der Gegenstände: die beliebig oft wechselnden „Weltanschauungen“ eines Menschen sind nur verschiedene Weisen, wie sich ein und derselbe Charakter mit neuen Erfahrungsinhalten abfindet. Es ist dabei der „Charakter“ der tätige, nicht der leidende Teil. Ihn aber modelt: von innen das organische Wachstum des Leibes — von außen: was immer ihm neue „Gewohnheiten“ aufzudrängen imstande ist: ein körperlicher Unfall, Armut, Reichtum, ein Amt, eine Einsiedelei, am dauerndsten und mächtigsten vielleicht die Rechtsatmosphäre, in welcher er atmet. — Wir sagen genau besehen Selbstverständliches, ob es schon paradox klingen mag einem Zeitalter, das vielleicht einige Ursache hat, die tatsächlich wirkenden Kräfte im Völkerleben beschönigend zuzudecken mit jenem dünnen Intellektualismus, der es fertig bringt, an derselben Stelle, wo eben ein friedsamer Volksstamm mit Branntwein und Kanonenkugeln zivilisiert wurde, aufrichtig die „Segnungen der Humanität“ zu preisen.

VI. Zu Seite 72.

Wir wollen uns nicht zum voraus gegen einen Einwurf verteidigen, der nach landläufiger Ansicht gewiß viel Scheinbarkeit hätte; gegen den Einwurf,

unsere Theorie werde nur einer Seite des Hysterismus gerecht, lasse hingegen andere (namentlich seiner vorgeschritteneren Stadien) unerklärt. Doch möge freilich ausdrücklich betont sein, daß unsere Behandlung des Gegenstandes in mehr als einer Hinsicht von der allgemein üblichen abweicht.

Die Psychiatrie von heute hat durchweg noch nicht den psychologischen Anschluß gewonnen. Sie studiert den psychisch abnormen Menschen, ohne hinreichend den psychisch normalen zu kennen. Mit wesentlich deskriptiver Gruppierung der geistigen Störungen und, wenn es weitgeht, ihrer Rückführung auf eine Hauptursache glaubt sie meist ihre Aufgabe schon vollendet. Sie hat sich im großen und ganzen noch nicht zu dem Schritt entschlossen, mit dem allein sie den Rang strenger Wissenschaftlichkeit beanspruchen dürfte: die krankhaften Zustände von innen heraus, das will sagen nach Analogie des gesunden Erlebens zu deuten. Eben damit nämlich begänne erst das Verstehen derselben.

Indem jeder Versuch dieser Art notgedrungen von den Grenzzuständen des psychisch Normalen ausgeht, wird er im Bilde der psychischen Störung immerdar eine Linie herausarbeiten, durch welche sie mit den gewöhnlichen Verrichtungen des Geistes übereinstimmt. Bisher breit ausgemalte Züge können dergestalt zu ganz nebensächlichen herabsinken, indes wiederum beiläufig behandelte nun als die wichtigsten erscheinen.

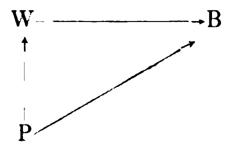
Inbezug auf Hysterie vergleiche man etwa die ausgezeichnete Schilderung, welche Kräpelin im zweiten Bande seiner „Psychiatrie“ gegeben hat. Das Schlüsselmerkmal des ganzen Phänomens, die Ausdrucksübertreibung, wird von ihm unter den zahlreichen Symptomen an letzter Stelle angeführt (die anderen sind kurz gesagt: Ablenkbarkeit, Lügenhaftigkeit, Stimmungswechsel, Selbstgenuß zumal als Genuß des eigenen Leidens, Eigenbezüglichkeit und Dominationslust, Beeinflußbarkeit und Eigensinn) und zwar mit folgenden Worten (7. Aufl., Bd. II, S. 693): „Vielfach führt die Gewohnheit sehr lebhafter Gefühlsäußerungen zu einer mehr oder weniger unwillkürlichen Übertreibung der Ausdrucksbewegungen. Sie haben ihre Ausdrucksmittel so verbraucht, daß sie das Bedürfnis nach immer kräftigeren Kundgebungen fühlen, um die Stärke der inneren Erregung wiederzugeben. Darum pflegt der Leidenschaftlichkeit ihres äußeren Gebahrens meist auch nicht im entferntesten die wirkliche Stärke der Gemütsbewegung zu entsprechen, die überraschend schnell durch eine andere, entgegengesetzte Gefühlsschwankung abgelöst werden kann. Auf diese Weise entwickelt sich bei den Kranken öfters eine gewohnheitsmäßige Neigung zum Mißbrauch starker Ausdrücke für ihre Gefühle, zu einer unwahren Überschwänglichkeit.“ — Als Grundzug der Hysterie aber gilt ihm die abnorme Leichtigkeit, mit der psychische Zustände zu körperlichen Veränderungen führen. Aus ihr wäre, wie man bei einiger Überlegung sieht, nun gerade am wenigsten erklärlich jene ungewöhnliche Stärke des Verlangens nach Äußerung: da denn Verlangen überall erst entsteht am Berührungspunkte von Trieb und Hemmung. Wohl aber ist umgekehrt die Labilität des Ausdrucks als eine Folge des Ausdrucksdranges verständlich, wenn man nur mit uns die Annahme macht, daß ein spezifisch darauf gerichteter Wille auch die Imitation der Affekte erziele. Nur so aber wird zugleich miterklärt, was bei bloßer Ausdrucksleichtigkeit vollends rätselhaft bliebe: jenes Ingredienz peinlicher Absichtlichkeit, durch das die hysterisch bedingte Expression von der des gewöhnlichen Affekts charakteristisch unterschieden ist.

VII. Zu Seite 109.

Eine andere zumal auf Anschaulichkeit abzielende Darstellung dieses Sachverhalts gibt der nachstehende Auszug aus unserem Referat über einen in der Berliner Psychologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag: „Das Grundgesetz des Ausdrucks und seine Bedeutung für die Analyse der Handschrift“ (Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, Bd. I, Heft 2).

„Vollkommen durchgeführt ergibt die Analyse als nicht weiter zerlegbaren Grundbestandteil jeder Handlung einfache körperliche Bewegungen, die Sprechbewegungen eingeschlossen. Sie und nur sie sind in der Erfahrung gegeben, während die Willensakte, aus denen sie hervorgehen sollen, einem instinktiven Zwange gemäß von uns hinzugedacht werden. Wir lassen die Frage beiseite, warum und mit welchem Recht das geschieht und nehmen als zugestanden, daß für unzählige Funktionen des Menschen dieses Recht von niemandem bestritten wird.

Gesetzt aber, es gibt Bewegungen, in denen ein Wille sich ausspricht, so spricht sich in eben denselben eine Persönlichkeit aus. Willensakte als solche existieren ebensowenig wie Wahrnehmungen, Vorstellungen usw. als solche, sondern durchaus nur wahrnehmende, vorstellende, wollende Persönlichkeiten. Der Willensakt ist eine zwar unterscheidbare, nicht aber vom psychischen Organismus abzutrennende Teildarstellung der Persönlichkeit: ein Sachverhalt, der oft mißverstanden und fast nirgends genau beschrieben wurde. Wird mit anderen Worten als zurecht bestehend behauptet, daß eine Bewegung (B) hervorgehe aus einem Wollen (W), so liegt darin eingeschlossen, daß sie hervorgehe aus einer Persönlichkeit (P), von welcher das Wollen die vorübergehende Realisation im Bewußtsein ist; und wir brauchen, um von P nach B zu gelangen, offenbar nicht den Umweg über W zu machen.

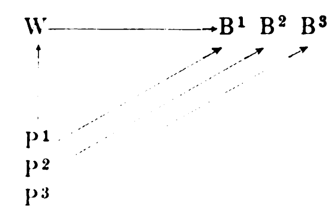


Die Tatsache, von der wir sprechen, ist jedermann bekannt. Niemals ist der Gesamtbewußtseinsinhalt sogar des nämlichen Menschen zweimal genau derselbe in zwei verschiedenen Augenblicken, wo er noch so sehr ein Gleiches will, geschweige denn mehrerer Menschen. Abgesehen von simultanen Eindrücken, die in ihrer jeweiligen Totalität nicht zweimal wiederkehren, wechselt die „Stimmung“, die teils von ebenfalls vorübergehenden, teils aber auch von bleibenden Dispositionen des inneren Lebens zeugt. Jedes Bewußtsein hat innerhalb einer verschieden großen Schwankungsbreite seine individuelle Grundstimmung, die als an sämtlichen Einzelakten dieses Bewußtseins partizipierend auf jene Konstanten weist, deren Gesamtheit wir bald „Charakter“, bald „Persönlichkeit“, „Individualität“ usw. nennen.

Minder bekannt als die Tatsache selbst ist die Tragweite ihrer Konsequenzen, deren wir die wichtigste an der Hand des obigen Schemas illustrieren. Sofern die Bewegung (B) aus der Persönlichkeit (P) stammt, muß sie mit einem Wechsel dieser wechseln, auch wenn der Willensakt (W) der gleiche bleibt. Treten also an die Stelle der Persönlichkeit P die Persönlichkeiten P^1, P^2, P^3 usw., so resultieren notwendig Bewegungen B^1, B^2, B^3 usw., ohne daß W,

d. h. der von uns gedachte Willensakt eine Wandlung erführe. Diese Folgerung wird durch die Erfahrung in vollem Umfange bestätigt.

Denken wir uns zehn Menschen nacheinander die Hand ausstrecken in der Absicht ein Buch zu ergreifen, so tun sie es zehnmal verschieden: der



eine etwa lebhaft, der andere zögernd, der dritte hastig, der vierte umständlich, der fünfte gravitätisch usw., und solche Eigentümlichkeiten ihrer Bewegung entsprechen bleibenden Dispositionen ihrer Persönlichkeiten. Nur weil wir gewohnt sind, einzig auf das Was der Bewegung, d. h. ihren Zweck zu achten, so lassen wir uns meist die ungemein lehrreichen Aufschlüsse entgehen, die uns selbst so einfache Handlungen, wie das Ergreifen eines Buches über den Handelnden erteilen könnten; und es bedarf in der Tat nur der auf das Wie der Bewegung gerichteten Aufmerksamkeit, um zur Kenntnis des fremden Charakters auf einem ungleich kürzeren Wege zu gelangen als durch Analyse der ihn leitenden Motive.

Die übliche Einteilung geistig bedingter Funktionen des Menschen in Handlungen und Ausdrucksbewegungen ist darnach ungenau. In Wirklichkeit gibt es keine psychisch verankerte Funktion, die nicht expressiv wäre, während einige allerdings außerdem noch einen bestimmten Zweck verfolgen."

VIII. Zu Seite 125.

Zum Beleg für die sprachlich konsequent festgehaltene Bedeutungsverschiedenheit von „Kopf" und „Herz" geben wir im folgenden, aus der großen Fülle einschlägiger Wörter und Wendungen, eine kleine Auswahl und übertragen zum Zweck der Verdeutlichung der uns erheblichen Sinnelemente deren einige in eine mehr begriffliche Sprache, ohne damit ihren Totalinhalt fixieren zu wollen, dessen mit teilweise uralten Gefühlstönen beladener Beziehungsreichtum jeder Definitionsbemühung spottet.

Herz.

Gefühl: Herzenskälte, Herzenswärme, Herzlichkeit, hartherzig, weichherzig, mildherzig, herzlos, gutherzig, herzzerreißend, offenherzig, Mutterherz.

Pathos: Herzensangst, Herzeleid, Herzensfreude, Engherzigkeit, Männerherz, Weiberherz, Hasenherz, Herzenskind, Herzensfreund, Herzenskamerad, hochherzig, kleinherzig, leichtherzig, mattherzig, herzhaft, beherzt.

Gefühl und Pathos:

Ein schweres Herz haben	=	Trauer mit ängstlicher Spannung
Es geht einem etwas zu Herzen	=	Depressive Mitgefühle
Sich etwas zu Herzen nehmen	=	Reue oder gekränkter Stolz oder enttäuschte Liebe
Es tut einem etwas bis ins Herz hinein weh	=	Heftiger Seelenschmerz

Gebrochenes Herz	= Erinnerungsweh m. Hoffnungslosigkeit
Es wird einem weit ums Herz	= Erleichterungsgefühl und Freudepathos
Es geht einem das Herz auf	= Entspannungs- und Sympathiegefühle
Einem schwillt das Herz Es macht einem etwas das Herz höher schlagen Das Herz schlägt einem hoch	= Pathos der Erfüllung oder Erfüllungserwartung bei vorherrschend affirmativen Gefühlen: wie Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe usw.
Es hüpft einem das Herz	= Intensive Freude
Es brennt (glüht) einem das Herz	= Inbrunst, Begeisterung
Etwas auf dem Herzen haben	= Besorgnis und Spannung
Nicht das Herz zu etwas haben	= Mangel an Mut bei lebhaftem Verlangen
Etwas nicht übers Herz bringen können	= Widerstreit von Wunsch und Mitgefühl
Sich ein Herz nehmen	= Gefühl des Mutfassens
Sich etwas vom Herzen schaffen	= Entspannungsgefühle
Von Herzen, von ganzem Herzen, aus Herzensgrunde (sich freuen, traurig sein usw.)	= Pathos verschiedenster Gefühlserlebnisse
Stimme des Herzens	= Grundgefühl oder Grundpathos
Das Herz auf dem rechten Fleck haben	= Gefühlsstärke im Teilnehmen
Ein weites Herz haben	= Neigungswechsel
Sein Herz bezwingen	= Gefühlsunterdrückung
Sein Herz auf der Zunge tragen	= Leichtigkeit der Gefühlsäußerung (Naturell!)
Jemandem sein Herz ausschütten	= Impulsivität der Gefühlsäußerung
Jemandem ins Herz sehen	= Seine Neigungen kennen
Ein Herz für jemanden haben	= Ihm geneigt sein
Jemandes Herz besitzen	= Von ihm geliebt werden
Jemanden im Herzen tragen	= Lieben
An jemanden sein Herz verlieren	= Leidenschaftlich lieben
Von jemandem sein Herz abwenden	= Ihm abgeneigt werden.

Kopf.

Intellekt: Scharfer Kopf, klarer Kopf, offener Kopf, kopflos, etwas im Kopfe haben, etwas im Kopf behalten, sich den Kopf zerbrechen, Dummkopf, Kindskopf.

Wille (Eigensinn, Selbstbeherrschung, Reizbarkeit): Querkopf, starrköpfig, hartköpfig, seinen eigenen Kopf haben, Dickkopf, sich etwas in den Kopf setzen, seinen Kopf durchsetzen, mit dem Kopf durch die Wand wollen; kalter Kopf, den Kopf oben behalten, den Kopf verlieren, kopfscheu werden; Brausekopf, hitzköpfig.

IX. Zu Seite 131.

Nachstehende Tabelle gibt eine Übersicht über die wichtigsten Korrelate des Gegensatzes von funktioneller Gleichmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit. Den Oberbegriff für die innere Störbarkeit überhaupt, die Ursache des Mangels

an Gleichmaß, bezeichnet am besten der Terminus „Stimmungswechsel“. Solcher nun entwickelt sich auf Grund von drei kategorisch verschiedenen Dispositionen; einmal positiv: aus Gefühlsherrschaft oder Affektivität, ferner negativ: aus der Schwäche des Selbstbeherrschungsvermögens, endlich: aus der Uneinheitlichkeit oder Widersprüchlichkeit der Triebfedern. Die Affektivität wiederum besteht in gesteigerter Empfänglichkeit bald mehr für passive, bald mehr für aktive Gefühle und wird danach jeweils zu nennen sein entweder schlechthin Empfänglichkeit, bzw. Sensibilität (mit ihrerseits einer mehr egoistischen oder altruistischen Färbung) oder aber Erregbarkeit, bzw. Affizierbarkeit. Das nämliche Teilungsprinzip spaltet auch den Mangel an Selbstbeherrschung in Haltlosigkeit und Hinreißungsfähigkeit. Stimmungswechsel bewirkt im sozialen Verhalten und Auftreten des Menschen mehr oder minder weitgehende Veränderlichkeit, die sich ebenfalls einigermaßen spezifizieren läßt nach der jeweiligen Sonderart des Stimmungswechsels. Dieselben Erwägungen bestimmen die Unterbegriffe für Stimmungsgleichmaß.

Gleichmäßigkeit.

Stimmungsgleichmaß

Einheitlichkeit	Keine Gefühlsherrschaft			Beherrschtheit
	Unempfänglichkeit		Unaffizierbarkeit	
Harmonie	Teilnahmeunfähigkeit (Härte) (Herzlosigkeit)	Unempfindlichkeit Indifferenz Apathie Gefühlsstumpfheit Mattherzigkeit Indolenz	Gleichmut	Unablenkbarkeit Gehaltenheit Unerschütterlichkeit
	Unveränderlichkeit			
Beständigkeit Stätheit	Unbestimmbarkeit Unbeeinflußbarkeit Unlenksamkeit		Ruhe	Verläßlichkeit Beharrlichkeit Konsequenz

Ungleichmäßigkeit.

Stimmungswechsel

Uneinheitlichkeit	Gefühlsherrschaft			Unbeherrschtheit	
	Empfänglichkeit (Sensibilität)		Erregbarkeit (Affizierbarkeit)	Ablenkbarkeit	Hinreißungsfähigkeit
Widersprüchlichkeit Disharmonie Zerrissenheit	Mitgefühlsfähigkeit Teilnahmefähigkeit Weichheit (Gemüt)	Empfindlichkeit Empfindsamkeit Verletzlichkeit Kränkbarkeit	Reizbarkeit Irritabilität (Jähzorn)	Haltlosigkeit	Zügellosigkeit Maßlosigkeit
	Veränderlichkeit				
Inkonsequenz Unbeständigkeit Wankelmut	Bestimmbarkeit Lenkbarkeit	Unruhe Ungleichmäßigkeit	Aufgeregtheit Exaltiertheit Unberechenbarkeit Launischkeit	Verführbarkeit	Unzuverlässigkeit

X. Zu Seite 137.

Die gewohnheitsmäßige Bewegtheit des Körpers heiße B, die psychische Triebkraft T, der psychische Widerstand W. Dann ist:

$$B = \frac{T}{W}, \text{ woraus folgt: } T = B \cdot W.$$

T bleibt folglich unbekannt, solange W es ist. Ein doppelt oder halb so großes B würde zum gleichen T, ein doppelt oder halb so großes T zum gleichen B gehören, gesetzt daß W jedesmal im umgekehrten Sinn variiert.

$$2\,B = \frac{T}{{}^1/_2\,W} \text{ oder } {}^1/_2\,B = \frac{T}{2\,W} \text{ usw.}$$

$$2\,T = B \cdot 2\,W \text{ oder } {}^1/_2\,T = B \cdot {}^1/_2\,W \text{ usw.}$$

T und B sind einander folglich nur dann proportional, wenn W als konstant oder als mit B im gleichen Sinn sich ändernd gedacht wird: was zwar erlaubt ist beim Wechsel von Depression und Expansion im nämlichen Individuum, nicht mehr aber beim Wechsel der Persönlichkeiten.

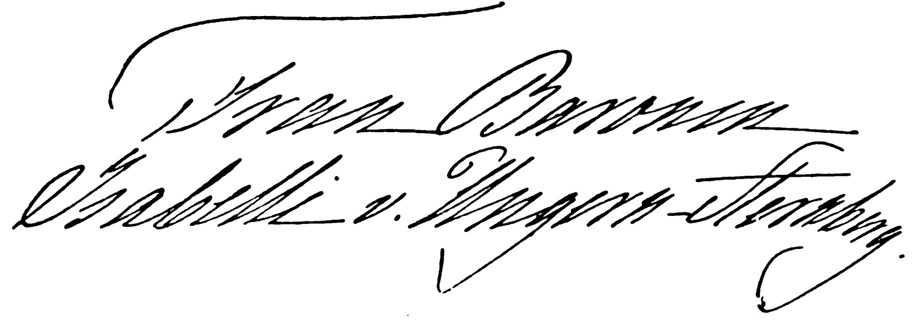


Fig. II. Geringer Federdruck bei großer Spitzigkeit: Zähigkeit.

Dem Versuch, W aus dem Reibungsdruck zu ermitteln, wäre entgegenzuhalten, daß der psychische Widerstand außerdem ja Eile und Größe herabsetzt; daher wir im Einzelfall nicht wissen könnten, ein wie großer Anteil von ihm zur Vermehrung des Nachdrucks, ein wie großer andrerseits zur Häufung retardierender Impulse dient. Für den tatsächlichen Parallelismus beider Funktionen erbrachte bei Gelegenheit seiner schon erwähnten Experimente mit der Schriftwage Diehl den Nachweis, indem er zeigte, daß die zu rückläufiger Schreibung der Zahlenreihe 1—10 erforderliche Mehranstrengung außer der zu erwartenden Erhöhung des Nachdrucks gleichzeitig mit sich führt eine Minderung der Ausgiebigkeit und Eile. Vgl. Kräpelins, Psychologische Arbeiten, III. I. (S. 1—61). Die spezifisch hemmende Wirkung des psychischen Widerstandes kann nun aber individuell offenbar auch vorherrschen und dadurch möglicherweise eine Minderung sogar des Nachdrucks bewirken. Wir kennen in der Tat Personen, deren Unterarm beim Schreiben den Tisch erzittern macht und deren Finger den Halter beinahe krampfhaft umschließen, indes ihre Feder eine ausgesprochen zarte Handschrift hervorbringt! (Um speziell die Größe des beim Schreiben auftretenden Fingerdrucks zu prüfen, hat, beiläufig gesagt, neuerdings Wilhelm Urban einen pneumatischen Schreibstift konstruiert. „Jahrbuch für Photographie und

Reproduktionstechnik" 1905.) In der Eile und Ausgiebigkeit steckt folglich nicht nur B, sondern ein von Person zu Person wechselnder Bruchteil von W; die Merkmale des Nachdrucks andrerseits lassen vom individuellen W jedenfalls nur ein Element erkennen, dessen Verhältnis zum Ganzen vielleicht in qualitativer, nicht aber in quantitativer Hinsicht bestimmbar ist. Eine persönliche Kraftkonstante kann aus der habituellen Heftigkeit des Ausdrucks daher unter keinen Umständen erschlossen werden. Wir schalten an dieser Stelle eine Bemerkung ein über den mutmaßlichen Sondersinn der federspaltenden Druckbetonung.

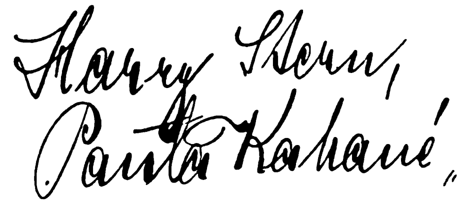


Fig. III. Starker Federdruck: Eigensinn.

Sogar noch Preyer, der mit seinem Erklärungsversuch die Wahrheit streift (Zur Psychologie des Schreibens, S. 167—175) hält sich nicht frei von fehlgreifender „Zeichendeutung", wenn er glaubt, Druckarmut spräche schlechthin von Willensschwäche. Die Handschrift von Fig. II ist gewiß recht dünn, ihre Urheberin leidet jedoch an der Willenseigenschaft der Zähigkeit durchaus nicht Mangel. Unter den wahren Kennzeichen des Willens hat zwar auch der Druck eine Stelle, aber keine wesentlich bevorzugtere als etwa der Winkel und jeder sonstige Niederschlag psychischer „Gespanntheit". Tatsächlich zu „bedeuten"

Fig. IV. Kräftiger Federdruck: Männlichkeit.

vermag er denn einzig nur diese, womit er weiterhin allerdings verwertbar wird zur Erfassung sämtlicher Eigenschaften, die Spannungen erzeugen können. (Vgl. unsere Arbeit „Zur Theorie des Schreibdrucks", Graph. Monatshefte 1902, S. 97—102 und 1903, S. 1—14.) Und deren Anzahl ist Legion. In Fig. III z. B. weist er vornehmlich auf Eigensinn. Hierzu noch folgendes. Da Federspaltungen außer Muskelspannungen eine gegen die Schreibfläche gerichtete Bewegung erfordern, so wird man den zugehörigen „Willen" von vornherein als einen vorherrschend aktiven zu bestimmen geneigt sein. Hält man damit zusammen den eigenartigen Gefühlston einer durch intermittierenden Gegendruck erzeugten Widerstandsempfindung, so dürfte verständlich erscheinen, daß starke Druckunterschiede weit häufiger bei Männern auftreten als bei Frauen. Wir möchten überhaupt die federspaltende Druckbetonung in erster Linie für ein Symptom des psychischen Virilismus halten (Fig. IV): was überdies ein Licht würfe auf die oft zu beobachtende Tatsache des Mangels an Nachdruck in hochgradig geistigen Schriften.

XI. Zu Seite 141.

Etwas eingehender haben wir die Beziehung unseres Begriffs des Formniveaus zu demjenigen der Ästhetik dargetan bei Gelegenheit einer psychologischen Analyse der Persönlichkeit Richard Wagners auf Grund seiner Handschrift (Graph. Monatshefte 1904, S. 81—98) und geben aus unseren dortigen Ausführungen folgendes wieder.

„Bei ausführlicherer Behandlung des Gegenstandes wäre hier ferner in ihre Schranken zu weisen jene ursprünglich von England importierte kritizistische Richtung, welche die Welt der Werte aus der allgemeinen Mechanik der Auffassungsvorgänge deduziert. Ihre unverkennbar moralistische Tendenz sichert dieser Betrachtungsweise eine ständig wachsende Anhängerzahl und wirbt ihr Vorkämpfer und Wortführer zumal unter den wissenschaftlichen Köpfen. Das Verdienst, das sie unbestreitbar für sich in Anspruch nehmen darf, die Spur der rationalisierenden Tätigkeit des Geistes bis in die einfachsten Erfahrungsinhalte hinein verfolgt zu haben, bildet nur leider die Kehrseite ihrer charakteristischen Beschränktheit: bei geschärftester Blickkraft begrifflicher Selbstbesinnung gänzlich blind zu sein für den seelischen Gehalt des Erlebens.

Damit ein Ding objektives Wohlgefallen errege (Kant nennt es mit einer leicht irreführenden Wendung „interesselos"), muß es unfraglich ebenso der sinnlichen Auffassungsgabe konform sein wie ein unsere Billigung heischendes Urteil den Erfordernissen der Logik. Aber genau wie diese sind auch die ästhetischen „Apperzeptionsbedingungen" immer die nämlichen und daher völlig außerstande, den spezifischen Reiz konkreter Schönheit irgend verständlich zu machen. Wir lieben ja auch sonst nicht Allgemeinheiten: z. B. nicht den Menschen, sondern immer nur einen bestimmten Menschen. Gleicherweise fesselt uns an einer menschlichen Schöpfung nicht die generelle Geistigkeit, durch die sie mit jeder nur eben gelungenen übereinstimmt, sondern gerade ihr Unvergleichliches. — Dies Unvergleichliche ist aber ferner nicht das schlechthin Persönliche. Auch die Persönlichkeit zwar kann als solche jenen Reiz bewähren, wie denn kein Erscheinendes von ihm ausgeschlossen ist. Sie bewährt ihn jedoch offenbar durch ihre Teilhaberschaft an etwas anderem: sonst müßte jeder die Macht der Schönheit um sich verbreiten können. Weder der „Geist" noch der „Charakter" kann dem Gebilde die eigentümliche Magie verleihen, durch die es uns dem Zufälligen entrückt und wie von einer inneren Notwendigkeit des Daseins getragen erscheint.

Die Frage darnach wird nicht durch Schlüsse, sondern einzig nach der vollen Erfahrung entschieden. Nur aus der lebendigen Fülle aufgewühlter Augenblicke oder zum wenigsten aus entselbstender Vertieftheit in schöpferisch Gestaltetes mögen wir ein Wissen davon in den Zustand des Betrachters hinüberretten. Wie weit oder wie wenig immer unser Gedanke dem zu folgen imstande sei, stets wird die Überzeugung unser Gewinn sein, daß eine fremdvertraute Kraft uns gleichsam von außen her anrührte und unser ganzes Wesen wie in einem glühenden Tiegel einschmolz. Mit jenem Staunen, das die Gewißheit des Lebens birgt, werden wir uns verjüngt erstanden fühlen aus einem Flammenbade, in welches der „Geist" mit dunkler Inbrunst stürzte. Wir werden die Anmaßungen der Denkbegierde vor solchem Wissen zügeln und das Wort von der „inneren Empfängnis" für mehr als nur Gleichnis halten. In der Glut der Konzeption, nicht in der Größe des Geistes werden

wir fürder die Ursache dessen suchen, wodurch das Meisterwerk überwältigt: wie denn das Lebensfeuer des wirklichen Kindes minder im Wesen der Eltern als in der Tiefe der zeugenden Leidenschaft seinen Grund hat. Will man dies innere Leben am Kunstwerk die Form nennen, so ist Form der geistigen Anstrengung unerreichbar und ein „Stil“ trägt den Zauber der Form genau in dem Maße, als der Rhythmus in ihm sein Gesetz bemeistert.

Es ist vor dem Leben das unvermeidliche Verhängnis jeder bloß gedanklichen Scharfsicht, eine conditio sine qua non mit dem Gehalt zu verwechseln. So war es seit je und so wird es bleiben: in wem nicht selbst noch Element ist, der wird auch am elementaren Gebilde immer nur das bemerken, was es mit den gewöhnlichen Äußerungen des Geistes gemein hat. Er glaubt das Rätsel gelöst zu haben, das er ahnungslos beiseite schob.

Wir gehen solcher Einsicht hier nicht weiter nach und berühren nur noch einige diagnostische Konsequenzen. — Man hat die Frage aufgeworfen, ob man auf Grund physiognomischer Daten (z. B. der Handschrift) jemandem die Qualifikation zu schöpferischen Leistungen zuerkennen oder absprechen dürfe. Obiger Anschauung zufolge wird die Handschrift davon nicht weniger und auch nicht viel mehr enthüllen als von den äußeren Lebensschicksalen ihres Urhebers, die zwar gleichfalls zu seinem Charakter eine innere Beziehung haben, übrigens aber abhängen vom unberechenbaren Kräftespiel der Welt. Und ließen wir selber außer Betrachtung, ohne was noch kein Schaffender gefunden ward, die Gunst der Stunde, so bliebe als prädisponierend für schöpferische Geistigkeit doch immer nur erkundbar eine spezifische Fertigkeit und Impressionabilität, sowie die besondere Richtung der persönlichen Wünsche, niemals dagegen der lebenzündende Funke. Nicht der mütterlichste Wille gewährleistet einer Frau Gebärtüchtigkeit, sondern ein allgemeiner Zwang der Natur, über den auch die löblichsten Vorsätze nichts vermögen. Genau so steht es mit der geistigen Empfängnisfähigkeit des Schaffenden. Das echteste Verlangen darnach wäre sie zu bewirken völlig außerstande, indes sie wieder wüster Haltlosigkeit verliehen sein kann, die uns ihrer Gaben weit weniger würdig scheint. So kann es zuweilen wohl gelingen, handschriftlich den Musiker etwa vom Plastiker zu unterscheiden, nicht aber innerhalb einer Kunstbetätigung die Neues bildende Ursprünglichkeit von der nur nachfahrenden „Begabung“.

Der alten Distinktion von „Genie“ und „Charakter“ liegt ein wahres, wenngleich moralisch mißdeutetes Gefühl zugrunde. Richtig verstanden enthält es nichts, um weswillen wir gerade der Kunst einen Glorienschein (und noch dazu einen ethischen!) flechten sollten. Wie einerseits auch aus dem kühnsten Gebilde des Menschen unfehlbar sein „Charakter“ spricht (und zwar sowohl nach seiner allgemeinen Menschlichkeit, als auch in seinen ganz speziellen Zügen), so gibt es andrerseits keine noch so geringfügige Charakteräußerung, die nicht belebt sein könnte vom Rhythmus des Alls. Die virtuoseste Leistung kombinierter Geisteskräfte wird manchmal toter und leerer sein und mithin weniger „Genie“ verraten als ein einziger Blick der Leidenschaft und nichts hindert, den erweckenden Pulsschlag wahrzunehmen, so in der einfachsten Handbewegung als im verschlungenen Gewebe der Dichtung.

Die Persönlichkeit ist eines, das Element ein anderes. Von ihrer Vermählung im Geiste zeugt das Werk, soweit es wirklich „res nata“ und nicht „res facta“ ist. Die positiven Bedingungen dieses geheimnisvollen Aktes sind vorläufig wenigstens durchaus unbekannt und lassen sich nicht aus den

Eigenschaften der Persönlichkeit deduzieren. Wohl aber freilich, wie schon oben bemerkt, kann diese selbst eine in höherem oder geringerem Maße elementarische sein, wovon zumal ihre unwillkürlichen Expressionen Zeugnis geben. Dergestalt wird auch eine Handschrift uns mehr oder minder reich, lebendig und im tieferen Sinne sympathisch erscheinen, und wir werden bei einigem Gefühl dafür unschwer die schöne und starke von der schwächlichen oder giftigen Seele unterscheiden lernen. Aber wie jede Vollendung, so weist auch diese nicht über sich selbst hinaus, und es wäre eine arge Fehlfolgerung, aus der Fülle des Lebens auf Fülle des Geistes zu schließen: da denn dieser vielmehr nur zu häufig jeden instinktiven Reichtum verbraucht und den schaffenden Menschen wohl gar als ein trauriges caput mortuum seiner Werke zurückläßt."

XII. Zu Seite 192.

Das durchaus sinnlich orientierte psychologische Denken der Romantik hat uns auch über die physiognomische Objektivation der „Berufe" manches Treffliche hinterlassen und zwar nicht zuletzt bei den poetischen Novellisten. Man könnte sich keinen überzeugenderen Beitrag zur Theorie des persönlichen Leitbildes und insbesondere zur Ausprägung der Tätigkeitsart des Menschen in seinem äußeren Habitus denken als die burleske Szene zwischen dem genialen Haarkünstler Belcampo und dem entlaufenen und verkleideten Mönch Medardus in Hoffmanns „Elixieren des Teufels", woraus wir im folgenden einiges wiedergeben. Auf die Frage, was er aus den verworrenen Haaren herauszubringen gedenke, antwortet der geisterhafte Haarkünstler: „„Lassen Sie mich erst mit den gehörigen Weiten, Breiten und Längen Ihr wertes Haupt, Ihre ganze Gestalt, Ihren Gang, Ihre Mienen, Ihr Gebärdenspiel betrachten, dann werde ich sagen, ob Sie sich mehr zum Antiken oder zum Romantischen, zum Heroischen, Großen, Erhabenen, zum Naiven, zum Idyllischen, zum Spöttischen, zum Humoristischen hinneigen; dann werde ich die Geister des Caracalla, des Titus, Karls des Großen, Heinrichs des Vierten, Gustav Adolfs oder Vergils, Tassos, Boccaccios heraufbeschwören . . . Ich werde es sein, mein Herr, der Ihre Charakteristik, wie sie sich aussprechen soll im Leben, vollendet. Aber jetzt bitte ich, die Stube einigemal auf- und abzuschreiten, ich will beobachten, bemerken, anschauen, ich bitte!" — Dem wunderlichen Mann mußte ich mich wohl fügen; ich schritt daher, wie er gewollt, die Stube auf und ab, indem ich mir alle Mühe gab, den gewissen mönchischen Anstand, den keiner ganz abzulegen vermag, ist es auch noch so lange her, daß er das Kloster verlassen, zu verbergen. Der Kleine betrachtete mich aufmerksam, dann aber fing er an, um mich her zu trippeln; er seufzte und ächzte, er zog sein Schnupftuch hervor und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne. Endlich . . . seufzte er und sprach: „Ach, mein Herr! Was ist denn das? Sie haben sich nicht Ihrem natürlichen Wesen überlassen, es war ein Zwang in dieser Bewegung, ein Kampf streitender Naturen. Noch ein paar Schritte, mein Herr!" Ich schlug es ihm rund ab . . . indem ich erklärte, daß, wenn er nun sich nicht entschließen könnte, mein Haar zu verschneiden, ich darauf verzichten müsse, seine Kunst in Anspruch zu nehmen. „Begrabe dich, Pietro", rief der Kleine in vollem Eifer, „denn du wirst verkannt in dieser Welt, wo keine Treue, keine Aufrichtigkeit mehr zu finden. Aber Sie sollen doch meinen Blick, der in die Tiefe schaut, bewundern, ja den Genius in mir verehren, mein Herr! Vergebens suchte ich lange all das Widersprechende,

was in Ihrem ganzen Wesen, in Ihren Bewegungen liegt, zusammenzufügen. Es liegt in Ihrem Gange etwas, das auf einen Geistlichen hindeutet. Ex profundis clamavi ad te Domine — Oremus — Et in omnia saecula saeculorum Amen!" — Diese Worte sang der Kleine mit heiserer, quäkender Stimme, indem er mit treuester Wahrheit Stellung und Gebärde der Mönche nachahmte. Er drehte sich wie vor dem Altar, er kniete und stand wieder auf, aber nun nahm er einen stolzen trotzigen Anstand an, er runzelte die Stirn, er riß die Augen auf und sprach: „Mein ist die Welt! Ich bin reicher, klüger, verständiger als ihr alle, ihr Maulwürfe; beugt euch vor mir! Sehen Sie, mein Herr", sagte der Kleine, „das sind die Hauptingredienzen Ihres äußeren Anstandes . . .". Es lag so viel Wahres in der Bemerkung des Kleinen, daß ich es für geraten hielt, ihm zu gestehen, wie ich in der Tat geistlich gewesen und schon die Tonsur erhalten, die ich jetzt soviel wie möglich zu verstecken wünsche.""

—

Alphabetisches Sachregister.

(Abkürzungen: S. = Schrift, i. d. H. = in der Handschrift.)

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Verzeichnis der Schreib- und Schriftmerkmale.

A.

B.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

Autorenregister.

Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft.

Die Publikationen enthalten grundlegende Abhandlungen über Geschichte der Graphologie, Handschriftenkunde, Charakterologie, Theorie der Graphologie, gerichtliche Schriftexpertise und Geschichtsgraphologie.

Zu den Mitarbeitern gehörten u. a. Dr. E. AXEL, Dr. jur. ERICH BOHN, Dr. jur. B. BRANDIS, HANS H. BUSSE, MICHEL DE CHAMPOURCIN, J. CRÉPIEUX-JAMIN, Dr. HUGO EICK, Dr. FRIEDRICH GUNDOLF, Dr. L. KLAGES, Dr. med. GEORG MEYER, Prof. Dr. W. PREYER, Dr. jur. HANS SCHNEICKERT, H. STEINITZER, FRIEDR. FREIHERR VON STROMER, Dr. R. STÜBE, I. VON UNGERN-STERNBERG.

Berichte.

Band	Seiten	Schriftproben	Preis
I. Band.	57 Seiten.	31 Schriftproben	1.— M.
II. Band.	128 Seiten.	85 Schriftproben	2.50 M.

I./II. Band gleichzeitig bezogen: 3 M.

Graphologische Monatshefte.

Band	Seiten	Schriftproben	Preis
I. Band.	180 Seiten.	120 Schriftproben	3.— M.
II. Band.	140 Seiten.	120 Schriftproben	2.50 M.
III. Band.	100 Seiten.	60 Schriftproben	2.— M.
IV. Band.	104 Seiten.	57 Schriftproben	2.— M.
V. Band.	100 Seiten.	50 Schriftproben	2.— M.
VI. Band.	98 Seiten.	76 Schriftproben	2.— M.
VII. Band.	102 Seiten.	30 Schriftproben	2.— M.
VIII. Band.	100 Seiten.	52 Schriftproben	2.— M.
IX. Band.	108 Seiten.	3 Schriftproben	2.— M.
X. Band.	124 Seiten.	76 Schriftproben	2.— M.

I./X. Band gleichzeitig bezogen: 20 M.

Graphologische Praxis.

Band	Seiten	Schriftproben	Preis
I. Band.	82 Seiten.	22 Schriftproben	2.— M.
II. Band.	82 Seiten.	52 Schriftproben	1.50 M.
III. Band.	81 Seiten.	26 Schriftproben	1.50 M.
IV. Band.	82 Seiten.	10 Schriftproben	1.50 M.
V. Band.	82 Seiten.	15 Schriftproben	1.50 M.
VI. Band.	80 Seiten.	12 Schriftproben	1.50 M.
VII. Band.	74 Seiten.	33 Schriftproben	1.50 M.
VIII. Band.	64 Seiten.	30 Schriftproben	1.50 M.

I./VIII. Band gleichzeitig bezogen: 10 M.

Die 20 Bände der Publikationen (2 Bände „Berichte", 10 Bände „Graphologische Monatshefte" u. 8 Bände „Graphologische Praxis") **gleichzeitig bezogen: 25 M.**

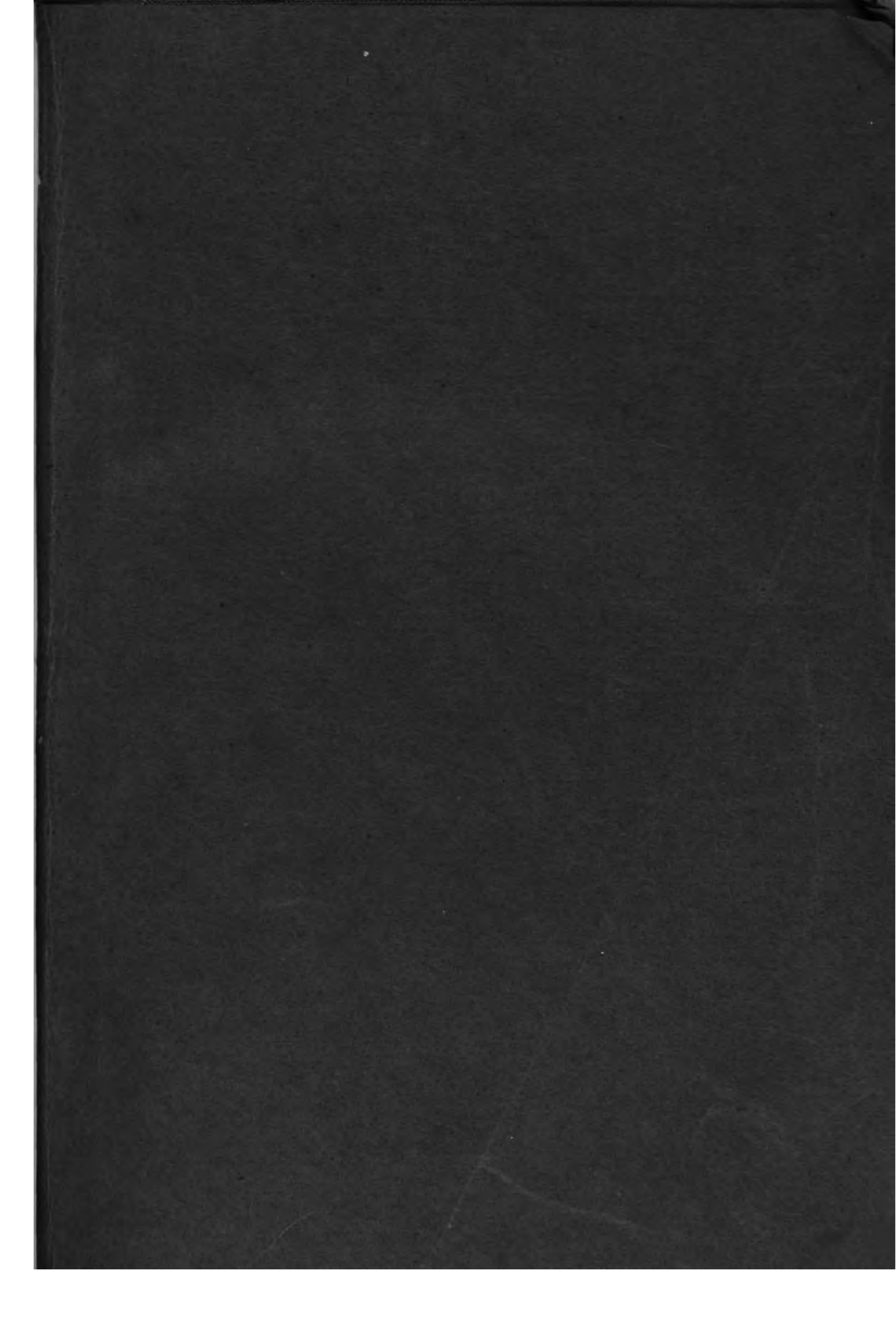
Systematisches Generalregister der Publikationen 1897—1903. 32 Seiten . . . . 1.— M.

H. STEINITZER. Zur Psychologie des Alpinisten. 63 Seiten. 29 Schriftproben . . . . 2.— M.

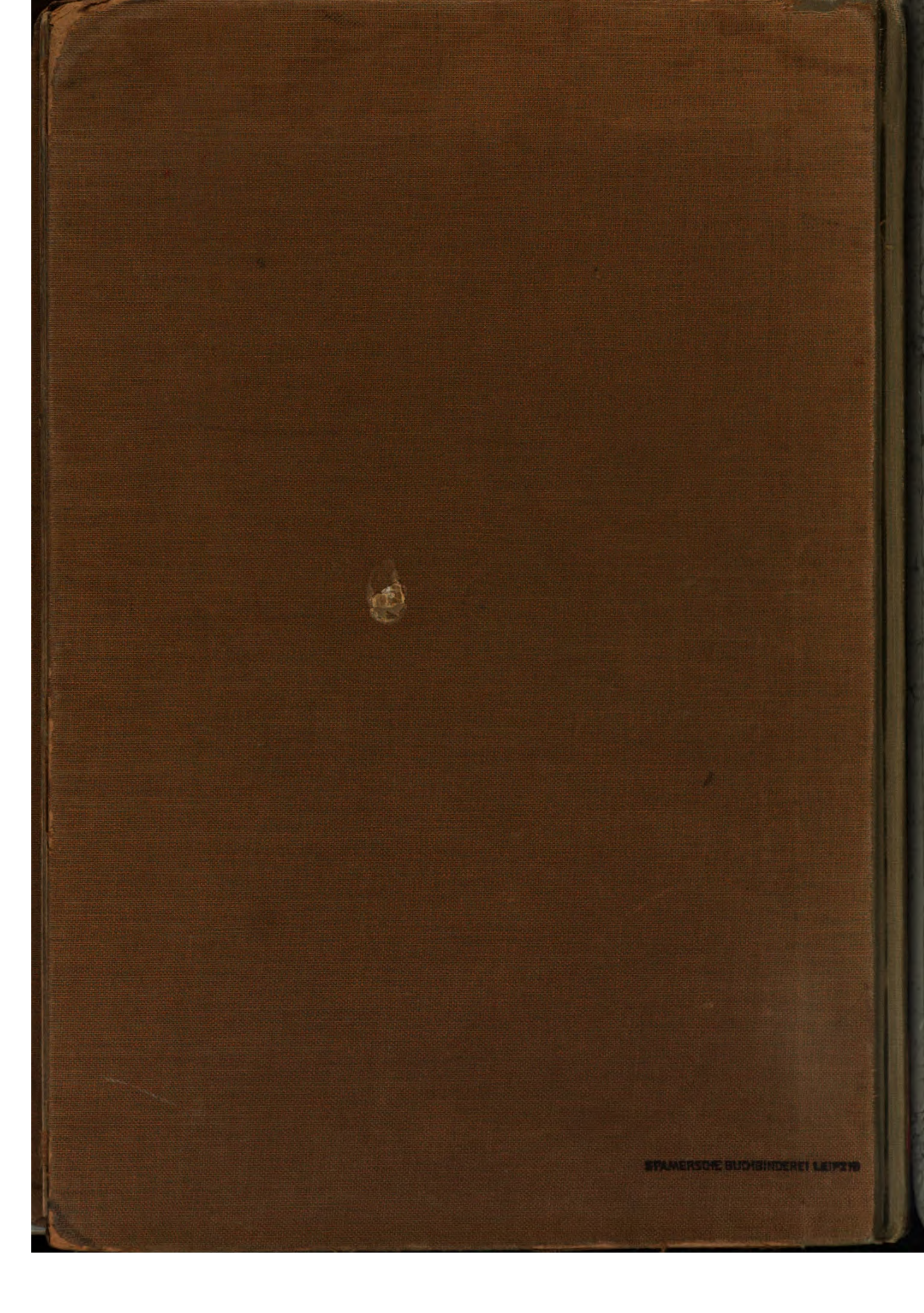
Dr. R. STÜBE. Grundlinien zu einer Entwicklungsgeschichte der Schrift. 35 Seiten . . . . 1.50 M.

Die Publikationen sind zu beziehen vom

Institut für wissenschaftliche Graphologie, München 39, Gernerstr. 34.






SPAMERSCHE BUCHBINDEREI LEIPZIG